C II 11/33

C. II. 11
2210.

33

Landesbibliothek
Coburg

M. Christoph Joseph Sucro

ehemaligen öffentlichen Lehrers der Beredsamkeit
und der griechischen Sprache an dem akadem.
Gymnasium zu Coburg

Kleine deutsche
Schriften

gesammlet und herausgegeben
vom
Gottlieb Christoph Harles
Professor zu Coburg.

Coburg
Verlegts Joh. Carl Findeisens sel. Wittib.
1770.

Coburger
Landes-
Bücherei

Dem

Durchlauchtigsten Fürsten

und Herrn

Herrn

Carl Friedrich

Regierenden Marggrafen

zu Baaden und Hachberg, Landgrafen zu Sausenberg, Grafen zu Sponheim und Eberstein, Herrn zu Röteln, Baadenweiler, Lahr und Mahlberg

rc. rc. rc.

Meinem gnädigsten Fürsten

und Herrn.

Durchlauchtigster Marggraf,

Gnädigster Fürst und Herr!

Fürsten, welche Verehrer der reinen Religion, Beschützer der Gerechtigkeit, Väter ihrer Unterthanen, Freunde und Lieblinge

der

der Musen sind; Fürsten, zu deren Throne sich eher der Haufen wahrer Patrioten und einsichtsvoller Männer; als der Schwarm sclavisch denkender Schmeichler nahen darf, verdienen nicht allein die Liebe und Devotion Ihrer Unterthanen, sondern auch die Hochachtung und Bewunderung anderer Völker und der Nachwelt. Der Unterthan bringt seine Klagen vor, in der gewissen Hofnung, Erhörung und Hülfe zu erwarten. Sicher, ruhig und zu-

frie-

frieden lebt er unter dem wachenden Schutz seines Landes-Vaters, und mit iener ehrfurchtsvollem Dank vereinigt der Ausländer sein Lob. Liebhaber der Wissenschaften bemühen sich wettweis, einem solchen weisen Salomo Opfer ihrer Devotion zu bringen, und mit einem gnädigen Blick und Zeichen des Wohlwollen sieht dieser Fürst auch die geringsten Bemühungen an.

 Durch-

Durchlauchtigster Marggraf,
Gnädigster Fürst und Herr!

HöchstDieselben verehret die Welt schon lange als einen solchen weisen und huldreichen Regenten: und schon lange mischte ich mich unter die Menge derer, welche HöchstDero erhabne Eigenschaften öffentlich und in der Stille bewunderten. Jetzo wage ich es, HöchstDenenselben meinen tiefsten Respect in einer öffentlichen Schrift zu bezeugen, und HöchstDero Namen dieser Sammlung von den kleinen Schriften eines ehemalig hiesi-

hiesigen geschickten und treuen Lehrers vorzusetzen. Ich schmeichle mir, daß Höchstdieselben mein zwar kühnes Unternehmen nicht ungnädig bemerken werden: bin aber zu schwach, hier alle die Verdienste, welche Ew. Hochf. Durchl. um die Religion, um die Wissenschaften und um HöchstDero blühende Staaten haben, und welche im geseegneten Andenken bey der Nachwelt bleiben werden, nach einem Schöpflin und andern grossen Gelehrten nur anständig zu erzählen, geschweig erst, gehörig zu loben.

Ich schweige! Aber auch dieß Schweigen soll ein Zeichen meiner Bewunderung und der tiefsten Veneration seyn, mit welcher ich zeitlebens verharren werde,

Durchlauchtigster Marggraf,
Gnädigster Fürst und Herr,
Ew. Hochfürstl. Durchlaucht

Coburg,
den 12. Sept.
1769.

unterthänigster und ganz gehorsamster
Diener
Gottlieb Christoph Harles.

Vorrede.

Kleinere Schriften sind oft deutlichere Beweise von der Denkungsart und den Talenten eines Schriftstellers, als dicke Quartanten. Sie sind entweder aus Mangel der Zeit und bey dringenden Gelegenheiten mit einer natürlichen Leichtigkeit und Flüchtigkeit; oder im Gegentheil mit der größten Strenge, Kürze und Genauigkeit abgefaßt: da hingegen an stärkern Bänden der Eigennutz, die Ermüdung des Geistes und ungleiche Umstände vielmals grossen Antheil haben. Kleine Schriften zeichnen auch oft die verschiedene Einsichten eines Gelehrten, da er über verschiedene Materien eigene oder

gesamm-

gesammlete kurze und zerstreute Anmerkungen bekannt machen kann, die zu einem ordentlichen Buch zu wenig Stoff gäben. Ja sie dienen vielmals, um den allmähligen Wachsthum der gelehrten Kenntniß eines Mannes daraus zu lernen: eine Beschäftigung, die wisbegierigen und besonders angehenden Weltweisen und andern Gelehrten ungemein vortheilhaft seyn kann. Dichter geben in solchen Sammlungen ihre verschiedene Anlagen und eigentliche Bestimmungen ihres Genies zu erkennen. Allein die kleinen Schriften, die nur bey gewissen Gelegenheiten und Vorfällen gedruckt werden, haben am meisten das unangenehme Schicksaal, von wenigen gelesen, oder geschwind zerstreut zu werden, so vortreflich sie sonsten bearbeitet worden, oder gemeinnützig sind. In dieser Betrachtung halte ich allerdings für zuträglich, ia nöthig, solche kleine Schriften zu sammlen, welche von einem Manne herrühren, der mit einer gesunden Philosophie und gründlicher Gelehrsamkeit, eine allen Menschen verständliche Sprache, und eine Feinheit und Richtigkeit im Ausdruck zu verbinden gewußt hat: Eigenschaften eines helldenkenden und durch schöne Wissenschaften

aufge-

aufgeheiterten Kopfes: aber auch vorzügliche Eigenschaften unsers seeligen **Sucro**, dessen kleine deutsche Schriften ich nun in einer Sammlung bekannter zu machen gedenke. Seine **Versuche in Lehrgedichten und Fabeln**, die vormals zu Halle 1747 herausgekommen, und in dieser Sammlung zuerst stehen, haben ihm gleich anfangs die Achtung und den Beyfall der Gelehrten erworben. Vielleicht würde ich partheyisch scheinen, wenn ich als der Herausgeber sie mit vielem Lobe erheben wollte. Ich will dahero lieber das Urtheil eines scharfsinnigen Kenners der schönen Wissenschaften, und der selbsten ein guter Dichter ist, Herrn **Duschens** *) hieher setzen. Leser, welche dessen schöne Briefe noch nicht gelesen haben, werden diesen langen Auszug hier mit Vergnügen ansehen; andere können ihn überschlagen, wenn sie zu eigensinnig sind, etwas gutes zweymal zu lesen.

*) In seinen Briefen zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn vom Stande, im zweytem Theile, Leipzig und Breslau 1765. im 19. Briefe: Seite 381 und folgg.

„Ich verlasse den Opitz, um noch ein paar Worte von einem andern Dichter zu sagen,

der kühn nach Hallers Laute greift.

Dieser ist Herr Sucro; ein didactischer Dichter, der lange das Glück nicht unter uns gemacht hat, was er verdienete. Seine Versuche in Lehrgedichten und Fabeln haben, ob sie gleich von dem vortreflichen Bodmer in seinem Character der deutschen Poeten so rühmlich angeführet worden, dennoch seit 1747 bis itzt in der Stille gelegen. Zur Entschuldigung unserer Landesleute lassen sie uns glauben, daß der schlechte Druck die Augen der Leser abgeschrecket habe: lassen sie uns aber auch hoffen, daß dieses Hinderniß bald gehoben werde.

Das Gedicht, wovon ich hier reden will, nennt sich, Versuche vom Menschen, und ist in einigen Versen dem Herrn von Haller zugeeignet. Vielleicht wäre, Versuche von den Vermögen der Seelen, eine dem Werke angemessnere Benennung gewesen: denn in der That betrachtet der Verfasser verschiedene Seelenkräfte; und zwar hauptsächlich von derjenigen Seite, wovon

sie

sie Einfluß in die Dichtkunst haben. Sie müssen sich also zwischen diesem Gedichte, und Popens Versuche über den Menschen keine Gleichheit vorstellen. Sie werden übrigens aus der Vorrede, welche sehr richtige Begriffe von der Poesie angiebet, und insbesondere, in wenig Worten, die Natur eines philosophischen Gedichts, deutlich und richtig erkläret, leicht sehen, daß der Verfasser aus der Schule des vortreflichen Herrn **Baumgarten** hervorgegangen ist.

Im ersten Buche wird die Neubegierde betrachtet, der beste Gegenstand derselben angewiesen, und eine allgemeine Erkenntniß der Seele beygefüget. Im zweyten Buche erkläret sich der Dichter über die Empfindungen; im dritten redet er von der Einbildung, und im vierten von dem Witze.

In diesem kleinen Werke hat der Dichter mannichfaltige Talente mit Ruhm gezeigt. Seine Stärke scheinet sich zwar vornemlich in Betrachtungen, tiefen Gedanken, und in der Kunst, viel Sinn in wenig Worte zu legen, besonders auszunehmen; doch gerathen ihm auch die Mahlereyen, und besonders die

Satyre, die er sehr geschickt unter seine ernsthaften Betrachtungen hat einzustreuen gewußt.„

Hierauf zeichnet Herr Dusch verschiedene Stellen aus, die ihm vorzüglich gefallen, und welche redende Beweise von der Stärke des seeligen Sucro in der didactischen Dichtkunst, in der Characteristick und der feinen Satyre sind. Doch bemerkt er mit Recht einige kleine Fehler, wozu ich noch eine gewisse Unannehmlichkeit und Härte des Reims und der Zusammensetzung an vielen Stellen rechnen möchte, und beschließt seine Abhandlung mit diesen Worten:

„Man siehet aus diesen kleinen Flecken, „daß der Verfasser seine letzte Hand an diese „Gedichte noch nicht gelegt hat, die iedoch, „ihrer vielen Schönheiten wegen so sehr ver„dienten, in einer bessern Auflage mehr Auf„merksamkeit zu erregen, als sie in der ersten „scheinen erregt zu haben.„

Hätte ich auch nicht schon vorhero, ehe ich Herrn Duschens Urtheil über Sucros Gedichte gelesen, den Vorsatz gehabt, eine Sammlung von dessen kleinen deutschen Schriften zu veranstalten: so würde ich dadurch

durch gewiß aufgemuntert worden seyn. Herr Dusch bestärkte mich also in meinem Vorhaben: und mit einem ruhigen Bewußtseyn einer nicht vergeblichen Arbeit liefere ich diese Sammlung desto zufriedener, da vier meiner Freunde, auf deren Einsicht, Geschmack und Kenntniß der schönen Wissenschaften ich mich verlassen darf, mir, da ich Ihnen mein Vorhaben entdeckte, aufrichtig gestanden, daß sie die nämliche Absicht gehabt hätten, und daß ich Ihnen nur zuvor gekommen wäre. Herr Dusch hat seinem Zwecke gemäß nur von den Lehrgedichten geurtheilt: vielleicht wäre er bey Beurtheilung der Fabeln und Oden strenger gewesen. Ich zum wenigsten empfinde in Sucros Fabeln zu viel Kunst und gesuchtes, und vermisse mehrmals das natürliche, die Simplicität und die leichte Wendung; Haupteigenschaften einer guten Fabel. In seinen Oden ist nicht immer der lyrische Enthusiasmus, das fortreisende, das Gedankenreiche, der Schwung. Allein ich will hiemit dem Urtheile wahrer Dichter und einsichtsvoller Kenner der Dichtkunst nicht vorgreifen, und die Geschichte der Poesie lehrt uns, daß wenige Dichter, und vielleicht keiner,

in ganz verschiedenen Arten der Dichtkunst gleich vollkommene Muster geliefert haben. Doch Ehre genug für einen Dichter, in einer Gattung Meisterstücke, und in den übrigen, nicht verwerfliche und mehr als erträgliche Versuche zu geben.

In seinen übrigen Abhandlungen wird man den scharfsinnigen Philosophen, das vortrefliche Genie in Erfindung neuer Wahrheiten oder glücklicher Wendung und Bearbeitung schon bekannter Sätze, den denkenden Sammler, der nicht in Häufung gleichlautender oder verschiedener Meinungen anderer Männer das einzige Verdienst einer Gelehrsamkeit sucht, und gleichsam in einem Strom von Citaten seine eigene Gedanken ertränkt; den glücklichen und geschmackvollen Erklärer der Alten bemerken.

Sucro soll eine ziemliche Anzahl von Gelegenheitsgedichten verfertiget haben, weil er nach einiger Meinung damals fast der einzige eigentlich zu nennende Dichter in Coburg gewesen. Davon habe ich aber wenige abdrucken lassen, weil viele würklich Gelegenheitsgedichte waren. Ein verstellter Dichter,

welcher sich zwingen muß, bey einer Gelegenheit, die ihn wenig rührt, sich in eine gewisse Leidenschaft zu versetzen, ist meistentheils wässerig, und hat die Natur, die wahre Quelle guter Gedichte, nicht zu seiner Führerin. Ferner ist der sonst glücklichste Dichter nicht zu allen Zeiten, wo auf eine gewisse Stunde unter vielen andern Arbeiten, oder andern nicht erwünschten Auftritten, ein Bogen voll gereimter Zeilen fertig seyn soll, von den Musen begeistert: Diese eigensinnige Göttinnen sind geflohen, und von ihnen verlassen geitzt ihr voriger Liebling ängstlich nach Gedanken und Reimen, und überall irrt er herum. Er reimt ohne Empfindung, bis der Bogen voll ist. Ich könnte die Vorrede mit Versen vieler Dichter, welche darüber geklagt haben, glänzend ausschmücken, wenn ich glaubte, daß hier der rechte Ort wäre, meine Leser auf eine solche blendende Art zu unterhalten, und die Erfahrung nicht jeden überzeugen könnte. Von einigen Gelegenheitsgedichten konnte man mir ihn nicht als den wahren Verfasser angeben Viele sind mir unbekannt geblieben.

Vielleicht verliehrt der Leser wenig dabey, und vielleicht würde der Verfasser selbsten gegen diese strenger gewesen seyn, wenn er eine Sammlung davon hätte veranstalten wollen. Auf dieienigen, die ich habe abdrucken lassen, hat Sucro wegen den Gegenstand wol noch die meiste Sorgfalt und Zeit verwandt. Seine Ode auf das Buchdrucker-Jubiläum, so Grunert zu Halle nebst andern bey iener Gelegenheit daselbst herausgekommenen Schriften zusammen gedruckt hat, habe ich nicht erhalten können. Sollte diese Sammlung Liebhaber finden, so kann ich sie vielleicht einer wiederhohlten Auflage eher einverleiben.

Die Vorrede würde ich gerne mit einer vollständigen Lebensbeschreibung von dem um unser Gymnasium verdienten Manne beschliessen, wenn ich mit hinlänglichen Nachrichten versehen wäre. Ich muß also blos dasjenige erwähnen, was ich aus den mündlichen, aber sichern Erzählungen erfahren, und was ich in dem öffentlichen Anschlag gefunden habe, welchen der damalige Lector der hebräischen Sprache bey den hiesigen

Anstalten und jetziger erster Hofprediger und Consistorial-Assessor, Herr **Happach**, im Namen des Collegium verfertiget hat.

Sucro erblickte das Licht der Welt zu Königsberg in der Neumark am vierten December 1718. Sein Vater **Christoph Sucro** war damals der oberste Geistliche am besagten Orte; kam aber bald darauf nach Magdeburg als Consistorialrath, Domprediger und Inspector über den Holzkreiß, wo er im Monat Julii 1751. gestorben ist. Die Mutter war **Maria Dorothea**, eine gebohrne **Winklerin**, deren Vater **Johann Joseph Winkler** in Magdeburg die nämliche Stelle begleitet hatte, welche ihr Mann nachhero bekam. Mütterlicher Seite stammte sie von dem Baumgartenischen Geschlecht ab, welches unserm **Sucro** in der Folge sehr vortheilhaft geworden ist. Er wurde theils von Hauslehrern, theils von den öffentlichen Lehrern in der Domschule zu Magdeburg unterrichtet. Unter diesen rühmte er besonders den Rector der Schule, der bey den damaligen philosophischen Sectirereien und unnützen Zänkereien die vernünftige Mittel-

 straße

straße hielte. Er schimpfte nicht auf die neu aufgekommene Wolfische Philosophie, und war auch kein blinder Verehrer derselben, sondern ein zweifelnder Academicus: und führte auch seine Schüler zu dieser Behutsamkeit und Zurückhaltung in philosophischen Aussprüchen an. Bey einem so feurigen und Freyheit liebenden iungen Studierenden, wie unser **Sucro** gewesen ist, mußte dieses einen grossen Einfluß auf seine künftige Denkungsart haben. Diese Richtung seines Geistes wurde in seinen Universitäts-Jahren noch mehr befestiget und näher bestimmt. Denn da er in seinem zwanzigsten Jahre 1738 nach Halle gieng, so erwählte er seine Anverwandten den grossen Theologen, D. **Sigismund Jacob Baumgarten**, in dessen Hause und unter dessen Aufsicht er war, und den berühmten Philosophen, **Alexander Gottlieb Baumgarten** vorzüglich zu seinen Lehrern in Erlernung der philosophischen und theologischen Wahrheiten. Unter dem ersten verthäidigte er 1743 eine theologische Abhandlung: von dem Vorzug der geoffenbahrten Religion vor der natürlichen. *) Von dem

letztern

*) De praestantia religionis reuelatae prae naturali.

letztern erhielte er in dem nämlichen Jahre den philosophischen Doctorhut, und fieng an Mathemathische und Methaphysische Vorlesungen zu halten. Ein durch vieles Studieren geschwächter Cörper nöthigte ihn, nach Verlauf eines Jahres Halle zu verlassen, und sich bey den Seinigen in Magdeburg wieder zu erhohlen. Auch hier konnte er nicht müssig seyn, sondern war ein fleißiger Mitarbeiter an der Uebersetzung der allgemeinen Welthistorie, die unter der Aufsicht des D. Baumgarten zu Halle gedruckt worden. Diese Arbeit setzte er in Nebenstunden fort, da er im Jahr 1745 nach dem Tode des Profess]. Schuberts auf Empfehlung des gedachten D. Baumgarten an das Coburgische akademische Gymnasium als öffentlicher Lehrer der griechischen Sprache und der Weltweisheit beruffen worden ist. Doch einige Jahre vor seinem Tode vertauschte er die philosophische Stelle mit der Professur der Beredsamkeit. Anfangs soll seine Kenntniß in der griechischen Sprache nicht hinlänglich stark genug gewesen seyn, aber sein Fleiß und vorzüglich sein gutes Genie verschaften ihm bald solche Einsichten darinnen, daß die Zuhörer

ihn mit eben der Begierde und Bewunderung hörten, als sie vorhero seine philosophische Vorlesungen zu besuchen gewohnt waren. Seine Art des Vortrags und Betragens gegen die Studierende erwarb ihm darzu alle Liebe und Zutrauen, und diese konnte er desto leichter erhalten, da er zu einer solcher Zeit hier lebte, wo das Gymnasium sich eben nicht in den vortheilhaftesten Umständen befande, und er sich leicht heben konnte. In seinem Betragen kann er ein Muster eines vernünftigen Lehrers seyn, der weder durch eine pedantische und sclavische Strenge sich den Haß seiner Untergebenen zuzieht, noch durch eine unzeitige Nachsicht sich verächtlich macht. Beyde Abwege haben gefährliche Folgen, und schaden bey iungen Leuten in der Erziehung und in dem Wachsthum ihrer Kenntnisse. Hauptsächlich suchte er dem Ausbruch irgend eines Uebels vorzukommen, und es in der ersten Geburt zu ersticken. Im Tadel oder Strafe war er strenge; aber mit Nachdruck, Ueberzeugung und Beobachtung des Wohlstandes. Da er eine vorzügliche Fertigkeit im Spotten, oder, um mich gelinder auszudrücken, im Satyrisiren besaß, so bediente er

sich dessen sehr vortheilhaft: und seine starke Ueberlegungskraft setzte auch diesem Mittel die gehörige Schranken. Bemerkte er an einem einen Fehler, so suchte er anfangs diesen im allgemeinen so treffend lächerlich oder unanständig zu zeichnen, daß der Fehlende leicht merkte, auf wen es gieng, und sich in der Folge hütete, nicht genannt zu werden. Wohlgesittete und fleißige Jünglinge unterschied er sehr von ausschweifenden und faulen. Diese strafte er mit einer Verachtung, welche sich aber nicht auf Vorurtheile und Haß gegründet hatte. Jenen begegnete er ungemein höflich und leutseelig, doch ohne seinem Ansehen dabey etwas zu vergeben. Er suchte überhaupt durch seine eigene vernünftige, gesetzte und anständige Lebensart, ein gutes Muster zu werden, und seine freundliche Miene, seine annehmliche Stimme, sein volles Gesicht, sein männlich starker Körper und äusserliches gutes Ansehen, welches bey iungen Leuten einen sehr grossen Eindruck macht, befestigte ihm noch mehr die Liebe, und die Achtung. Alle Gaben eines vorzüglich guten und beliebten Lehrers waren in ihm vereiniget.

In seinem Vortrag war er ausserordentlich fliessend, deutlich und lebhaft, oft zu poetisch, und er wußte durch witzige Gedanken und gute Wendungen die Aufmerksamkeit der Zuhörer ungemein zu erhalten. In Erklärung der Alten war er kein etymologischer Wortgrübler, sondern er lehrte sie, um den Geschmack, das Herz und den Verstand seiner Zuhörer darnach zu bilden. Die Dichter erklärte er als ein Dichter: um die Schalen bekümmerte er sich wenig, sondern drang in den Kern und in den Geist ein. Er bemühte sich, die Oekonomie, den Gang, die Wendung, das Erhabne und Gedankreiche, das eigentlich poetische und aesthetische zu erklären, und die Alten, nach Popens Vorschrift, mit dem Geiste der Alten zu lesen. Sein Ausdruck in der deutschen Sprache ist natürlicher und richtiger als im lateinischen. Doch war er in der deutschen Orthographie sich nicht immer gleich und richtig, (so aber eine Kleinigkeit ist. *) Bey den Alterthümern hielte er

*) Beym Abdruck dieser Sammlung behielte ich meistentheils seine Art zu schreiben bey, ausser wo er etwa sich zu ungleich oder ganz unrichtig gewesen. Seine ersten Jahre fielen in die Zeit, wo man im Deutschen anfieng, gewisse Regeln in der Orthographie festzusetzen.

er sich bisweilen zu lange auf. Doch führte ihn sein reiner Geschmack hierinnen nicht in ein Labarynth. Seine Abhandlungen, die er über philosophische Materien und über den **Homer** geschrieben hat, können davon die stärksten Beweise seyn, und ich habe von seinen Schülern Leute kennen gelernt, die in der Dichtkunst und in den schönen Wissenschaften vortrefliche Einsichten erlangt, und rühmliche Proben abgelegt: die aber auch aufrichtig gestanden haben, daß sie ihrem **Sucro** das meiste verdankten. Wenige Lehrer werden sich rühmen können, bey ihren Zuhörern in ihrem Leben und nach dem Tode eine solche zärtliche Liebe und wahre Hochachtung zu erlangen, als **Sucro** gehabt hat. Es ist wahr, die damaligen Umstände, die Veränderungen und moralische Beschaffenheiten seiner Collegen haben vieles dazu beygetragen. Indessen bestättigt er diesen Satz: Eine gründliche Gelehrsamkeit, Treue und Fleiß in Verwaltung seines Amtes, Liebe zu seinen Untergebenen, ein gesunder, deutlicher und angenehmer Vortrag und die gehörige Schranken in der Höflichkeit und Ernsthaftigkeit, verschaffen einem Lehrer das meiste

Ansehen,

Ansehen, und stiften bey den Zuhörern den größten Nutzen.

Er liebte Gesellschaften, und war, so lange es die Umstände seiner Gesundheit erlaubten, munter und unterhaltend: dabey aber immer zurückhaltend, und auch gegen seine vertrautesten Freunde etwas mistrauisch. Sein artiger Umgang verschafte ihm doch viele Freunde, und er konnte sich der vorzüglichen Gnade seines Durchlauchtigsten Fürsten des Höchstseeligen Franz Josias rühmen. Seine Neigung zur Satyre konnte er nicht unterdrucken. Die Wochenschrift, Druiden betittelt, und welche vielen Beyfall gefunden, besorgte er und verfertigte darinnen die meisten Aufsätze. In diesen schonte sein beissender Satyr weder Nachbar, noch Collegen, noch seine eigene Frau. Daß die Satyre fein und witzig eingekleidet sey, braucht bey einem so geschmackvollen Schriftsteller kaum erinnert zu werden.

Bald nach Antrettung der hiesigen Stelle heyrathete er am 20. Junii 1746 Esther Christina, Gustav Adolphs Beckers,

eines ansehnlichen Kaufmanns in Leipzig hinterlassene Tochter, die aber in Magdeburg soll erzogen worden seyn, und womit er viele Hofnung auf die Zukunft in Ansehung der zeitlichen Glücksgüter bekommen, aber nicht erlebt hat. Mit dieser zeugte er zwey Töchter und einen Sohn, welcher aber bald nach der Geburt gestorben ist. Der Aufwand, den er bey dieser Veränderung machen und fortsetzen mußte, nöthigte ihn durch gelehrte Arbeiten, besonders durch Uebersetzen das nöthige Geld zu verdienen. Halbe Nächte wachte er durch, aber dadurch verdarb er auch äusserst sein Geblüt, da schon die vielen öffentliche und privat Arbeiten seines Amtes den dauerhaftesten Körper schwächen konnten. Er sehnte sich nach einer ruhigern Stelle, und suchte verschiedene Aussichten. Aber der Tod, den ein hitziges Fieber beschleunigte, vereitelte alle seine Absichten. Er starb im Monath Junius 1756 im acht und dreyßigsten Jahr seines Alters: beklagt von seinen Zuhörern, bedauert von seinen Freunden, und allen, die ihn kannten, und die Verdienste eines treuen und gelehrten Lehrers zu schätzen wußten.

Zuletzt will ich noch ein Verzeichniß seiner Einladungsschriften anfügen. Das, was in dieser Sammlung abgedruckt, oder schon angezeigt worden, übergehe ich. Ausser den Uebersetzungen hat er kein grösseres Buch geschrieben. Ein Handbuch der Beredsamkeit hat er angefangen, aber nicht vollendet hinterlassen.

De pulcritudinis, quae in literis elegantioribus quaeritur, natura, a. d. XXVIIII. Octobr. 1745.

De furore poetico, a. d. III. Iul. 1746.

De Naturalismo Heautontimorumeno, ipso Pentecostes sacro 1748.

Artis historicae primas lineas duxit, a. d. III. Iul. 1748.

Lectionem suasit, a. d. XIV. Kal. Aug. 1748.

De facultate fingendi, a. d. IV. Kal. Sept. 1748.

De arte Mnemonica, a. d. VI. Cal. Maii 1749.

De facultate animi diuinatrice, a. d. XIIII. Sept. 1749.

In

In Luc. II, 14. commentatus eſt, a. d. XXV. Dec. 1749.

Super 2 Cor. IIII, 6. commentatus eſt, a. d. XVII. Maii 1750.

Scientiarum per Germaniam incrementa carmine celebrauit, a. d. III. Iul. 1750.

De ſtudiis inuita Minerua, a. d. XIX. Iul. 1750.

De virtutibus quibusdam et vitiis hiſtoricorum, a. d. XIII. Sept. 1750.

Rei poeticae rationes ſtrictim expoſuit, a. d. XVIII. 1751.

De arte heuriſtica commentatio I, a. d. XV. April. 1751.

De animi immortalitate carmen, a. d. XXVIII. April. 1751.

Suadam, rei oratoriae caput commendauit, a. d. VII. Oct. 1751.

De demonſtratione exiſtentiae diuinae a priori. prid. Kal. Sept. 1752.

Vitae Pindari et Horatii Flacci parallelae Specimen ex Gallico Blondelli latine vertit et notas adiecit, a. d. XXII. Sept. 1752.

Euthy-

Euthymiam musis comitem cecinit, a. d. III. Kal. Sept. 1754.

De arte obliuiscendi commentatio, a. d. III. Kal. Oct. 1754.

Wenn Kenner des Gründlichen und Angenehmen, und Liebhaber der Sucroischen Schriften mir ihren Beyfall nicht versagen, so will ich auch die hier gemeldeten kleine lateinische Einladungsschriften durch eine Sammlung bekannter und gemeinnützigen machen. Coburg, den 20. Septemb. 1769.

Abhandlung
von
philosophischen Gedichten.

Man hat die Poesie zu allen Zeiten nicht so wohl für eine durch gewisse Gegenstände bestimmte Wissenschaft, als vielmehr für eine Art zu denken gehalten, die sich mit vielerley Wahrheiten beschäftigen könnte. Wenn man der Weltweisheit die Beschaffenheiten und Ursachen, der Mathematic die Größen, und der Geschichtkunde die Begebenheiten übergab, so behielt die Poesie das Recht zu dem allen. Dies bestätigen nicht nur die vielen Arten von Gedichten, die

sich durch ihre Gegenstände von einander unterscheiden, in der Dichtkunst, sondern auch die Beyspiele der Dichter in der poetischen Geschichte. Eben in dem gelehrten Rom, wo Ennius die Schlachten, und Terenz die Thorheiten der Menschen aufzog, dichtete der philosophische Lucrez von der Natur der Dinge. Der grosse Scipio kam in den Verdacht, als habe er dem comischen Dichter zuweilen mit scherzen helfen; Cicero aber hat nicht nur den Aratus von der Sternkunde in lateinische Verse übersetzt, sondern auch, wie man sagt, die Werke des Lucrez nach dem Tode dieses seines Freundes ausgebessert. Eben diese Gestalt hatte die Poesie schon vorher unter den witzigen Griechen gehabt, und eben dieselbe hat sie unter allen klugen Völkern der neuen Zeiten behalten. Die Engelländer haben ihre Popen so wohl gehabt, als ihre Dryden, und die Franzosen und Italiäner ihre Voltairen und Algarottis sowol als ihre la Fontainen und Maffeis. Ich kann zum Glück noch hinzu setzen, die Deutschen haben ihre Haller sowol als ihre Brokse. Ein Unterschied findet sich nur in dieser Absicht bey dem Schicksale der Poesie unter den Deutschen. Die Poesie war unter andern Völkern allezeit in einer gewissen Entfernung von den Geschäften und Vorfällen des gemeinen Lebens geblieben. Man hatte

sie wenigstens als ein Werk begabter und aufgeweckter Köpfe angesehen, welches gründlich zu beurtheilen auch nur gelehrte und witzige Leute im Stande wären. Bey den Deutschen verlohr sie allmählig ein merklicher von diesem Vorzuge. Kein Vorfall im Leben war so geringschätzig, der nicht an Versen hätte fruchtbar seyn sollen. Ich will die Gemüthsbewegungen nicht erwähnen, die jederzeit mit Recht viel Antheil an der Poesie gehabt, und derselben vielleicht gar den Ursprung gegeben haben. Ich bemerke nur, daß alle Höflichkeiten und pflichtmäßige Heucheleyen des Lebens diese Sprache zu reden anfiengen. Es wurde zur Gewohnheit, um alle Todten von Stande in Versen zu weinen, und dem Pöbel wurden mit dem Braten zugleich Reime ausgetheilt. Was war daher natürlicher, als daß sich diese witzige Mäcenaten allmählig ein Richteramt über die dienstbare Poeten anmaßten? Es ward zum Grundsatze: ein Vers, den die Menge nicht lobt, der taugt nichts. Wie konnte er aber das geringste taugen, wenn sie ihn nicht verstand? Man muß hieraus die lustige Erfahrung erklären, da man unter uns nicht leicht einen so ungelehrten und stumpfen Kopf antrifft, der sich nicht zu urtheilen getraut, wo er Reime siehet, und der sie nicht alle für abgeschmackt erklärt, sobald sie über seinen

Begriff gehen. Bey prosaischen Aufsätzen, die schwere Wahrheiten abhandeln, begnügt man sich zuweilen damit, daß man sie auf die Seite legt; ein Dichter aber wird allezeit noch dazu ausgeschimpft, wenn er das Unglück hat, nicht verstanden zu werden. Grade als wenn der Grund der Dunkelheit nicht sowol in den Köpfen poetischer als prosaischer Leser liegen könnte, und nicht ein jeder Begriff einen gewissen Grad der Kraft bey demjenigen voraussetzte, der ihn verstehen soll. Wenn diese Art zu urtheilen nur unter dem gemeinen Haufen geblieben wäre, so wäre sie auch ohne Folgen geblieben. Da aber auch Kunstrichter den Satz zu behaupten schienen: alle Arten von Gedichten müssen allen Arten von Lesern verständlich seyn, so mußten daraus auf dem Parnaß Kriege entstehen, deren Beschreibung einen neuen Fürotiere erfordern. Es war genug, ein Ding nicht auf den ersten Anblick zu verstehen, um es kunstrichtermäßig einen Schwulst zu nennen, oder wenn man gar französisch urtheilen konnte, einen Galimatias. Ich meines Theils bin gewiß überzeuget, daß ein Dichter, wenn er auf Wissenschaften denkt, eine gehörige Kenntniß derselben bey seinen Lesern mit so guten Rechte voraussetzen darf, als der Weltweise die Vernunftlehre in der Metaphysic, oder der Mathematicus die Rechenkunst in der Sternkunde.

Wer

Wer nur im geringsten im Stande ist, eine philosophische Deutlichkeit von einer sinnlichen Klarheit und Lebhaftigkeit zu unterscheiden, dem werden auch zwey Beyspiele zu überführen im Stande seyn, daß die letztern Eigenschaften nur die Schönheiten der oratorischen und poetischen Aufsätze ausmachen. Man gebe einen und eben denselben Satz einem Weltweisen und einem Dichter zum Ausarbeiten. Der eine wird nach seinem Amte, die schärfste Deutlichkeit, Auflösung der Begriffe, und Verbindung mit ihren Gründen suchen, und die Geschäfte der sinnlichen Einbildung, des sinnlichen Witzes und Scharfsinns werden in seinem Werke nicht viel mehr Raum einnehmen, als den Beyspielen, Erläuterungen und Scholien durch die Vernunftlehre erlaubt wird. Der Dichter hingegen, wenn er auch wie jener zu denken im Stande ist, wird gleichwohl dem Philosophen in so fern verläugnen, daß er die Deutlichkeit durch Vervielfältigung der Merkmale in Lebhaftigkeit, und also die logischen Sätze in poetische Perioden, die Erklärungen in Beschreibungen, und die scharfe Beweise in sinnliche Ueberredungen verwandelt. Der Sinn, die Einbildung, der sinnliche Witz und Scharfsinn, die sinnliche Vorhersehung, das Vernunftähnliche (Analogon rationis) und endlich die Gemüthsbewegungen werden den größten

Antheil an seinen Aufsätzen haben. Ich sage den größten Antheil. Denn wie der Weltweise ohne allen sinnlichen Putz dürr und trocken denkt, so wird ein Dichter ohne alle philosophische Deutlichkeit und Gründlichkeit zu seicht und zu wenig denken. Das eigenthümliche und wesentliche jeder Schreibart soll nur in Aufsätzen derselben herrschen, das ist, die meisten und stärksten Stücke darinn ausmachen. Die strengste und ernsteste Wahrheit kann also selbst in Gedichten zum Grunde liegen, sie muß aber durch den poetischen Schleier nur, so zu reden, durchscheinen.

Bald zeigte sie der Welt der Schönheit nackte Fülle
Bald zweifelhaft im Flor der dünnen Fabelhülle.

Das Gebiet der poetischen Wahrheit erstreckt sich folglich so weit, als die Wahrheit sich sinnlich und poetisch einkleiden läßt. Dies aber steckt demselben freylich eine doppelte Grenze.

Wahrheiten an und für sich selbst betrachtet, sind zu dem sinnlichen Vortrage um so viel besser aufgelegt, je bestimmter, und je weniger abgezogen (abstract) sie sind. Je mehr nämlich eine Wahrheit schon Merkmale in sich enthält, desto natürlicher ist ihr die Lebhaftigkeit, die auf der Menge der Merkmale in den Dingen beruht. Je abgezogener hingegen ein Begriff ist, je weniger Merkmale hat er

in sich, und je mehr Zusätze hat er also nöthig, wenn er bis zur sinnlichen Lebhaftigkeit soll herabgesetzt werden. Hieraus lassen sich unzählige Kunststücke der Dichter und Redner erklären. Ich will nur jetzo die Gewohnheit dahin rechnen, nach welcher sie die untern Arten lieber als die hohen Gattungen, einzele Dinge lieber als die Arten, und eigenthümliche Namen (Nomina propria) lieber als die Namen gemeiner und allgemeiner Begriffe brauchen. So wird der Dichter lieber den Ulmbaum, die Weyde u. s. w. brauchen, als den Baum oder Wald überhaupt,

Et fugit ad salices & se cupit ante videri;

und der Satyrenschreiber den Momentan und Tartüf lieber durchziehen, als den Verschwender und Scheinheiligen überhaupt. Sind also Wahrheiten und derselben Verbindungen im hohen Grade abstract, so ist hieraus von selbst klar, daß die Poesie ihr Recht auf dieselben gewissermaßen verliehren wird, weil überdem das gezwungne und weitgesuchte ihr schlechte Schönheit geben würde. Die algebraischen Gleichungen, die metaphysischen Wahrheiten von den höchsten Gattungen der Dinge würden daher die Scharfsichtigkeit des Dichters wohl zu sehr auf die Folter spannen, wenn er sie in Gedichten vor-

tragen wollte. Das Gebiet der Poesie und des sinnlichen Vortrages überhaupt, wird daher nur eine gewisse Gegend in dem grossen Reiche der Wahrheiten ausmachen; diese Gegend aber wird für Köpfe von gehöriger Fähigkeit noch unendlich genug seyn.

Wie nämlich bey wirklicher Unternehmung einer jeden Handlung, die dazu erforderlichen Vermögen oder Möglichkeiten zum Grunde liegen, so werden auch zum poetischen Vortrage hauptsächlich die untern Seelenvermögen in einem merklich hohen Grade erfordert. Das poetische Naturell also, welches in dem Verhältnisse der Seelenvermögen gegen die poetische Wahrheit überhaupt besteht, und bey verschiedenen Köpfen auch verschieden seyn muß, setzt der poetischen Wahrheit in Absicht auf jeden einzeln Dichter ihre besondere Grenzen. Dies läuft auf eins hinaus, als wenn man sagt: Die Wahrheiten, so in den poetischen Vortrag gehen, sind unzählig; alle Dichter aber können nicht alles besingen, weil sie zu allen und jeden nicht das Naturell haben, oder sich wenigstens nicht bey allen Gegenständen in den Zustand so merklich starker poetischer Handlungen versetzen können, als die poetische Begeistrung ausmachen, die zu manchen sehr lebhaften Arten von Gedichten unentbehrlich ist. So haben alle unsre Kräfte angewiesne Sphaeren ihrer Wirkungen.

Millio-

Millionen Gegenstände sind an sich sichtbar, wir aber sehen sie nicht weiter, als nur in den Schranken unsres Gesichtkreises.

Hierauf läßt sich also die Frage bestimmen, was für eine Wahl der Materien einem Dichter zu treffen frey stehe? Alle Wahrheiten darf er wählen, die an sich betrachtet den sinnlichen Vortrag und poetischen Ausputz annehmen, und die er sich so vorzutragen getrauet. Daß die Gelegenheit, dahin sonderlich der Geschmack mancher Zeiten, der Character und die Fassung vorzüglich erwählter Leser u. d. g. gehöre, in einzeln Fällen einen neuen Bestimmungsgrund dieser Wahl an die Hand gebe, versteht sich von selber. Denn wer wird einer Modephillis den Ursprung des Bösen, oder einer Gesellschaft der Wissenschaften einen Lockenraub vorsingen, wenn er beydes philosophisch und scherzhaft zu dichten in seiner Gewalt hat?

Ferner folgt hieraus, je mehr Wahrheiten ein Dichter vom Naturell, durch Erfahrung und Nachdenken kennen gelernt, und in je grössern und mannigfaltigern Zusammenhange er sie zu denken im Stande ist, das ist, je belebter und gelehrter er ist, desto mehr Stof zu Gedichten wird er auch in seiner Gewalt haben, und ein desto ungebundenrer Flug

wird seiner Muse erlaubt seyn. Boileau sagt von einem Poeten ohne Naturell:

Pour lui Phebus est sourd, & Pegase retif.

Eben dieses aber gilt auch von dem glücklichsten Kopfe ohne einen weiten Umfang von Wissenschaft. Es giebt gewisse selbstgelehrige Arten von Seelenvermögen, die von der Gelehrsamkeit keinen Beystand nöthig haben, um ihre Werke auf einen hohen Grad der Schönheit zu treiben. Diese haben das Sprüchwort zum Theil mit bestätigt, da man sagt: Dichter werden nicht gemacht, sondern gebohren. Ich rechne dahin das Empfindungsvermögen, die Einbildung, den Witz und die untern Begehrungsvermögen mit den Leidenschaften. Wenn ein Kopf mit diesen versehen in die Welt eintritt, ein Sprache erlernt, und für sein Naturell ein Beyspiel, für seine Leidenschaften aber einen Gegenstand antrifft, so bin ich beynahe gut dafür, er wird vortreffliche Gedichte schreiben. Seine Empfindungen werden zärtlich und lebhaft, seine Bilder frisch und hell, seine Einfälle neu, durchdringend und ungezwungen, und seine Gemüthsbewegungen feurig und rührend seyn. Seine Werke werden wie die Werke der Natur aussehen, und auch eben so gefallen. Findet sich aber an tausend vortrefflichen Gedichten mehr als das jetzt gerühmte?

rühmte? Ich will nur zum Beyspiele die Lieder Sappho, Anacreons und Günthers anziehen, in welchen die Leidenschaften noch zu athmen scheinen. So sehr zur Unzeit man in solchen Gedichten Materien aus Wissenschaften, Betrachtungen, allgemeine Urtheile und Schlüsse suchen würde, so wenig wird sich gleichwol läugnen lassen, daß auch die vortrefflichsten Dichter dieser Art, einen gar kleinen Creis ihrer Geschäftigkeit haben, wenn man sie mit andern vergleicht, die alle letztberührte Stücke mit den obigen Schönheiten, und den Philosophen mit dem Menschen zu verbinden wissen. Mich dünkt, sie verhalten sich fast zu einander wie die erhabnen und edlen Züge eines männlichen Antlitzes, in welchen der Geist sichtbar wird, zu den zärtlichen Bildungen, die nur blos schön sind. Jene nehmen ein und erwecken Ehrfurcht, diese aber gefallen nur, und selbst das Vergnügen an ihnen kommt der Weichlichkeit nahe.

Weil ich also des Philosophen beym Dichter gedacht habe, so glaube ich philosophische Gedichte am besten durch solche erklären zu können, in welchen philosophische Gedanken, so viel es die poetische Art zu denken erlaubt, herrschen, d. i. vergleichungsweise die meisten und stärksten sind. Wie man aber unter philosophischen Gedanken nicht nur etwa diejenigen verstehen darf, so sich mit denen

bisher zu den gedruckten Lehrgebäuden der Weltweisheit gerechneten Gegenständen beschäftigen; sondern da vielmehr durch die Form die Benennung am besten mit bestimmt wird; so rechne ich dahin alle deutliche, richtig zusammenhangende Gedanken, Urtheile, Schlüsse, von den vornehmsten, folglich auch wesentlichen und allgemeinen Beschaffenheiten der Dinge.

Gedichte bestehen in einem sinnlichen Vortrage, und philosophische Gedanken müssen daher in Gedichten durch die Regeln dieses Vortrags besonders bestimmt werden. Diese Regeln erfordern mehr Klarheit und Lebhaftigkeit, als Deutlichkeit, Vollständigkeit und Tiefe der Begriffe. Die Deutlichkeit philosophischer Gedanken in Gedichten, wird also zu diesen hohen Stuffen nicht aufsteigen, sondern sich mit dem untersten Grade begnügen müssen. Denn in allen zusammengesetzten Vollkommenheiten, wo Regeln einander wiedersprechen, geschieht die Ausnahme von der untern, und die wesentlichere Regel behält die Herrschaft. Die Regeln des sinnlichen Vortrags aber sind hier wesentlicher, als die Regeln des philosophischen, und folglich haben diese nur so weit Statt, als jene es erlauben. Die poetische Deutlichkeit also begnügt sich mit den unmittelbaren Kennzeichen der Dinge, sie erklärt oder beschreibt die

Sachen, aber macht keine neue Erklärungen und Beschreibungen der einzeln Theile in denselben. Sie vervielfältigt die Merkmale derselben, läßt sich aber in keine weitre Auflösung derselben in die mittelbaren und entfernten ein. Zum Exempel in einem der nachfolgenden Gedichte heißt es vom Sinne:

Ein doppeltes Geschäft ist so des Sinnes Ziel,
Der Dinge Gegenwart bemerkt er im Gefühl,
Sie laß im Cörper nun den nahen Einfluß spühren,
Sie sey dem Geist nur nah, und thätig ihn zu rühren.

Hier wird der Sinn philosophisch erklärt, so viel die Deutlichkeit in Gedichten statt haben kann. Wem würde es erträglich seyn, wenn die Merkmale desselben, vorher oder nachher wieder erklärt würden, als da sind Gegenwart, Körper, Einfluß, thätig u. s. w. die man in der Weltweisheit gleichwol nie unerklärt annimmt? Eben das wird von der Verbindung der Begriffe in Urtheilen und Schlüssen gelten. Diese werden nicht aus vorher deutlich erklärten Theilen zusammengesetzt werden, und also selber schon Deutlichkeit im zweyten Grade enthalten dürfen, wie in der mathematischen Methode. Mit einem Worte, die Deutlichkeit ist diejenige Eigenschaft philosophischer Gedanken, die in Gedichten unter allen die größte Veränderung leidet. Weil indessen derjenige, so in Gedichten philosophirt, was

er

er sinnlich einkleidet, zuvor deutlich, folglich auch richtig denkt, so bekommen daher philosophische Gedichte vor andern die Vorzüge, daß ihre sinnlich vorgetragene Gedanken 1) deutliche und richtige Begriffe eher zum Grunde haben können, und 2) auch leichter als die Gedanken andrer Gedichte wieder deutlich gemacht, und nach ihrer Richtigkeit erkannt werden. Das heißt mit den andren Worten: Die Wahrheit wird sich hier aus der poetischen Sprache wieder aufs genauste in die philosophische Sprache übersetzen lassen, welches keinen undienlichen Grundsatz in der Critic über die gesammten schönen Wissenschaften abgeben sollte, wenn man es zur Regul machte. Ich will die Möglichkeit einer solchen Uebersetzung mit einem Beyspiele aus Hallers zweyten Buch vom Ursprung des Bösen, bestätigen, und dazu eins wählen, worinn gewisse Kunstrichter mit vieler Mühe erst haben Gedanken finden können. Es heißt:

Befruchtet mit der Kraft des wesenreichen Wortes
Gebiehrt das alte Nichts rc. rc.

Weil bey diesen uneigentlichen, verblümten und sinnlichen Ausdrücken lauter gesunde Gedanken zum Grunde liegen, so lassen sie sich leicht so übersetzen:

Durch den allmächtigen Befehl des höchsten Wesens, dessen Verstand der Grund aller Wesen

sen ist, kommt zu dem ewigen Nichts (Nihilo privativo) d. i. zu dem ewigen Wesen oder blossen Möglichkeiten der endlichen Dinge, auch noch die in dem Wesen dieser Dinge einestheils mitgegründete Würklichkeit derselben.

Eben so denkt der Weltweise die Schöpfung auch, und der Unterschied zwischen ihm und dem Dichter beruhet nur auf dem Vortrage. Man versuche eine solche Uebersetzung einmal bey unphilosophischen Dichtern, und sehe was von dem blinden Glücke, den grausamen oder günstigen Gestirnen, dem unvermeidlichen Schicksale, u. d. mehr in einer deutlichen Art zu denken übrig bleiben wird.

Einen noch merklichern Vorzug bekommen philosophische Gedichte vor andern, durch den Zusammenhang ihrer Gedanken. Dieser ist überhaupt so vielfältig, als in einem Begriffe sich etwas aus dem andern erkennen läßt. Man setze also Gedanken die einander klar, lebhaft, deutlich, wahr, gewiß, lebendig oder rührend machen, man wird so viele besondre Arten des Zusammenhangs derselben wahrnehmen. Da indessen die Wahrheit die wesentlichste Vollkommenheit einer Vorstellung ist, so verdient auch der Zusammenhang mehrerer Gedanken, nach welchem sie einander wahr machen, den Namen eines philosophischen Zusammenhanges unter allen

am

am meisten, weil es das Amt der Weltweisheit ist, die Dinge ihrer Wahrheit und Möglichkeit nach aus gewissen Gründen zu erkennen. Auch in philosophischen Gedichten wird derselbe daher vor andern sichtbar werden müssen. Ich behaupte damit, a) die Gedanken in philosophischen Gedichten sollen an und für sich wahr seyn, denn das falsche geht in keinen wahren Zusammenhang, und b) so viel möglich mit andern gesunden Gedanken bewiesen seyn, und also durch dieselben gewiß werden. Das erste dieser Stücke ist eine so nothwendige Eigenschaft aller, auch sinnlicher Gedanken, daß alle vernünftige Kunstrichter es schon vorlängst mit dem gelehrten Bouhours zu einem Grundsatze angenommen haben: Kein Gedanke kann schön seyn, der nicht wahr ist. Der Beweis dazu ist einem dieser Materien kundigen leicht. Denn wenn alle Schönheit Vollkommenheit ist, diese aber eine Zusammenstimmung des mannigfaltigen auf eins erfordert, so ist es ungereimt, einem Begriffe eine innre Schönheit zuzuschreiben, dessen Merkmale sich widersprechen, oder, welches eben so viel ist, der voller Unmöglichkeit und Falschheit ist. Ich fordre also an dieser Wahrheit philosophischer Gedanken, und folglich auch philosophischer Gedichte nichts anders, als eine allgemeine Tugend aller Arten des Vortrages und der Gedichte, ich fordre sie aber

nur

nur in höhrem Grade, als bey andern Gedichten, und in größrer Merklichkeit. Wie die Wahrheit nach allen ihren einzeln Theilen auch ihre besondre Gegner hat, so gilt dies von der poetischen Wahrheit vor allen andern. Bey ihrer Klarheit und Lebhaftigkeit ist allezeit Verwirrung, und diese als die Mutter aller Irrthümer, setzt daher die Poesie auch unaufhörlich in Gefahr zu irren. Zugeschweigen, daß eine gewisse Erhitzung der Einbildungskraft, und eine Geschwindigkeit im Denken erfordert wird, die zum Fehlen allezeit geneigter ist, als eine geruhige und kalte Gemüthsstille. Betrügerische Begriffe, Wiedersprüche gegen die Grundsätze der Wissenschaften, leere Worte, Vorurtheile und falsche Gründe, sind daher fast nirgends mehr zu Hause, als in den Gedichten; und es ist kein Wunder, daß unpartheyische Gelehrte Anweisungen zu Lesung der Dichter, störrische und scheinheilige Richter aber Warnungen und Bannstrahlen gegen die Poesie selbst haben ausgehen lassen. Die wiedersinnischen Vorstellungen von dem höchsten Wesen, und den Kräften der Natur, die in der Fabellehre der Heiden enthalten sind, und davon, wenn man sehr billig urtheilt, nur die zu rechtfertigen seyn werden, die sich in vernünftigen Allegorien auflösen lassen, haben lange genug die Gedichte aller Völker erfüllt; und wie der Glaube die Götter vertilgt hat,

so ist es dem philosophischen Geschmacke unsres Weltalters zuzuschreiben, daß die Geschlechtregister und Bubenstücke derselben aus den Gedichten verschwunden sind. Ich will einige Anspielungen und daher genommene Tropen hiermit nicht verdammen.

Car dans une profane & riante peinture
De n'oser de la fable employer la figure
De chasser les Tritons de l'empire des eaux,
D'oter a Pan sa flute, aux Parques leurs ciseaux,
- - - - - - - - -
C'est d'un scrupule vain, s'allarmer sottement,
Et vouloir aux lecteur plaire sans agrement.

Boileau.

Es giebt aber ausserdem noch genug falsche und den Dichtern zur Gewohnheit gewordene Begriffe, und leere Worte, dabey entweder schlechtweg, oder wenigstens von ihm nichts gedacht wird, davon oben Beyspiele beygebracht worden. Ich sehe auch gar nicht, warum man einen philosophischen Poeten nicht zu Vermeidung derselben auf die allgemeinen logischen Regeln zum Denken verweisen soll, wenigstens so lange bis dieselben durch besondre Regeln einer Aesthetic oder Logic für die untren Erkenntnißvermögen, genauer bestimmt worden, wozu unsre Zeiten mehr Hoffnung, als irgend einige andre haben. Man wird übrigens so viel hermeneutische Billigkeit haben,

haben, daß man nicht alle freyere Arten des Ausdrucks dem Dichter zum Irrthum mache, zu welchen ihn die Regeln des sinnlichen Vortrags überhaupt und insonderheit der Tropologie, ja selbst des Sylbenmaaßes berechtigen, wenn sich diese Freyheiten aus der Absicht des Verfassers, und dem Zusammenhange vernünftig erklären lassen. Denn eine schöne Verwirrung ist hier ein Stück der Kunst. Uneigentliche Ausdrücke sind oft die besten, und Sätze ohne logicalische Zeichen und Einschränkungen klingen am stärksten. Jener Ursach halber schreibt Drollinger:

Hier treibt der Geist die ersten Sprossen,
Was hier gekeimt, das reiffet dort.

Werde ich ihn zum Materialisten machen, weil er uneigentlich spricht? Um des leztren Grundes willen sagt Haller:

Das Laster mag mit Schaam sich decken,
Die Liebe war ihm nie verwandt.

Sündigt er deswegen gegen die Sittenlehre, weil er uneingeschränkt redet? Systematische Abhandlungen müssen ihre genaue Richtigkeit selbst aufs deutlichste erklären; bey sinnlichen Aufsätzen und sonderlich Gedichten ist es zuweilen genug, wenn sie sich richtig erklären lassen. Aber, nach Popens Meynung ist

es schwer zu sagen, worin mehr Ungeschicklichkeit begangen wird, im elenden Schreiben oder in elendem Urtheilen. Endlich denke ich auch, daß man mit dieser erforderten strengen Wahrheit philosophischer Gedichte, die bloße Wahrscheinlichkeit der Erdichtungen wird reimen können. Die Sache verdient eine besondre Untersuchung. Für philosophische Leser wird es genug seyn zu bemerken, daß man die Wahrscheinlichkeit, als die Wahrheit blos möglicher Begebenheiten betrachten kann.

2. Wenn die Wahrheit aus ihren Merkmalen begreiflich wird, so wird sie gewiß. Die Gewißheit steigt und fällt also mit der Klarheit dieser Merkmale, und weil dieselben Gründe der Wahrheit abgeben, so sind es Beweise. Löset man dieselben wieder in ihre Merkmale auf, wie der Weltweise seine Schlüsse in neue Vorderschlüsse, so wird die Gewißheit deutlich, und der Beweis philosophisch. Vervielfältigt man dieselben hingegen nur, ohne dergleichen Auflösung, so bleibt die Gewißheit und der Beweis sinnlich. Ueberhaupt ist der Zusammenhang der Gedanken, nach welchen sie sich unter einander beweisen, ein Eigenthum philosophischer Gedanken, und weil die deutlichen Beweise und dergleichen Gewißheit sich in Gedichten nicht brauchen lassen, so ist es für philosophische Gedichte genug,

wenn

wenn die Gedanken derselben sich, so viel als möglich, unter einander sinnlich beweisen. Dies unterscheidet philosophische Gedichte a) von denjenigen, die gar nicht beweisen, man mag hinzusetzen, die es auch nicht thun dürfen. Ich rechne dahin zum Exempel alle die angenehmen Kleinigkeiten, die nur Empfindungen, Begebenheiten, Einbildungen, Einfälle und Affecten ausdrücken. Diese müssen auch in diesem Stück der Natur gleichen, daß sie uns die Sachen selber vorlegen, die Gründe derselben aber weglassen. Ihre Schönheit ist ein Phänomenon, und würde größtentheils verlohren gehen, wenn man nachgrüblen wollte. Ja, nur eine solche Anfordrung müßte einen eben so grossen Pedanten verrathen, als wenn man kein schönes Gesicht eher lieben wollte, als bis man es mit Vergrößrungsgläsern untersucht hätte. Ich berufe mich hier auf die Berlinischen Meisterstücke in scherzhaften Liedern, auf die Träumerin, auf die Art zu trinken, auf alle Stücke derselben nach einander, so wie sie mir in die Hände fallen. Es wäre abgeschmackt, hier nur das allergeringste mehr zu fordern, als wofür sie sich selbst auf dem Titel ausgeben, nämlich allerliebste Kleinigkeiten. b) Soll dies philosophische Gedichte auch von denen unterscheiden, die falsche Schlüsse machen. Dies geschieht theils aus wirklicher Ungeschicklichkeit, theils auch

aus einer freywilligen Nachläßigkeit. Im letzten Falle merkt man leicht, daß es kein Ernst ist, und sie kommen mir nicht anders vor, als die muthwilligen, die von freyen Stücken umfallen. Hiervon dünkt es mich ein Beyspiel zu seyn, wenn Anacreon in seinem Trinkliede schließt: Die Sonne zieht die Feuchtigkeiten aus der Erden, folglich muß ich trinken. Oder im Hagedorn:

Er konnte dichten, lachen, küssen,
Bedarf man mehr vergnügt zu seyn?

In solchen Fällen ist das Gemüth aus Lust nachläßsig, und gleichsam im Gelächter begriffen, da es ausgelassen seyn will. Dulce est desipere in loco. Mit den guten Leuten aber, die in ihren Gedichten von dem Stock auf den Winkel im ganzen Ernste schliessen, sieht es freylich schlecht aus. Die feurigsten Köpfe sind in starken Affecten oft am geneigtesten dazu. Ich will die vorigen angenehmen Bilder mit einem fürchterlichen abwechseln, und es aus Günthers geistlichen Oden nehmen auf der 114ten Seite der Breßl. Ausg. in der Strophe: Auch diese Zeiten ärgern mich 2c. Man ziehe die Schlüsse heraus, und urtheile selber.

Das bisher angeführte soll philosophischen Gedichten die Pflicht auferlegen, ihre Gedanken, so viel es sich will thun lassen, zu beweisen, und, ob dies gleich

nur sinnlich geschiehet, dennoch ihren Beweisen alle Richtigkeit der Materie so wohl als der Form zu geben. Die Aesthetic kann genauer bestimmen, welche Arten von Beweisen unter den vielen in der Vernunftlehre vorkommenden, sich am besten in den sinnlichen Vortrag schicken. Meine Absicht leidet dies hier nicht weitläuftig. Nur rechne ich dahin 1) die Arten zu schliessen, die nicht durch oftmalige Wiederholungen einerley Worte und Sätze, der Mannigfaltigkeit und der darauf beruhenden Lebhaftigkeit Eintrag thun. Hierdurch werden die ordentlichen Schlüsse, und dergleichen Schlußketten vom sinnlichen Vortrage ausgeschlossen. 2) Diejenigen, die durch Weglassung ganzer Sätze oder ihrer logicalischen Zeichen, oder durch Versteckung der Schlußformen, die sinnliche Art zu denken befördern, und und zugleich den Vortrag körnigt und sinnreich machen. Ich habe dies von den zusammengezognen, verstümmelten, cryptischen Schlüssen, und dergleichen Schlußketten bemerkt, kann mich aber dabey hier nicht aufhalten. Zum Beyspiel eines poetischen weitläuftigen Beweises mag die Stelle in nachfolgenden Versuchen vom Menschen dienen, im ersten Buch von da an: Der Wesen eignes Wohl ist ihrer rc. rc. bis auf den Vers:

So heißt mich die Natur zuerst mich selber kennen:

Dies alles läßt sich auf den moralischen Beweis zusammenziehen: „Ich bin verbunden meine Voll„kommenheit zu begehren. Soll ich sie begehren, „so muß ich sie erkennen. Eine Vollkommenheit „wird nie klar erkannt, ohne klare Kenntniß ihres „Bestimmungsgrundes. Der Bestimmungsgrund „meiner Vollkommenheit liegt in mir. Folglich „muß ich mich selbst kennen lernen.

Daß die Gründe der Dinge das Augenmerk des Weltweisen sind, und daß eben deswegen auch die Wesen der Dinge dahin gehören, weil sie die höchsten Gründe in denselben sind, ist eins so bekannt, als das andre. Ich habe es daher oben zu den Eigenschaften philosophischer Gedanken, und dergleichen Gedichte gerechnet, daß sie sich mit den wesentlichen Beschaffenheiten der Dinge vorzüglich beschäftigen sollen, und mit der Ausführung dieses Stücks will ich diese ganze Abhandlung beschliessen. Es ist was gemeines im Leben, daß man sagen hört, die Erkenntniß des Pöbels bleibe nur an der Schaale oder Aussenseite der Dinge hängen, der Weltweise hingegen dringe ins inwendige derselben. Das heißt, der Pöbel erkennt nicht vielmehr als die Zufälligkeiten der Dinge; die wesentlichen Bestimmungen und Eigenschaften derselben erreichet er nicht. Daher ist seine Erkenntniß unstät und flüchtig. Die Begriffe

griffe, so er sich von den Dingen macht, sind so veränderlich, als die Merkmale, so er sich davon nimmt. Eben daher verwechselt er eins mit dem andern, und so widersinnisch er denkt, will und handelt er auch. Diese Betrachtungen sind so richtig, daß man es nicht nur etwa der Erkenntniß und dem Vortrage, oder dem sinnlichen Vortrage insonderheit, sondern vielmehr allen den Künsten, die mit Bezeichnung der Dinge, sonderlich aber der Gedanken und freyen Handlungen umgehen, zur Regel machen kann, ihre Bildungen und Beschreibungen hauptsächlich aus den wesentlichen Merkmalen, und unveränderlichen Eigenschaft der Dinge zusammen zu setzen. Ich wenigstens habe mir allezeit eingebildet, in den treflichen Kunststücken der Dichter, Maler, Kupferstecher, Bildhauer und Musicverständigen, die mich am meisten gerührt haben, dergleichen etwas zu fühlen. Denn es kommt einem in solchen Fällen, wo die Zeichen sich so gar schön zu der Sache schicken, eben so vor, als wenn z. E. eine bis zum Tode betrübte Unschuld gar nicht anders aussehen könnte, als eben die Iphigenia, eines Piccards; oder, als wenn die verzweifelnde Liebe schlechterdings so sprechen müßte, als im Virgil die Dido. Ich gebe dies für nichts höheres aus, als für Urtheile des Geschmacks, die in einzeln Fällen nicht allezeit deutlich gemacht werden

können. Genug, allgemeine Gründe machen es einem philosophischen Dichter zur Pflicht, den Weltweisen in der Wahl der Merkmale so weit nachzuahmen; und ich getraue mir zu behaupten, daß hiervon der Vorzug hauptsächlich abhängt, den man bey allgemeinen Wahrheiten Denken schlechtweg nennt. In den Wissenschaften sind die Definitionen oder Erklärungen dergleichen Abdrücke der Wahrheit, die aus den wesentlichen Merkmalen und Eigenschaften der Dinge zusammengesetzt sind. Der philosophische Dichter darf also nur so viel möglich aus Definitionen denken, um obgedachte Pflicht zu erfüllen. Das heißt nicht, er soll Definitionen in Gedichten vorbringen, sondern nur, er soll die Merkmale derselben in seine Schreibart einkleiden. Auch heißt es nicht, er soll dies allenthalben thun; denn dies Gesetz wäre chimärisch, sondern nur, wo es angeht, das ist, wo er von Notionen und allgemeinen Wahrheiten handelt. Denn Ideen erklärt auch kein Weltweiser. Hieraus erwächst der Begriff dogmatischer oder Lehrgedichte, die in philosophischen Gedichten von dogmatischen, das ist, gemeinen oder allgemeinen Hauptsätzen bestehen. Der Hauptsatz und meiste Stoff eines Lehrgedichtes kann also aus den Wissenschaften entlehnt seyn, wo die allgemeinen Wahrheiten zu Hause sind. Es

kann

kann dasselbe Erklärungen, Grundsätze, Lehrsätze, Aufgaben, Beweise und Wiederlegungen aus den Wissenschaften enthalten, so viel sich dergleichen poetisch vortragen läßt. Der Leser sieht daselbst zuweilen ganze Theile der Wissenschaften, ja wohl ganze Lehrgebäude, nur im poetischen Vortrage, und in dergleichen Methode. Horaz und Boileau haben auf die Art die Dichtkunst vorgetragen, und die Regeln der Poesie in poetischer Sprache entworfen. Ich läugne nicht, daß diese Lehrart für den großen Haufen leichter ist, als die eigentliche Methode der Künste und Wissenschaften, die schon einen höheren Grad, und größre Fertigkeiten der obern Erkenntnißvermögen erfordert. So viel ist indessen auch zu viel begehrt, wenn einer, der nichts zur Lesung eines Lehrgedichts mitbringt, als eine Kenntniß der Sprache, in welcher es geschrieben ist, es gleichwol nicht nur zu verstehen, sondern gar zu beurtheilen verlangt. Bringt aber selbst mancher Gelehrter zur Lesung philosophischer oder poetischer Schriften etwas mehreres mit? Will er aber nicht gleichwol urtheilen? Vielmehr da die Poesie von philosophischen oder andern wichtigen Wahrheiten so deutlich und genau nicht reden kann, als die eigentlichen Wissenschaften, so sind philosophische, oder Lehrgedichte hauptsächlich nur für Leser geschrieben, die zur Lesung derselben den

Philo-

Philosophen mitbringen. Auf Empfindungen, Einbildungen, Einfälle und Gemüthsbewegungen kann eine unendlich größre Menge von Lesern ein Recht behaupten; denn die Erkenntnißvermögen dazu sind, wo nicht allgemeiner ausgetheilt, doch allgemeiner geübt und verbessert. Wenn also dergleichen Gedanken in gewissen Poesien herrschen, so gehören diese vor den Richterstuhl der grossen Welt. Dieselbe urtheilt hier feiner, als ein Haufe von pedantischen Wortforschern, oder transcendentalischen Weltweisen ohne Welt und Empfindung. Moliere laß seine Comödien erst einer alten Magd vor, deren Beyfall ihm allezeit den Beyfall des Schauplatzes vorhersagte. Ja, man hat Exempel, daß Ungelehrte solche Gedichte, deren ganzes Wesen in einer Nachahmung der Natur besteht, in so feinem Geschmacke verfertigt haben, als nur irgend Dichter vom Handwerke. Weil es indessen nie so gut mit den Sachen der Menschen bestellt gewesen, daß Wissenschaft und richtige Erkenntniß das Antheil des grossen Haufens seyn sollte, so läßt sich kein Grund erdenken, warum die philosophische Poesie einem Schicksal unterworfen seyn soll, davon man alle andre Arten der Gelehrsamkeit ausnimmt. Ich will mich also auf die Dunkelheit nicht einlassen, die man oftmals Lehrgedichten schuld giebt. Sie sind für niemand zunächst

bestimmt, als für Kenner der Wissenschaften, woraus ihre Hauptsätze genommen werden. Die Beschuldigung des Schwulstes soll nach der Tadler Absicht beynahe eben das sagen. Es kann mir genug seyn, zu bemerken, daß der Schwulst da statt habe, wo die Gedanken und Ausdrücke zu groß für ihre Gegenstände sind, wie man eigentlich einen Körper geschwollen nennt, dessen äußre Haut für ihren natürlichen Inhalt zu weitläuftig ist. Man mag hieraus selber urtheilen, ob ein Gedicht nothwendig schwülstig seyn muß, um nicht von allen und jeden begriffen zu werden? und ob nicht vielmehr ein sehr schwülstiges oft sehr verständlich seyn könne? Manche Leser haben Recht zu sagen: Mir sind manche Gedichte zu hoch. Sie sind Herrn ihres Urtheils. Die Worte, dunkel, hoch, schwer u. a. m. erklärt man in der Welt sonst auch verhältnißweise: und die Verschiedenheit der Grade des Erkenntnisses und der Erkenntnißkräfte befördert die Wahrheit so wohl, als die Freyheit zu denken.

Die Versuche in Lehrgedichten und Fabeln auf nachfolgenden Blättern sind zum theil schon vor mehreren Jahren einzeln gedruckt worden. Die Versuche vom Menschen sind jünger, und sollen ein Anfang zu einer Psychologie in Versen seyn. Das erste Stück der Ordnung nach, hat die jetzige Ausgabe

gabe der andern veranlaßt. Es war selbst nie im Druck erschienen, sondern nur einem vornehmen von Adel schriftlich zugeeignet worden. Vor ein paar Jahren fand der Verfasser in Herrn Bodmers Lobgedicht auf Herrn Drollinger, fast mit den völligen Worten dieses Gedichts den Character eines Ungenannten entworfen:

Nebst jenem, der so kühn nach Hallers Laute greift ꝛc. ꝛc.

In einer neuen Ausgabe des Bodmerischen Gedichts ist eben dieser Character durch ein Paar neue Verse dem Urheber des Gedichts von der besten Welt gegeben worden. Der Irrthum ist sehr natürlich, denn er hat die Aufsätze zweyer Brüder betroffen.

Simillima proles
Indiscreta suis, gratusque parentibus error.

Virgil.

Furcht

Furcht und Hoffnung
an Herrn von H = = =.
1739.

Pauci dignoscere possunt
Vera bona atque illis multum diuersa, remota
Erroris nebula. Quid enim ratione timemus
Aut cupimus?

Juvenal.

So ists o H = = =! des Irrthums falscher Blick
Verderbt sich erst das Herz und tadelt denn sein Glück!
Wie eines Blinden Wuth den Steg und Führer suchet
Den Staar im Auge schont, und auf die Sonne fluchet.
Man sieht den kleinsten Theil, der schön gebauten Welt,
Und schreyt das Ganze sey durch Fleck und Maal verstellt.
Man schilt die Gegenwart der schmerzerfüllten Stunden,
Im vorgen lag der Grund, doch wer hat ihn gefunden!
Der Dinge Wesen heischts, daß dem gemeßnen Geist,
Das weite Künftge nicht die dunklen Tiefen weist;
Der überkluge Mensch, zu stolz für sein Geschicke,
Erkrankt um fernes Weh, und schwelgt auf künftges Glücke;

Jetzt

Jetzt kam ein blödes Vieh, das kaum, was da ist, sieht,
Kurz drauf ein kleiner Gott, den keine Wahrheit flieht,
Entzieffert er den Rath der ewigen Gesetze,
Und zählt schon zum voraus die einst verdienten Schätze.
Der Seele starker Trieb zu der Vollkommenheit,
Entreißt sich der Vernunft, und wird zur Eitelkeit,
Der Maaßstab unsers Wohls, sind unsers Werthes Größen,
Und wer sich selber mißt, wie wird der sparsam messen?
Die Eigenliebe giebt der Thorheit reichsten Quell,
Und selten bleibt ein Aug' in diesem Nebel hell.
Dies ist der schnöde Grund von Furcht und eitlen Hoffen,
Wo lebt der weise Mann, der hier das Gleis getroffen?
Ja! wen die Weisheit auch mit Deutlichkeit bewehrt,
Des Urtheils Fehler hebt, der Neigung Wahl verklärt,
Wo hat der Himmel je den Liebling sich erkohren,
Der keinen Augenblick die lichte Spur verlohren,
Und nie vom dunklen Trieb der Menschlichkeit verwirrt,
In einer andern Welt mit eitlen Wünschen irrt?
Ein Narr im höhren Grad, und nicht mehr weit vom Rasen,
Baut Schlösser in die Luft, und deckt sie mit Topasen,
Ja wohl ihm, reißt er nicht, ein Narr in Ruh zu seyn,
Der Dinge Möglichkeit, und halbe Schöpfung ein.
Doch meynst du, daß ihm auch des andern Thorheit weichet,
Der sich ein Schreckbild baut, und selbst dafür erbleichet,
Der frey von nahem Schmerz um ferne Quaal bemüht,
Des Kummers frühen Reitz aus später Zukunft zieht?
In diese Weiten trägt kein sterbliches Gesichte.
Das wahre scheint hier nur mit ungewissem Lichte,
Und im vergangnen täuscht des künftgen dunkle Spur
Wohl gar die Neubegier der englischen Natur.

Doch

Doch Weise zürnen nicht auf ihres Wesens Schranken,
Der Narr dünkt sich zu groß, zu menschlichen Gedanken.
Nicht, daß des Schöpfers Hand von weiser Huld bewegt,
Der Vorsicht regen Trieb umsonst in uns gelegt,
Und der geschwächte Geist nur an gefühlte Lüste,
Ums Künftge unbesorgt, das Auge heften müßte:
Als wär ein kurzer Sinn in Phantasie bewahrt,
Der Menschheit schon genug zum Vorrecht ihrer Art;
Nein! nein! so äfft kein Wink der unerschöpften Wahrheit,
Ein ächter Strahl von ihr zeugt eine Welt voll Klarheit.
Mit ihrem Schluß bewehrt, führt offt die Aehnlichkeit
Den kühnverlangten Blick ins Reich der Folgezeit;
Und Glück und Ungemach der ungebohrnen Stunde
Sieht der verschlagne Geist, voraus in ihrem Grunde.
Doch wenig Spannen sinds, die hier in dicker Nacht,
Ein halbgebrochnes Licht zum Sehen heiter macht.
Wie in dem trägen Dufft der tiefgewölbten Höhle,
Die matte Ampel glimmt, getränkt von seichtem Oele.
Des Zufalls Unbestand, mit doppeltem Gesicht,
Benimmt dem Schluß die Kraft, dem Grunde sein Gewicht.
Unendlich ändern sich die endlichen Gestalten,
Im schnellen Wechsellauf des Neuen und des Alten:
Und wer bestimmt wohl da, den Fall gewiß und fest,
Wo sich das Gegentheil so vielfach denken läßt?
Die Weisheit heißt auch hier der Seelen Blicke schärfen,
Doch nie den Grund dadurch zur schnöden Unlust werfen.
Erkenntniß und Begier soll gleich im Paare gehn,
Sonst glaubt das tolle Herz, mehr als der Geist gesehn,
Erblickt im Traum ein Gut, und rast mit wachen Freuden,
Und zahlt gewissen Schmerz um ungewisses Leiden.

Doch Freund! wenn rührt die Welt ein suchenswerthes Gut?
Der Dinge flüchtges Kleid erhitzt ihr nur das Blut.
Entreiß das Himmelreich dem Nebel trüber Sinnen:
Und sieh! wie viel es ihm wird Beyfall abgewinnen.
Ist ausser mir ein Gut, der Freyheit nicht verwandt,
So giebts und nimmts des Glücks gebietherische Hand.
Der Vorsicht Unterthan und nicht befugt zu wählen,
Bin ich hier tadelfrey, wenn sie mir alle fehlen,
Und größrer Güter Herr, voll Frieden in der Brust,
Ersetzt ein Geist mit sich der äußren Welt Verlust.
So macht ein hohes Recht den freygebohrnen Kräften
Des höchsten Wohls Besitz zu eigenen Geschäften.
Und durch der Weisheit Rath vom Tand und Wahn befreyt,
Was braucht man ausser sich, als Gott zur Seligkeit?
Hier hat des Glückes Spruch das Recht an uns verlohren,
Der Geist bewahrt sein Wohl, wie er es sich erkohren.
Des Besten freye Wahl führt die gewohnte That,
Zur höhern Trefflichkeit den stufenreichen Pfad:
Und in der Tugend Dienst, und nie verlaßnen Wegen,
Führt ihn die Ewigkeit dem höchsten Glück entgegen.
Setzt hier die Neugier auch ihr kühnes Fernglas an,
Wo niemand rathen darf, wo jeder wissen kan?
Wo in der eignen Brust Erkenntnißgründe liegen,
Vom ewigen Verdruß, vom ewigen Vergnügen,
Und jeder Blick mich lehrt, mit kurzer Folgen Reih,
Ob der bemerkte Stand des Himmels fähig sey?
Und doch stehts hier bey uns der Ahndung zu entgehen,
Womit die Zukunft droht, die wir vorhergesehen.
Hier frißt gehofte Lust die heutgen Freuden nicht,
Und ewiges Gefühl rechtfertigt das Gesicht.

Hier

Hier würkt ein hoher Geist die Arbeit wahrer Weisen,
Mehr als auf Neutons Spur, in fremden Sonnenreisen.
Zwar glücklich! wem, wie dir, o Freund! der Vorsicht Hand
Des Lebens langes Glück an die Geburt verband.
Wer mit der Welt zugleich, die Ruhstadt grauer Stunden,
In Frohburgs stillem Sitz auch ungesucht gefunden,
Und ohne Neubegier, aufs Alter unbemüht,
Der Tage gleichen Lauf in Ruh verfliessen sieht.
Ihm spart des Himmels Huld der Erden halbe Sorgen,
Er darf des Lebens Wohl allein vom Schöpfer borgen,
Und weiht nur halb bemüht, mit seines Daseyns Heil,
Der Menschheit ganzen Fleiß, der Menschheit bestem Theil.
Glück zu! dreymahl Glück zu! wem es so schön gelungen.
Er braucht zu Gottes Ruhm noch mehr als Menschen Zungen.
Weit unter diesem geht an tausend Wundern reich,
Durch eine schlechtre Welt, des Glücks gemeiner Steig.
Der Vorsicht ewger Rath, vielleicht voll größrer Güte,
Zahlt hier des Cörpers Wohl, um Würden am Gemüthe.
Nur stückweiß äussert sich die Sorgfalt des Geschicks,
Und läßt uns selbst ein Theil der Bildung unsres Glücks.
Ein Geist mit sich bewehrt, voll Muth und Hoheitliebe,
Erhöht sich die Geburt, und adelt seine Triebe.
Um Morgen unbesorgt, nur stets auf heute groß
Erkämpft Verdienst und Fleiß des Glücks versagtes Loos:
Und in der Vorsicht Schutz und nie vermißten Fügen,
Fehlt auch der Tugend hier kein würdiges Vergnügen.
Wohl dem! der frey vom Wahn, woran der Pöbel hängt,
Des Geitzes beßren Trieb auf ächte Schätze lenkt,
Und nie bethört genug dem Irrlicht nachzulaufen,
Nur stets das Beste wählt, aus mindrer Güter Haufen.

Der in der stillen Brust den Ruf der Gottheit hört,
Und wenn er haßt und liebt, nur diese Vorschrift ehrt.
Der seines Rechts gewiß im hohen Geisterorden,
Durch Denken noch einmahl desselben Bürger worden:
Und trotz dem trägen Druck, womit der Cörper drängt,
Den schon entbundnen Geist in beßre Dauren lenkt,
Die jenseits Bahr und Gruft, auf längrer Jahre Schwingen,
Den Fortgang ewger Lust, zum Ziel der Schöpfung bringen.
Hier sinkt der grobe Sinn, wie schweres Bley, zurück,
Die fliessende Vernunft verlängt den heitern Blick,
Und theilt mit sichrem Strahl die Dämmrung künftger Stunden,
Und selbst der Weise traut, wo sie die Spur gefunden.
Dies ists, o Herr = = =! was dir und mir gefällt,
Ein würdig Glied zu seyn, im Volk der besten Welt.
Das Laster mag voll Furcht den sclavischtiefen Rücken
Vor dem geträumten Schlag verdienter Plagen bücken,
Und im Cometenzug der Höllen Schwefelschein
Zum nahen Fall der Welt erstarrt gewärtig seyn.
Der Narr von Dünsten schwer, Gebiether vom Gestirne,
Erheb ein staubigt Glück auf Thronen im Gehirne,
Und jag' einst lang genug vom heißen Wunsch gequält,
Das Bley sich durch den Kopf, dem es am Geist gefehlt.
Uns soll der Weisheit Rath zum ewig frohen Leben,
Durch mehr als eine Welt den sichern Führer geben.
Vergnügt und ungequält von Abscheu und Begier,
Entwerf ich dieses Lied, o Freund! und weih' es dir.
Ein schwerer Schatten liegt auf den zukünftgen Jahren,
Und schützt mein heutges Wohl für künftigen Gefahren.
Der Jugend reges Blut schwellt die belebte Brust,
Und paart der Sinne Feu'r, mit des Verstandes Lust.

Der Blüthe Putz verfliegt, und winkt den nahen Aehren.
Mein Eifer wallt und brennt, der Welt sie zu gewähren:
Und oft, wenn Nacht und Schlaf mein spätes Lager füllt,
Straft mich der Tugend Ruf, und zeigt mir Baumgarts Bild.
Drauf regt ein jäher Zorn die kaum vergeßnen Glieder,
Und hilft dem ganzen Geist zu seinen Daseyn wieder.
Hier trifft einst mich die Schuld, hier lohnet mich der Preis;
Die Vorsicht macht mein Glück, ich zoll ihr meinen Schweiß:
Und darum unbesorgt, wo einst mein Lorber grünet,
Entbehr ich gern ein Glück, das ich noch nicht verdienet.
Der Ort ist längst bestimmt, nur ich bestimm ihn nicht,
Wo einst dein Freund noch lebt, wo ihm das Auge bricht.
Wo ihm vom Denken matt, im Dienst der Welt verzehret,
Des Abends süsser Traum auf Morgen Kraft gewähret,
Wo ihn ein Freund, wie du, der Tage Last entnimmt,
Und wenn im falben West der seichte Purpur glimmt,
Ein auserwähltes Kind, das Marianen gleichet,
Von gleichem Trieb gereitzt, ihm Hallers Laute reichet.
Nichts weiters heischt mein Wunsch vom Zepter bis zum Pflug,
Und noch an minderm Glück, hat mein Verdienst genug.
O Freund! daß dieses Lied von unsrer alten Liebe,
Dir einst beym grauen Haar ein süsses Denkmahl bliebe.

Der Stoiker
an Hrn. Prof. Baumgarten in Frankfurt an der Oder.
1740.

Ja, Baumgart! tausendmahl dreht sich der Nachwelt Blick
Vom blöden Irrthum stumpf, aufs Alterthum zurück,
Und höhnt der Vorwelt Thun, und jedes Weisen Schule,
Und keinen trifft der Zorn von diesem Richterstuhle.
Die Wahrheit trug nicht stets ein schimmrend Lichtgewand,
Ihr äußrer Ausputz folgt der Zeiten Unbestand.
Bald zeigte sie der Welt der Schönheit nackte Fülle,
Bald zweifelhaft, im Flor der dünnen Fabelhülle,
Der Reich und Sprachen Fall, der Künste wechslend Glück
Stieß manch erhabnes Bild fast halb ins Nichts zurück:
Und raubte manchem Satz, den sonst die Klugen priesen,
Den Werth, den er vordem des Kenners Blick gewiesen.
Wir, die ein Machtspruch oft vom Gräv' und Lipsius
Den halb errathnen Witz der Alten Lehren muß,
Sind oft dem Wandrer gleich, der Rom in Trümmern schauet,
Und lachend es verhöhnt, als wär es so erbauet;
Da doch der Klug' im Theil die Kunst des Ganzen ehrt,
Und manchen Rumpf noch schätzt, dem man das Haupt zerstört.
Seht da! welch lustig Bild hebt dort die glatte Stirne!
Der Weise nährt den Bart und blößt sich das Gehirne.

Des Mantels grober Stoff, der schlechtbehaune Stab,
Entdeckt ein Meisterrecht, das ihm die Weisheit gab.
Des Auges steifer Ernst, umzirkt mit hundert Falten,
Stammt aus dem festen Sinn des unbewegten Alten.
Sein Schritt ist schwer und lang, wie ein Prälat sich zeigt,
Der durch den vollen Chor, geschmückt zum Pulte steigt.
Sein Blut vom Denken kalt, erstickt der Menschheit Triebe,
Und schämt sich des Gefühls von Abscheu und von Liebe.
Die Schönheit rührt vom Geist ihm nichts als den Verstand.
Des Herzens niedrer Zug ward längst ihm unbekannt.
Er lebt sich immer gleich. Strebt nach der lichten Höhe
Weit über der Begier, und wird schon zur Idee.
Als wär die Deutlichkeit so sehr der Menschheit Loos,
Und Zenos kluge Zunft für dies Gesetz zu groß.
Als hätt' ihr Schicksal sie aus beßrem Zeug geschaffen,
Die Tadler ihres Volks, und höhrer Wesen Affen.
Allein vielleicht hat nie ein Kopf so falsch gedacht,
Und auch die Vorwelt nur das Uebermaaß verlacht.
Und gänzlich den Affect ersticken und zernichten,
Heißt nach dem wahren Sinn ihn reinigen und richten.

So ists. So hat Dein Mund o Baumgart! michs gelehrt,
Daß der sein Wohl nicht baut, der die Natur zerstört;
Und ein chimärisch Recht, voll unerfüllter Pflichten,
Da es ein Unding heischt, den Menschen nicht soll richten.
Des Schönen ewgen Reitz, der jeden Geist bewegt,
Wer hat zum Grundgesetz ihn in die Brust gelegt?
Nicht er, er selbst der Quell vom Denken und vom Wollen
Des eingeschränktes Bild die Geister tragen sollen?

Sein ewigheitrer Blick ist von Verwirrung frey,
Der Dinge Wesen heischts, daß unsrer trübe sey.
Der trüben Einsicht folgt ein sinnliches Begehren,
Wo Licht und Deutlichkeit den kleinsten Theil verklären.
So ists. Doch adelt nie der Vorwurf die Begier?
Der Menschheit beßrer Theil, bezwingt er nie das Thier?
Und zum gewünschten Zweck der beßrenden Geschäfte,
Zeigt ihm kein höhres Licht die Mittel und die Kräfte?
So ordnets die Vernunft, die den gerührten Geist,
Ein Gut das Grade hat nach Graden lieben heißt:
Und den zu kleinen Grad, der aufgeklärten Liebe,
Stärkt die Natur ihn nicht durch unsre dunkle Triebe?
Doch längst schon flieht die Welt ein fühllos, bleyern Herz.
Der Weise haßt und liebt, und fühlet Lust und Schmerz:
Der Klugheit alte Tracht, dankt längst des Künstlers Händen,
Ihr finstres Daseyn kaum auf Blättern und auf Wänden.
Ein Blick voll Munterkeit verräth kein leicht Gehirn,
Und Geist und Unschuld wohnt auch in entwölkter Stirn.
Das Schöne rührt die Brust, und strahlt mit lichten Zügen,
In Auen, Luft und Feld dem Weisen zum Vergnügen.
Der Schmerz mit nassem Aug' entehrt den Held nicht mehr.
Der Mensch giebt ungestraft der Menschlichkeit Gehör,
Und Iris sanfter Reitz voll Zärtlichkeit und Güte,
Besiegt und hebt zugleich ein männliches Geblüte.
Die Pflicht nur steht am Thron, begleitet vom Verstand
In ernster Fürstentracht, das Bleymaaß in der Hand.
Ein Strahl von obenher belebt ihr Mund und Blicke.
Ihr folget die Natur, und beyden folgt das Glücke.
O Baumgart! auf dem Pfad, den sich ein Geist erwählt,
Dem kein geneigt Geschick, noch Muth zum Denken fehlt,

Erzug

Erzog Dein muntrer Fuß, gespornt von Lob und Jugend,
Zugleich Verdienst und Preis, der frühgereiften Tugend.
Und was der Welt zum Nutz, Dein Mund und Kiel gethan,
Schrieb längst die Dankbarkeit in tausend Herzen an,
Die Dein verehrtes Bild vom Ruhme vorgestecket,
Mit heisser Eifersucht nach edlen Thaten wecket.
Die Wahrheit, die Dein Blick mit früher Kraft gesucht,
Verlohr am Herzen nie der Wahrheit Kraft und Frucht.
Ein Blut voll Trieb und Zug, wallt durch die regen Sinnen,
Und half dem muntren Geist, sein schönes Loos gewinnen.
Des Kaltsinns spröder Frost, flieht die belebte Brust,
Voll zärtliches Gefühls im Schmerz und in der Lust.
Drum hat die hohe Glut, wovon die Dichter brennen,
Und Leibnitz selbst gebrannt, Dich nicht verfehlen können.
Drum stutzt der Pindus noch, seit Baumgarts Lied sich stimmt
Und Friedrichs prächtig Lob auf Maros Flügel nimmt.
Drum hebt Dich Dein Verstand, nicht minder Deine Triebe,
Nur eins noch heischt Dein Glück auch einer Schönen Liebe.

Sie kommt. Mein wilder Vers zieht sich beschämt zurück.
Sein schlechtgewählter Stoff, trägt keiner Schönen Blick,
Und von den Gratien und Musen ungezwungen,
Hat die verwegne Leyr, zu rauh und harsch geklungen.
Es glückt ihr ohnedem in sanften Tönen nicht
Und was sie jetzt bewegt, war minder Kunst als Pflicht.
Dir, Baumgart! Dem dis Herz ein ewig Recht verbunden,
Hat dieses Blatt zu weihn, mein Kiel sich unterwunden.
Die Liebe krönt Dein Glück, und schränkt mit weicher Hand,
Der Freyheit müde Brust und ein vergnügtes Band.

Und von Charlottens Arm in sanfter Treu umschlungen,
Reut Dich wohl gar die Zeit, der dis nicht ehr gelungen.
Seht! wie der stille Blick, den Freud und Liebe klärt,
Der Freundin Auge sucht, die seiner Liebe werth.
Die Hochzeitfackel brennt von jener Hand entzündet,
Die Tugend führt und krönt und selbst nach Wunsch verbindet.
Fort! Lust und Huld und Scherz! spielt um das artge Paar,
Die Rose beut euch schon die frühe Knospe dar,
Und der beglückte Lenz der Ihren Kuß vermählet
Hat auch die Fluren schon mit lauem Reitz beseelet.
Flut, Au und Himmel liebt auf Antrieb der Natur,
Und was zur Welt gehört folgt der befohlnen Spur.
Mein Baumgart! leb und blüh! Dein Lieben nach dem Preise!
Und wer liebt glücklicher als Dichter und als Weise?

Die Gemüthsruhe,

an Hr. Assessor und Regierungsadvocat Kornmann in Halle.

1743.

Freund! dessen reiner Werth mich doppelt stark gerührt,
Seit dem uns Lust und Welt so manchen Freund entführt,
Der Du von Kindheit auf mit unverfälschten Trieben,
Dem Freunde, doch zugleich der Tugend treu geblieben.
Du dessen muntrer Geist mit schönbelohnten Fleiß,
Den grossen Zweck erreicht, der Welt zu nutzen weiß.

Mein

Mein Kornmann! ist Dein Blick von klügrer Arbeit müde,
So schenk ihn Deinem Freund, so schenk ihn diesem Liede!
Dies Wesen das in mir, jetzt Dein und meiner denkt,
Im Ausdruck sichtbar wird, und diese Züge lenkt,
Das bald an heitrer Ruh dem hohen Mittag gleichet,
Wenn er in dünner Luft die stillen Garben bleichet,
Das bald an Ungestüm den Nächten ähnlich wird,
Wo unter Sturm und Graus der Wandrer blindlings irrt,
Dies Wesen das sein Wohl und eignes Unglück bildet,
Nachdem es Güter wählt, die Schein und Wahn vergüldet,
Nachdem es Güter wählt, die eigner Werth erhebt,
Und keine Reu verflucht, wenn man sie nun erstrebt,
O Freund! wo sucht und trifft dies Wesen Ruh und Glücke,
Der Schöpfung letzten Zweck, die Sehnsucht unsrer Blicke?
So wild und mannigfalt schreyt kaum des Pöbels Zwist,
Wo Wahn und Unvernunft beym Trunke Richter ist,
Als sich vom wahren Wohl der Menschen Stimmen theilen;
Als man sich Wege wählt denselben zuzueilen.
Die gütige Natur, zeigt uns den sichren Pfad,
Doch nur der Weise hörts, und folget ihrem Rath.
Dem Thoren ist zum Sehn ein enger Creis beschieden,
Und weil er wenig kennt, so ist er leicht zufrieden.
So wie der wilde dort in Philipps neuer Welt
Den Kopf mit Muscheln schmückt, und dis für prächtig hält.
Denn Freund! schon hundertmahl reitzt mich der Satz zum Lachen:
Die Einfalt taugt viel ehr, als Klugheit froh zu machen.
Sieh jenen! welcher dort in tausend Lüsten schwimmt,
Das Blut nur wechselsweis' im Wein und Liebe glimmt,
Ein Mädgen und ein Glas, o leicht erworbne Freuden!
Gieb einem Träger Geld! er kennt den Werth von beyden.

Sieh jenen, der nach Ruhm allein beym Pöbel strebt,
Kein eignes Urtheil kennt, und nur nach fremden lebt,
Dem Fransen, Hut und Ring, die Seelenruh verschaffen,
Und der nur sichtbar scheint, daß Narren ihn begaffen.
O neidenswerther Thor! den leichte Lust besiegt,
Was braucht der Weise nicht, eh sich sein Wunsch begnügt!
Nicht Geld und Cronen zwar, noch Zepter in den Händen,
Und was für Schätze sonst auch grosse Seelen blenden,
Wornach ein Cronwel selbst durch Blut und Trümmern steigt,
Bis ihn sein Herz verflucht, und Volk und Freyheit schweigt.
Nein! Güter stiller Art, die kaum die Sinne rühren,
Und doch den süßten Reitz bis in die Herzen führen.
Ein Geist voll Trieb und Kraft, den Fleiß und Denken übt,
Der Wahrheit kennen darf, und ihre Schönheit liebt.
Der Wahn und Vorurtheil mit edler Freyheit zwinget
Und täglich schöner wird, je mehr ihm dies gelinget.
Ja? der des Rechts gewiß, so ihm der Schöpfer gab,
Noch größre Würden hofft, auch jenseits Bahr und Grab.
Dem hier die schöne Welt voll Lust und Anmuth grünet,
Der ihren Bürgern nutzt, und ihren Bauherrn dienet,
Der voll Empfindlichkeit die gleiche Schönheit fühlt
Die durch dies Rund vertheilt, aus tausend Wesen spielt,
Hier junge Wangen ziert, und dort mit stolzen Bogen,
Wenn Tag und Licht erwacht, den Horizont umzogen,
Hier aus den Fluren lacht, dort einen Schertz gebiehrt,
In Peemens Zügen reitzt, in Grauens Tönen rührt,
Aus Steelens Schriften spricht, in Didous Zähren weinet,
Und mehr als alles dies in Doris Reitz vereinet.
Und denn ein Herz, o Freund! das diesem Geiste gleicht,
Das seine Vorschrift hört, und sein Geheiß erreicht,

Das

Das in den Schranken liebt, die Pflicht und Wohlfahrt stecket,
Und wenn es hassen muß, auch so den Haß erwecket,
Das sich mit Gütern nährt, die ewig, rein und fest,
Und die noch unser sind, wenn uns der Leib verläßt,
Ein Herz das edel, frey, voll Großmuth Huld und Liebe,
Und männlichmuntrer Glut, im wohlgeprüften Triebe,
Das zärtlich im Gefühl, nie grobe Freude wählt,
Und selbst den Fehler straft, wenn seine Wahl gefehlt,
Das eignes Urtheil scheut, und nie vor dem Gewissen,
Darf unbereute Schuld mit stummer Zagheit büssen;
Ein Herz voll heitrer Ruh, die keine Schwermuth trübt,
Als nur die selbst im Schmerz, ihm stille Freude giebt,
Das im Bewußtseyn nur verübter Tugend lebet,
Und stets aus Demuth klein, nach größrer Tugend strebet,
Ein Herz, das ruhig stirbt, weil alles, was man denkt,
Gewissen, Gott und Welt ihm Grund zur Freude schenkt,
O Freund! vollführe Du der Bildung matte Striche!
Mein Herz wünscht nur beschämt, daß es dem Herzen gliche.
  Beneidenswerther Thor! der das so bald erreicht,
Was oft die Tugend sucht, die suchend noch erbleicht!
Der Seelen innre Ruh, des Lebens höchster Frieden,
Folgt deinem Schritt von selbst, scheint dir im Traum beschieden.
Der Weise kämpft und seufzt um Lust, die ewig währt,
Du glaubst dich im Besitz, und hattest kaum begehrt,
Ihn läßt, was jeder lobt, oft nichts als Reu gewinnen,
Dich tadelt Gott und Welt, doch lobst du dein Beginnen.
Flieh! flieh der Wahrheit Licht, so bleibt dir Lust und Ruh,
Doch kommst du dieser nach, bleibt Blöße, Schmerz und Du.
So wie es jenem gieng, der vor den leeren Scenen,
Ein rührend Trauerspiel mit Jauchzen hört ertönen,

Und Freund und Arzt verflucht, der ihn zu heilen kam,
Und mit verhaßter Treu, ihm Lust und Irrthum nahm.
Doch Freund! wenn Wahn bethört, und Wahrheit seufzen lehret,
Wer sucht ein schweres Gut, das uns den Rücken kehret?
Wo wohnt die Seelenruh, der klugen Eifersucht,
So vieler Wünsche Ziel, und späterlangte Frucht?
Wo denkt der reine Geist, den unsre Lieder preisen?
Wo schlägt das edle Herz, das grosse Herz des Weisen?
Die Brust, die nie ein Fehl mit bittrem Vorwurf rührt,
Und die von jeder That, nur süße Folgen spürt?
Gleicht nicht dies frohe Bild, den Schönen und den Helden,
Die nur der Pinsel schafft, und nur die Flöten melden,
Um die ein junges Herz mit eitler Gunst oft brennt,
Wozu die Wahrheit nur, das Urbild nirgend kennt?

Wenn war Vollkommenheit, o Freund, das Loos der Erden?
Wer hier kein Engel wird, darf der nicht weise werden?
Wie, wenn im Marons Werk noch was zu bessern blieb,
Straft ihn ein Kluger drum, daß er von Helden schrieb?
Ein Grad vom höchsten Gut, nach unsrer Kraft gemessen,
Wenn er den Wunsch nicht stillt, wird doch mit Lust besessen,
Und reift schon hier bey dem, der Treu und Eifer weist,
Zum Anbruch jenes Glücks, das jene Welt verheißt.
Der hat die Seelenruh, und wallt auf sanften Wegen,
Der Ewigkeit voll Lust, durch Erd und Zeit entgegen,
Der sieht in süsser Ruh der Monden leise Flucht,
Der, was er dort erreicht, mit vollem Ernst hier sucht,
Der den gesammten Zoll der heilerfüllten Pflichten,
Wenn er es nicht vermag, doch suchet zu entrichten,

Und

Und selbst bey höhrer Kraft, die ihm ein Gott erwirbt,
Noch sterbend mängelvoll, getrost auf Gnade stirbt.
So lebt der Weise doch hier mit zufriednem Herzen,
Und seine Lust besiegt den Rest der kleinen Schmerzen,
Die noch die Menschlichkeit in seine Wohlfahrt mengt,
Damit er hoffen lernt, und an das Ende denkt.
So bleibt Sein Vorzug doch unendlich vor dem Thoren,
Der hier Verstand und Herz in wilder Lust verlohren,
Um den ein gauckelnd Nichts mit falschen Farben spielt,
Bis er den Abgrund sieht, und später sieht, als fühlt.
O nie beschriebnes Wohl! du folgst des Weisen Schritten,
Fliehst oft ein Marmordach, und fuchst mit ihm die Hütten,
Wo Ordnung, Mäßigkeit, Geschmack und Wahrheit wohnt,
Und jede Tugend sich mit eigner Wollust lohnt.
Wo sich ein Trieb voll Lust durch alle Wesen spreitet,
Für uns die Wiesen mahlt, für uns die Bäche leitet,
Die Freundschaft zärtlich macht, den süssen Scherz belebt,
Ein frisches Glas bekränzt, den leichten Reigen hebt,
Die Liebe Dichten heißt, und in verschwiegnen Gründen,
Das Glück vergessen lehrt, und in sich selbst es finden.
Komm Freund! weil noch den Tag kein früher Abend schließt,
Weil noch der Vogel singt, und frisches Gras entsprießt,
Laß der Beklagten Zahl, die deine Klugheit schützet,
Und sieh, wie dort die Fluth im Sinken braußt und sprützet!
Bring Lust und Freyheit mit, und sey nur drauf gefaßt,
Daß du zu manchen Scherz, die Antwort fertig hast.
O Freund! daß Dir und mir der süsse Wunsch gelinge,
Daß uns beysammen einst das letzte Jahr vergienge!

Versuche vom Menschen
an Hrn. Haller damals in Göttingen.

Die Muse, die auf Dich und Popens Beyspiel kühn,
Berühmter Dichter! jüngst in gleicher Tracht erschien,
Wagts, leer von Eurem Geist, in Eurem Ton zu dichten,
Wie aber wird die Welt mit Hallers Augen richten?
Du! dem ein Lied gefällt, das auch im Reimen denkt,
Und ernste Wahrheit liebt, auch wenn es Sylben schränkt,
O! würdest Du der Lust bey diesen Zeilen inne!
Mein Vers gefiele mir, wär er nach Deinem Sinne.
Zum mindsten reitzt der Stoff, den dieses Lied erklärt
Der Mensch und unser Herz ist unsrer Neugier werth.

Erstes Buch.

So wie der spröde Stahl, den Londons Künstler bieget
Zum Trieb der todten Uhr sich schneckenförmig schmiegel,
Und mit gespannter Kraft, die unaufhörlich strebt,
Das künstliche Gebäu zu seinem Zweck belebt,
Doch wenn der Zwang entwich, der ihn umschränken müssen,
Wohl ehr zum Schaden stark, den schönen Bund zerrissen;
So strebt in unsrer Brust der Neugier reger Trieb,
Belebt den muntern Geist, und macht die Müh ihm lieb,

Zur Wahrheit, die ihn nährt, und ihren Seligkeiten,
Mit unbemerkter Hand uns von Natur zu leiten.
So eben stört auch er der Seelen wahre Ruh,
Schenkt Fremden unsren Blick, und schließt für uns ihn zu,
Zerstreut den schwachen Geist, durch überhäuft Betrachten,
Ein mindres Gut zu sehn, ein größres zu verachten.
Gleich jenem, der erhitzt, des Falken kühne Flucht,
Den bangen Reiger noch hoch in den Lüften sucht,
Und auf dem Boden fremd, den doch sein Roß durchstreichet,
Blind in die Grube sprengt, und blindlings drinn erbleichet.
Zwar unaussprechlich reitzt des Wissens hohes Lob,
Das weise Scheitel krönt, die eignes Denken hob,
Und soll der Ehrbegier mein Herz noch Raum vergönnen,
So wünsch ich ihm die Glut, wovon die Weisen brennen,
Die Fleiß und Künste weckt, der Tugend Wachsthum hebt,
Und auf die Nachwelt scheint, wenn man uns selbst begräbt.
Unendlich süß und stark wird wie im Hang zum Wissen
Der Spur der Wahrheit nach, die Seele fortgerissen:
Denn wie ein Theil der Welt auf alle sich bezieht,
So daß der Gottheit Aug aus einem alle sieht,
So zeugt auch ein Begriff mit tausenden verbunden
Begriffe sonder Zahl, die man aus ihm gefunden,
Und wenn der Wahrheit Ruf auf ewig fremde war,
Der nennt ihr Reich umgränzt, und Wissen unfruchtbar.
Unendlich hat sich schon dies hohe Reich erheitert,
Seit Plato ihm gedient, und Leibnitz es erweitert,
Unendlich dehnt es noch der weiten Grenzen Lauf,
Und hebt der Väter Wahn den klügren Enkeln auf.
Des Kenners Auge starrt in einer Welt voll Lichte,
Er wählt; und Pflicht und Wohl sind Maaßstab und Gewichte.

Damit im Ueberfluß ihm nicht die Nothdurft fehlt,
Und er sich selbst vergißt, indem er Nerven zählt,
Und er sich selbst vergißt, wenn er sein Herz nicht kennet,
Gesetzt, daß er im Mond uns jeden Fleck benennet.
Denn durch die Folgen wird auch Wahrheit groß und klein.
Ein Gut das größre tilgt, muß halb schon Uebel seyn.
So fühlt ein weiser Mann auch hier der Menschheit Schranken,
Mißt seines Geistes Kraft, und wählet die Gedanken.
Drum wobey hebt mit Recht sich diese Neugier an,
Wenn Neugier Wohlfahrt würkt, und Wohlfahrt stören kann?
  Den Weisen hat die Hand der Wahrheit selbst geleitet,
Dem einst Athen voll Wuth den Gifttrank zubereitet.
Ein Strahl von höhren Licht hat seinen Geist erweckt,
Und voller Mitleid ihm den Menschen selbst entdeckt.
Sein heller Blick durchsah noch undurchsehne Gründe,
Der Thaten innern Werth, und unerkannte Sünde,
Der Freyheit Fürstenstand der große Seelen schmückt,
Der Tugend ewig Recht, und was der Tugend glückt.
Der Vorwitz stand bestürzt, und ließ des Himmels Sphären;
Der Wahrheit und Natur hier näher zuzuhören.
Die Selbsterkenntniß kam, den Blick in sich verwandt,
Und nebst dem Richterstab den Spiegel in der Hand.
Die Demuth sah man sie mit ernsten Schritt begleiten,
Und dieser Tugend gieng die Seelenruh zur Seiten.
  Der Wesen eignes Wohl ist ihrer Thaten Zweck,
Und nur der Irrthum führt von diesem Ziel sie weg.
So würkt der Engel dort, von diesem Trieb belebet,
Und hier der Seidenwurm, wenn ihn sein Fleiß begräbet;
Nur daß die Einsicht dort des Geistes Wahl erhellt,
Und hier ein dunkles Gut dem blöden Thier gefällt.

Der Trieb wird uns zur Pflicht, und läßt den Ausspruch hören;
Ihr lebet Sterbliche! eur eignes Wohl zu mehren.
Was um und an euch ist, sey diesen Zweck geweiht,
Und werde schön gepaart, eins zur Vollkommenheit:
Dies wird die reiche Quell zu tausend andern Pflichten,
Der Prüfstein jeder That, sie weißlich einzurichten.
Wie dort des Künstlers Witz der Blumen bunte Pracht,
In Tausende vertheilt zum schönen Ganzen macht,
Und wenn ihr lichter Schmelz, sich zehnfach kreuzt und windet,
In ihrer Betten Zug, die Ordnung wieder findet,
Der Gänge Labyrinth zu einer Mitte schlingt,
Und nach dem Ebenmaaß der Farben Wettstreit zwingt;
So regt den weisen Mann ein tausendfach Bemühen,
Mit Dingen ausser ihm, die sich auf ihn beziehen,
Und was er wählt und würkt, schlägt in die Absicht ein,
Von einer schönen Welt ein würdig Glied zu seyn.
Doch welch ein Auge taugt das Schöne zu bestimmen,
Wo seine Züge sich in tausend Wirbeln krümmen?
Wie wenn der Fürsten Lust zur Jagd Palläste baut,
Und Förste Meilenlang in Sternalleen haut,
Der Wandrer schweifend irrt, und nur Verwirrung findet,
Bis er die Mitte trifft, wo sich das Ganze bindet,
So hebt ein Urthelsspruch von der Vollkommenheit,
Stets bey dem Einem an, dem sich das Ganze welht,
Und soll ich drum mein Wohl, des Lebens Richtschnur nennen;
So heißt mich die Natur zuerst mich selber kennen.
Wie dort das erste Weib, frisch aus des Schöpfers Hand,
(Als Miltons Muse sie in Edens Auen fand)
In einem klaren Spring, der schleichend nur entfliehet,
Den nieerblickten Reitz der ersten Schönheit siehet,

Und in sich selbst entzückt kaum der Empfindung traut,
Die ihr nichts schönres zeigt, nächst dem der sie erbaut,
So bleibt mit sich erfüllt des Weisen Auge stehen,
Der Schöpfung Meisterstück im Menschen anzusehen,
Des doppelte Natur sein doppelt Recht enthält,
Im Volk der Gottesstadt, und in der Körperwelt,
Den Engeln halbverwandt, halb Brüder mit den Thieren
Geschickt zur Seligkeit, doch auch, sie zu verliehren.
Voll Ordnung, Kunst und Pracht, steht unsres Körpers Bau,
Und trägt des Bauherrn Macht und weise Huld zur Schau.
Erhebt sein herrschend Haupt mit angeschaffner Ehre,
Zum Zeichen seines Rechts, und seinen Geist zur Lehre.
So weist ein Tempelbau vorzüglich seine Pracht,
Und eines Königs Sitz des Eigenthümers Macht.
Nur Wunder zeigt er uns bis zu den kleinsten Theilen,
Wo keine Kunst mehr taugt, der Schöpfung nachzueilen:
Wo Haller nichts mehr sieht, der Priester der Natur,
Und Muschenbrock verstummt, nach längstverlohrner Spur.
So viel sich Muskeln blähn, und in verschlungnen Gängen,
Nach Zahl und Ebenmaaß sich rege Säfte drängen,
So mancher Nervenzug sich beym Empfinden krümmt,
Wenn die Gedankenreih in die Bewegung stimmt,
So tausendfach gewährt, dies Werk der Gottheit Proben,
Und heißt des Lebens Geist, des Leibes Schöpfer loben.
Doch noch unendlich mehr, trägt dieser Geist die Spur,
Vom höchsten Ebenbild der göttlichen Natur.
Von seinem Werthe stammt des Körpers wahrer Adel,
Des Lebens Sittlichkeit, der Thaten Preis und Tadel.
Des Blicks beredte Kraft, wenn Doris Auge spricht,
Der Minen hoher Ernst im männlichen Gesicht,

Der

Der feste Heldengeist der kriegrischen Gebehrden,
Des Heilgen heitre Stirn, voll Gleichmuth in Beschwerden,
Des Blutes edler Trieb zur süssen Menschlichkeit,
Der Grosmuth offnes Herz bey ihrer Brüder Leid.
Dann nimm die Seele weg, und sieh den Körper wandeln,
Sein ungesittet Thun wird gleich Maschinen handeln.
Dann heißt das gleich gelacht, wenn sich ein Mund verzieht,
Und glaubst Du dich geliebt, wo eine Wange glüht?
Die Hand ergreift das Geld, und wirft es nach den Armen,
Kan dies ein Uhrwerk nicht, und hegt die Hand Erbarmen?
Bewegung siehst du nur verschieden nach dem Grad,
Von dem, was Vaukenson *) mit seinen Vögeln that.
Setz Absicht zu der That! und richte sie nun wieder!
Die Seele wollt' und gab, ihr dienten ihre Glieder.
O Wesen! das in mir sich selbst jetzt überdenkt,
Du Funke reines Lichts in groben Stoff versenkt!
Dein günstiges Gefühl druckt dieses Leibes Bürde:
Erhebe dich einmahl, und fühle deine Würde!
Daß frey vom Wahn und Trug, mein lehrendes Gedicht,
Dich selbst zum Vorbild nimmt, wenns nicht, wie Pope, spricht.

*) Ein berühmter französischer Mechanicus, der die vornehmsten Lebenshandlungen der Vögel mit einer künstlichen Endte nachgemacht haben will.

Zweytes Buch.

Der Sonnen nähr'rer Strahl bringt Lust und Frühling wieder,
Der Berge schmelzend Eis sinkt in die Thäler nieder
Und düngt den mürben Grund, in dem schon neu belebt,
Der Kräuter schüchtern Heer die zarten Stirnen hebt.
Ein reinrer Tag vergüldt der Wälder falbe Gipfel,
Und lockt die Nachtigall zum sonstbewohnten Wipfel,
Die noch in Höhlen lauscht, weil sie dem Lenz nicht traut,
Bis ihr der Rosenmond die grüne Wohnung baut.
Alsdenn ertönt ihr Lied vom jugendlichen Triebe,
Und füllt des Hörers Herz, mit Wohlklang, Scherz und Liebe.
Ein schmeichelndes Gefühl lockt den gerührten Sinn,
Und zieht den ganzen Geist in die Empfindung hin,
Mein Lied fühlt mit der Welt den Einfluß schöner Zeiten,
Und läßt sich die Natur hier in ihr innres leiten.
Die Weisheit rührt mich nur, die in der grossen Welt,
Ein Theil für alle schuf, und eins nach allen stellt.
Und selber Schwäch und Fehl der eingeschränkten Wesen,
Zur höchsten Absicht lenkt, und uns zur Lust erlesen.
Ihr! die ihr die Natur mehr als von aussen kennt,
Ins Körpers Fügen dringt, und sein Gesetz benennt,
Euch klingt der Satz nicht fremd, der sein Gemisch von Theilen,
Der Kräfte vielfach Band mit unsichtbaren Seilen,
Der Seelen Schranken nennt, worinn die Endlichkeit
Geschafne Geister schließt, den eng, und jenen weit.
So daß der Himmel selbst, wenn uns sein Glanz umziehet,
Uns, wie sein übrig Volk, nie ganz entkörpert siehet;

Weil

Weil nur des höchsten Geists allsehendes Gesicht,
Stets gleicher Klarheit voll, hier alle Schatten bricht,
Und Bürger einer Welt ihr unvollkommnes Denken,
Durch einen Körper stets, als den Gesichtspunkt lenken.
Aus seinem Wunderbau folgt seiner Regung Spiel,
Und damit paart die Seel ihr wachsames Gefühl,
Denkt selbst aus eigner Kraft, wie jener sich beweget;
Fühlt der Begierden Glut, wenn ihm das Herze schläget,
Sieht, wenn des Lichtes Strahl die Welt zum Aug' ihm führt;
Hört, wenn die Luft erbebt, und ihm das Ohr berührt;
Empfindet, Florens Kraft, wenn ihn die Ros' umdüftet;
Schmeckt, wenn der Salze Stich der Zunge Kitzel stiftet,
Und ruht Gedankenleer, wenn Würken und Bemühn,
Sein zärtlich Werkzeug schwächt, und ihn aufs Lager ziehn.
So konnt ein Gott allein dies Wohnhaus uns erbauen,
Der Seelen schönsten Stand, die Welt draus anzuschauen!
Ein doppeltes Geschäft ist so des Sinnes Ziel,
Der Dinge Gegenwart bemerkt er im Gefühl.
Sie laß' im Körper nun den nahen Einfluß spüren;
Sie sey dem Geist nur nah, und thätig ihn zu rühren.
So zeigt der äußre Sinn, mir Himmel, Fluth und Feld,
Indem der innre mir die eigne Brust erhellt,
Auf seiner Seele Thun sein zart Bewußtseyn lenket,
Und der Empfindung erst, das giebt, wodurch sie denket.
Klar, stark und lebhaft würkt, des Sinns vereinte Kraft,
Doch gränzt mit Schatten hier des Lichtes Nachbarschaft.
Der Dinge Würklichkeit läßt sich allein empfinden,
Und alles sieht man hier, mit allem sich verbinden,
Denn die vollkommne Welt nahm keine Insel an,
Und der sieht eins erst recht, der alles sehen kann.

Drum zeigt ein Dämmrungsschein uns nur der Dinge Flächen,
Zu schwach mit vollem Tag die Wolken hier zu brechen.
Des Werkzeugs Fähigkeit, scharf, stumpf, grob oder fein,
Verlängt des Sinnes Kraft, und schränkt sie neidisch ein.
Und was die Kunst auch fand, sie tausenfach zu stärken,
So bleibt Verwirrung doch, und herrscht in ihren Werken.
Hat Ruysch und Leuwenhoeck von der Natur geführt,
Nicht eine neue Welt im Kleinen ausgespürt?
Das Sandkorn regte sich bevölkert mit Geschöpfen,
Und Wälder wuchsen auf versteckt in Rosenknöpfen.
Der Staub der Dünsten gleich den Sommervogel deckt,
Ward eine Federreih, der Ordnung nach gesteckt,
Doch fliehet die Natur viel weiter noch zurücke,
Weicht ins unendliche, und täuscht des Forschers Blicke,
Indem sie Theil auf Theil mit neuer Fügung häuft,
Bis Lieberkühn umsonst Vergrößrungsgläser schleift.

Was dort des Knaben Hand, des Reichthums Fülle nützet,
Der leer von allem Rath, sie mißbraucht, nicht besitzet,
Das nutzt des Thoren Brust der Sinn, der ihn bewohnt,
Wenn ungehirnte Wahl sich selbst mit Reue lohnt.
Der Freyheit hohes Recht ist vor dem Thier uns eigen,
Ihr richterliches Amt bey jeder That zu zeigen,
Und die Empfindung selbst flieht dieses Zepter nicht,
Das, wenn es würdig herrscht, eins heischt mit unsrer Pflicht.
Der Weise bleibt sein Herr, und bleibts auch im Empfinden,
Und wilde Sinnlichkeit, war stets der Quell von Sünden.

Sieh jenen! der nicht denkt, als nur, so weit er fühlt,
Bey dem kein Tullius Gewißheit je erzielt.
Laß mit Beweis und Grund der Rede Kraft sich schärfen,
Die Seele würkt bey ihm, nicht weiter als die Nerven.

Empfin-

Empfindung wechselt stets nur mit Empfindung ab,
Ein schneller Anblick raubt, was das Gehör ihm gab,
Des Auges Würkung wird der nächste Vorwurf stören,
Und endlich Schnupftaback dem kurzen Denken wehren.
So sieht der Pöbel nur auf Farben, Schein und Tand,
Und was kein Schluß vermag, das würkt ein bunt Gewand,
Wo Gold und Cochenil den reinen Zeug beflecket,
Und Creutz und Orden strahlt, der oft kaum Herzen decket.
Denn das Vergnügen selbst, das Gift der süssen Lust,
Trift durch die Sinnen nur den Weg ins Pöbels Brust.
Wenn giebts ihm der Verstand, wenn Tugend Geist und Wissen?
Kaum giebts der Himmel ihm, wird er dem Sinn entrissen.
Doch sorge! das der Wein beperlt im Glase blinkt,
Der Trachten Ueberfluß sich zu der Tafel dringt,
Und bey der Seiten Schall die weichen Lagerstätten,
Nach Sybariten Art, den Gast auf Rosen betten.
Sieh da! sein ganzes Herz mit Lüsternheit erfüllt,
Und kenn die Sinnlichkeit, und ihrer Sclaven Bild!
Wer ist der Weise dort? der Ausbund aller Weisen,
Der nicht auf Erden wohnt, und nur scheint durchzureisen?
Sein frostig Auge jagt mit ernster Stetigkeit,
Den Liebreitz und die Huld, und alles Schöne weit.
Umsonst wird Blum und Klee die bunten Anger schmücken,
Und Philomelens Lied sich kräuseln, ziehen, drücken,
Er bleibt in sich versenkt, fühlt alles wie im Traum,
Und nichts verbindet ihn mit uns, als Zeit und Raum,
Kein offner Freundschaftstrieb, gemeinschaftlichs Empfinden,
Und mitgetheilte Lust, die Menschen sonst verbinden.
Ein körperlicher Gast, nie mit dem Leibe nah,
Verkennt er Freund und Feind, und saget Nein für Ja,

 Vergießt

Vergießt den Wein aufs Bret, und schluckt die Würfel hinter,
Sieht den August im Pelz, und ohne Hut den Winter.
Jüngst als er auch im Geist der Welten Laufbahn maaß,
Und unverdient zur Hand der schönen Doris saß,
Hohlt er zum Zirkeln aus, und traf mit groben Kreisen
Das zärtlichste Gesicht, das hundert Welten weisen.

Mein Lied wird schalkheitsvoll, verführt vom Theophrast,
Doch nur Bruyerens Witz macht Schalkheit unverhaßt.
Genug die Thorheit liegt im Uebermaaß der Thaten,
Drum wars der Mittelweg, den Weise stets betraten.
Zu sinnlich macht zum Vieh, und ohne Sinn zum Stein,
Ich will kein Sybarit, und auch kein Huron seyn.
Die Welt sey schön für mich, und schmeichle Brust und Sinne,
Nur daß sie dem Verstand sein Recht nicht abgewinne.
Nur was die Tugend sieht, beschäftge mein Gesicht,
Und wo mein Sinn sich schließt, da schließ ihn meine Pflicht.
Sein zärtlich Werkzeug sey durch Sünden unverdorben,
Und zeige mir die Welt, bis ich ihr abgestorben.
Des Sinnes Ebenmaaß zu Kräften höhrer Art,
Ists, wo sich schön vereint, der Mensch und Weise paart,
Wodurch des Dichters Kunst von einem Geist gelenket,
Mit Trillern Blumen mahlt, und auch mit Bodmern denket.

Drittes Buch.

Gleich einer Schäferin, jung, gaukelhaft und frey,
Mit leichtem Tafft umschürzt, des Schein nie einerley,
Zeigt sich die Einbildung, und dreht die schnellen Blicke,
Geschäftig in die Welt vergangner Zeit zurücke.
Bewahrt mit treuer Hand, des Sinns erhaltnes Bild,
Dem vollen Leben nach, nur etwas mehr verhüllt.
Wie man der Farben Glut, woran der Purpur brennet,
Ein wenig matter spürt doch aber nicht verkennet.
Der Seele schnellste Kraft entdeckt die Phantasie.
Sie fliegt durch Raum und Zeit, erblickt der Erden Müh,
Wenn Copernic sie heißt, in neuen Kreisen gehen,
Durchrennt die steile Bahn, und sieht die Sonnen stehen.
Hebt drauf den leichten Fuß, und sieht im Augenblick,
Im grauen Alterthum, der Reiche Fall und Glück,
Den Fluß, wo Sapho sang, das Feld, wo Cäsar kriegte,
Und drauf in spätrer Zeit, den Platz, wo Friedrich siegte.
Fünf Plätze, nur berühmt durch dieses Feldherrn Stab
Der seine Feinde schlug, und ihnen Frieden gab.
Denn wie die Bilder einst im Sinn verbunden waren,
So weiß urplötzlich sie die Einbildung zu paaren;
So daß sie, wenn in uns nur eins sein Licht verjüngt,
Die ganze Sipschaft ruft, und neu zurücke bringt.
Drum muß auch der Verstand den leichten Springen wehren,
Dem Denken zum Behuf, und nicht uns drinn zu stören.
Damit nicht, wenn Tartüf auf Welt und Lüste flucht,
Man an Rosindgen denkt, die heimlich ihn besucht:

Denn oft ein Nebenzug an ehrfurchtswerthen Sachen,
Kehrt strafbar unsren Ernst, in ein phantastisch Lachen.
Was Cranachs Züg erhebt, und Holbeins Zeichnung ziert,
Natur und Aehnlichkeit, die ihre Hand geführt,
Das hebt die Einbildung, und strahlt aus ihren Bildern,
Mit wundervoller Kunst, zu schaffen, nicht zu schildern.
Denn da durch ihren Dienst, was erst der Sinn gefühlt,
Gleich einem Abendroth im späten Tage spielt,
So muß ihr edles Werk der Schönheit Lob erreichen,
Je mehr sein heller Zug dem Sinne weiß zu gleichen.
Daß, wenn dort im Terenz voll Zorn ein Vater spricht,
Mein Herz ihn reden hört, hört gleich mein Ohr ihn nicht,
Und Didons Lieb und Gram mit Rachgier schon vereinet,
Wahrhafte Zähren weint, wie Lieb' und Rachgier weinet.
Aus dieser Kraft entsprang der Künste volkreich Chor.
Ein Hirt beweint ein Kind, das er zu früh verlohr,
Und sah ihr holdes Bild noch stets vor Augen schweben,
Den Wuchs, den schönen Leib, das Auge voller Leben,
Den Mund zum Kuß gemacht, der Wangen zärtlich Roth,
Die weiche Freundlichkeit, die schmeichlend nur geboth,
Und was ihr sonst an ihr so manche Lust gegeben,
Und wie er dies empfand, so mahlt ers nach dem Leben.
So ward die Poesie, die Tochter der Natur,
Und stimmt noch jezt ihr Lied von Liebe, Trifft und Flur,
Es sey, daß Hagedorn für sie die Laute zwinget,
Es sey, daß Canitz Lied um Doris Grube singet.
So ward Apollens Kunst, die Peen und Harper erbt,
Der erst im Geiste mahlt, und mit der Hand es färbt.
So ward die Tonkunst auch, der Charitinnen Dritte,
Und beyde nahmen drauf, die Dichtkunst in die Mitte.

Wie

Wie dort ein muntres Roß, das von der edlen Art,
Der Glieder hohen Wuchs, doch auch den Muth bewahrt,
Durch Elis gelben Sand von raschem Ehrgeitz brennet,
Und aus des Zügels Schwung, des Reuters Kräfte kennet,
Die wilden Mähnen sträubt, und seinen Schritt verwirrt,
Wenn eines Jüngling Hand ihm um den Nacken irrt;
Doch folgsam und getreu den schnellen Lauf erhitzet,
Wenn es den Meister trägt, der es mit Recht besitzet,
So würkt mit reger Kraft in uns die Einbildung,
Erhebt den wilden Flug, und hemmt der Flügel Schwung,
Verliehrt sich zügellos in Welten von Chimären,
Und läßt sich die Natur Vernunft und Wahrheit lehren,
Nachdem der Himmel es in einem Kopf bestellt,
Und ihr Verstand und Geist zum Führer zugesellt,
Und Fleiß und Kunst sie lehrt, das Gleichgewicht zu halten,
Aus Wahl erhitzt zu seyn, aus Wahl auch zu erkalten.

Welch unglückselig Bild hebt dort sein stolzes Haupt?
Ein Kleid das ihn nicht deckt, und dürftig nur umlaubt,
Ein löchrichtes Gewand, das nie mit hundert Stücken,
Die nackte Dürftigkeit weiß strenger auszudrücken.
Ein abgezehrt Gesicht mit stets zerstreutem Blick,
Und doch den Mienen nach ein Herr von andrer Glück,
Voll fremder Majestät in ängstlichen Geberden,
Ein Bettler äusserlich, für sich ein Herr der Erden,
Und endlich wüthend gar, mit Fesseln um der Hand,
Verrückt durch Einbildung, verlassen vom Verstand,
Doch nur dem Grade nach vom Wenzel unterschieden,
Dem Dichter am Parnaß, dem Rasenden hier nieden.

O Anblick voller Graus! vor dem die Menschlichkeit
Geschreckt zurücke flieht, vom Anblick schon entweiht.

Bejamm=

Bejammrenswerthe Frucht zur Straf ererbtes Blutes!
Noch unglückselgers Kind des ungezähmten Muthes!
Wenn Lieb und wilder Stolz den Taumelkelch ihm reicht
Der dunkel ihn verblend, die Sinnlichkeit erweicht,
Bis in der Lüste Qualm die Unterschiede schwinden,
Und was er wachend träumt, er glaubet zu empfinden.
So reicht des Menschen Schuld der eignen Quaal die Hand,
Verderbt, was ihm zum Heil der Schöpfer zugewandt,
Entwohnt vom Denken sich macht aus den Pflichten Lasten,
Das Leben zum Roman, und Geister zu Phantasten.
Ihm hilft des Dichters Fleiß, der lüstern, wild und leicht,
Ein schleichend tödtlich Gift mit Zucker überstreicht,
Die Lust in Kunst verhüllt, und mit verschlagnen Zügen,
Die zarte Herzen fängt, da, wo sie sich vergnügen,
Bis Seladon verliebt in diese Schäferwelt
Die Magd zur Hirtin macht, und einen Stall zum Feld,
Und Phillis beym Caffee aufs Ruhbett hingestrecket,
Den Scudery im Arm erst schlummerd Küsse schmecket,
Und von der süssen Kost auch wenn sie drauf erwacht,
Mit einem Phillidor verbothne Proben macht.
Noch hat ein liebreich Glück sich beyder angenommen,
Wenn beyde diesem Gift nur halb verrückt entkommen.
In einem tiefen Thal, der Stille Aufenthalt,
Wohin kein Morgen reicht, und keine Stimme schallt,
Wohnt in dem Schoos der Nacht und falber Ulmenbäume,
Das Kind der Einbildung, der Gott der leichten Träume.
Wie, wenn der Mondsucht Qualm ein schwindlicht Haupt verwirrt,
Mit festgeschloßnem Aug ein blöder Kranker irrt,
Und mit verwegnem Schritt, den keine Wahl regieret,
Der Leib nur taumelnd geht, und seinen Weg verliehret,

So schweift dies Schattenvolk mit ungewissem Zug,
Und kräuselt flatterhaft der Schwingen leichten Flug,
Um seinen König her, der kaum mit schweren Händen,
Auf weichem Moos gestreckt, den Mahnstrauch weiß zu wenden,
Nach dessen Winke sich sein gauckelnd Volk bewegt,
Und Hoffnung, Lust und Schreck, auf falschen Schwingen trägt.
Kaum hat des Menschen Herz der Tage Müh vergessen,
Und sucht der Betten Ruh, so würkt der Traum indessen.
Ein klein phantastisch Heer, das um sein Lager spielt,
Aeft ihn mit Bild und Schein, und er glaubt, daß ers fühlt.
Geschäfte, Sorg und Wunsch sieht man sich lebhaft schildern,
Nicht Licht und Ausdruck fehlt, nur Ordnung fehlt den Bildern.
Dann ruht der äusser Sinn, und schläft das Urtheil mit,
So hemmt kein Wiederstand des Einfalls leichten Schritt.
Die freye Phantasie geht ungezäumt in Springen,
Und schafft sich eine Welt von unverbundnen Dingen,
Die sich durch Wiederspruch von der wahrhaften trennt,
Und mit der Nacht verfliegt, so bald man sich erkennt.
Das Herz, denn auch der Schein schon Lust und Schmerzen giebet,
Läuft diesem Irrlicht nach, irrt selbst, und haßt und liebet,
Bis der Begierden Brand in Brust und Adern schleicht,
Der Mund zum Kuß sich regt, den doch kein Mund erreicht,
Und Iris Wangen noch wenn es der Morgen siehet,
Vom Nachschmack eitler Lust, mit linder Röthe glühet.
Ists möglich, daß auch hier, wenn Graus und Nacht uns deckt,
Gesetz und Sittlichkeit mit strengem Zepter schreckt?
Ein unwillkührlich Bild, gemischt mit Finsternissen,
Weicht von der Tugend ab, werd ichs entgelten müssen?
Wenn mein Bewußtseyn schläft, und Wahl und Freyheit ruht?
Wie büßt man eine That, und weiß nicht, was man thut?

Wohl

Wohl nicht unmittelbar, werd ich hier was verschulden.
Doch auch entfernte Schuld, heißt Geister Strafen dulden.
Woher entsprang zuerst der Bilder schnöde Reih?
Legt nicht die Phantasie nur das empfundne bey?
Und ehrt nicht auch der Sinn der Freyheit hohe Rechte,
Dies höchste Vorzugsstück von geistigem Geschlechte?
Trifft aber mich die Schuld bey dem, so ich empfand;
Wer tilgt sie, wenn dies drauf die Einbildung verband,
Und aus dem Tagewerk, dabey man sich vergehet,
Der Nächte Frevel stammt, und jene Schuld erhöhet?
Nicht anders büßt die Faust, die Wein und Zorn erhitzt,
Mit Blut den wilden Grimm, der Menschenblut verspritzt.
Und ein verbuhlter Blick, der nur mit Sünden wachet,
Setzt noch den Frevel fort, wenn er im Traume lachet.
O Tugend! die allein das Heil der Menschen baut,
Wie geht ein Fuß gewiß, der deinem Winke traut?
Wenn bis im Schooß des Schlafs, das Laster uns erreichet,
Und unbesorgt ein Herz auch träumend von dir weichet.
Heb selber diese Brust durch Ernst und Wachsamkeit
Bis zu der sichren Kraft, die dein Gesetz gebeut.
Der kleinste Schritt von dir, weicht auch von unserm Glücke,
Und vieler Tage Müh, wirft hier ein Tag zurücke.

Viertes Buch.

In männlicher Gestalt mit jugendlichem Geist,
So wie der Dichter Gott sich seinen Söhnen weist,
Wenn ihn das Alterthum nach Delos Ufern führet,
Und er sein göttlich Spiel um Cynthus Gipfeln rühret,
Zeigt sich der freye Witz. Auf seinen Wangen ruht
Die leichte Frölichkeit, der sorgenlose Muth,
Des Lächlens feiner Hohn, der Scherz mit halben Minen,
Des Einfalls schnellre Kraft, je mehr er Ernst geschienen,
Die ofne Redlichkeit, der innren Wahrheit Frucht,
Und alles was gefällt, wenn man es nicht gesucht.
Des Köchers volles Gold, so ihm am Arme blinket,
Entdecket noch die Huld, die jenem Britten winket,
Dem Britten, dem allein sein grosser Steele gleicht,
Und dem der Witz mit Recht den schärfsten Pfeil gereicht. *)
Die Uebereinstimmung, die unsre Welt verbindet,
Der Schönheit ersten Grund, die selbst das Auge findet,
Der Dinge Aehnlichkeit und Ordnung reiches Band,
Entdeckt der leichte Witz, und zeigt es dem Verstand.
Dem höchsten Geist zum Ruhm, der diesen Bau vollführet,
Ward der geschafne Geist mit dieser Kraft gezieret.
Denn im Zusammenhang beruht der Weisheit Werk
Bey Mitteln ohne Zahl zu einem Augenmerk;
Wo eine Gattung sich in Millionen theilet,
Und jedes Einzele der Gattung Zweck ereilet.

*) Siehe des Englischen Zuschauers 1. Theil 63. Stück.

So baut das Schneckenvolk aus Schleim sein vielfach Haus,
Und jede Schnecke druckt im Bau die Gattung aus.
So wards von der Natur den Bibern vorgeschrieben,
Und jedes Bibers Bau ist bey dem Riß geblieben.
So hälts im Grossen auch, der Welten stolzer Gang
In gleicher Majestät, nie eilend, nie zu lang.
Doch was nützt eine Welt erbaut aus Meisterstücken,
Fehlt es der Welt an Witz die Ordnung zu erblicken?
Die Wahrheit, die allein den Bildern Anmuth schaft,
Belebt des Witzes Werk, und giebt ihm seine Kraft,
Damit nicht, wenn ihr Werth dem leeren Einfall fehlet,
Sein Glanz dem Fürniß gleich, der Brüche nur verhehlet,
Und statt der Aehnlichkeit, die hier Vergnügen bringt,
Ein weitgesuchtes Nichts, des Narren Lust erzwingt.
Denn was der Tugend selbst, beym Pöbel nie gelungen,
Daß jeder ihr zum Dienst, sich fromm zu seyn gezwungen,
Das macht beym Witze längst der Dünkel allgemein.
Denn welcher Dummkopf lebt, der nicht will witzig seyn?
Vom niedren Träger an, der Schenken frölich machet,
Bis zu dem schönen Herrn, der um ein Wortspiel lachet;
Vom deutschen Harlequin, bis zu des Welschen Lied,
Ist kein Geschöpf so klein, das nicht der Witz bemüht.
Und läßt ein neidisch Glück, den Geist nicht sinnreich werden,
So hilft der Rumpf ihn aus, und scherzet mit Gebehrden.
So scherzt ein Pavian nach artger Köpfe Brauch:
Und wie sein Pöbel lacht, lacht unser Pöbel auch.
Nur daß die Dichtkunst noch dem Affeneiland fehlet,
Und sie kein Criticus mit Anagrammen quälet,
Nur daß kein Wiederhall in ihren Wäldern scherzt,
Und man die Schönen nicht in Bilderreimen herzt.

Doch

Doch steht in solch' ein Land, vielleicht der Weg uns offen,
Wenn erst ein neuer Klimm *) die Fahrt dahin getroffen,
Denn was Columbus nie mit klugem Fleiß erschifft,
Entdeckt der Welt zu Nutz vielleicht ein schlauer Schwifft,
Daß, wenns im Menschenvolk die kleinen Geister lesen,
Sie mit Vergnügen sehn, daß ihrer mehr gewesen.
Entfernt vom Gaukelwerk, das nur den Geist verstellt,
Gefällt der wahre Witz, auch wenn er sich mißfällt:
Und überlebt ein Werk den Lauf von allen Jahren.
So hats vom Meister selbst, die strengste Zucht erfahren.
So rettet, was Virgil den Flammen zuerkannt,
Ein würdger Vormund dort mit Kaiserlicher Hand,
Und wann Crispin sein Bild in Kränz und Capsen siehet;
Verblüht doch da sein Ruhm, wo Flaccus Lorbeer blühet.
Denn Scharfsinn und Geschmack geht mit dem Witz im Paar.
Und prüft sein schnelles Thun, und warnt es für Gefahr,
Damit der Einfall selbst, der leichten Blitzen gleichet,
Auch blindlings Wahrheit trifft, und nie vom Rechte weichet.
So strahlt mit vollem Glanz, der Künste prächtigs Chor,
Dies sanfte Schäferlied, schön bis zum Haberrohr,
Der kühne Heldengeist der stolzen Epopeen,
Den Lorbeer um die Stirn, und neben ihm Tropheen.
In lächelnder Gestalt, mit Dolchen hinter sich,
Der spöttische Satyr, dem Deutschlands Canitz glich.
Die Ode, wie im Sprung, gleich Bachus Priesterinnen,
Ihr göttlich Spiel im Arm, die Herzen zu gewinnen.
Das Trauerspiel getaucht, in blutigen Gewand,
Das Lustspiel bürgerlich die Masken in der Hand.

*) Klimmii Iter subterraneum, eine satyrische Reisebeschreibung des Freyherrn von Holberg.

Ende des vierten Buchs.

Die Tugend.

Eine Ode.

Die Tugend, die der Erden Söhne,
Den Himmelsbürgern ähnlich macht,
Und die mit nie beschriebener Schöne
Schon hier aus weisen Augen lacht;
Die Tugend, die den Fürsten adelt,
Und Knechten Rang und Kronen giebt,
Die kennt kein Unmensch, der sie tadelt,
Die bleibt gekannt nie ungeliebt.

Ein Strahl in uns vom reinsten Lichte,
Zeigt ihr in unsrer Brust die Spur.
Ihr Ruf ist Anmuth und Gewichte,
Und redt die Sprache der Natur.
Der süßte Hang, sich selbst zu lieben,
Der Wunsch nach Lust und Ewigkeit,
Hat eben das ins Herz geschrieben,
Was uns die Tugend auch gebeut.

Ihr Weisen! reißt das Schreckbild nieder,
Das Vorurtheil und Wahn gebaut,
Und lehrt voll Mitleid, eure Brüder,
Was euch ein höhrer Spruch vertraut.

Der Pöbel senkt die scheuchen Blicke,
Und glaubt, ihn schreckt der Wahrheit Licht,
Ein Afterstrahl schlägt ihn zurücke,
Die Wahrheit selber faßt er nicht.

Er mischt den Nothzwang in die Pflichten,
Und nennt sein Wohl ein Sclavenloos.
O! säh' er diesen Zoll entrichten,
Das mache frey, erhaben, groß;
Der Trieb nach Wohlfahrt und Vergnügen,
Sey selbst durch dies Gesetz geweiht;
Er säh, wie ihr, in seinen Zügen,
Nichts als befohlne Seeligkeit.

Wie eines Säuglings schwache Tritte,
Der Mutter treues Leitband lenkt,
Und Wohl und Fall bey jedem Schritte,
An diesem weichen Zwange hängt;
So schließt den Sterblichen zum Heile,
Des Schöpfers Huldreich Ja und Nein,
Ihr Leben in die sanften Seile.
Der Wohlfahrt und der Tugend ein.

Nur malt hier keine düstre Stirne,
Um die ein Heer von Sorgen fliegt!
Noch ein zerrüttetes Gehirne
Das Schwermuth, Qualm und Wahn besiegt.
So bist du nicht, erhabne Tugend!
Doch wohl voll Himmel in der Brust,
Rein, wie das Licht, froh wie die Jugend,
Und selbst im Schmerz nie ohne Lust.

Du bist die Freundin weiser Herzen,
Die Ernst und Einsicht zu dir zieht.
Du lachst, wo Geist und Unschuld scherzen,
Und fühlst, wo Reitz und Schönheit blüht.
Die Welt heißt dir der Welten beste,
Der Schöpfung Zweck Zufriedenheit;
Und deiner Pflichten ist die größte:
Hier Ruhe; dort Unsterblichkeit.

Die Landschaften der Jugend.

Ein Traum.

1742.

Ich befand mich in einer der angenehmsten Gegenden, die ich mein Tage gesehen. Es war eine kleine Insel, ein ganzer Gesichtskreis um mich her, voll grünender Hügel, blumigter Thäler und Ebnen. Ich sahe Gärten, Weinberge, Lustwälder in tausend hohe Wände und Gänge nach der Schnur durchschnitten, rieselnde Bäche, Lauben, Grotten, Ballhäuser und Seen, die mit kleinen vergüldeten Gondeln ganz überdeckt waren. Die Luft war so rein und klar, als im höchsten Sommer, und hatte die angenehmgemäßigte Kühle des Frühlings. Die Lebhaftigkeit unzähliger kleiner noch nicht ganz besiederter

LB Coburg

derter Vögel, und die Blüthknospen an den Bäumen und Pflanzen, ließen mich völlig abnehmen, daß ich mich in dieser muntern und frölichen Jahreszeit befinden mußte. Wie ich erfuhr, so war dieselbe in diesen Gegenden ohne Wechsel. Der Himmel hatte hier keine andre, als angenehme Erscheinungen, und die fürchterlichen verschossen ihre Blitze und Donnerschläge ganz hoch in der Luft, und reichten nicht bis an die Sinne der unbesorgten Einwohner. Von diesen bevölkerte eine unzählige Menge beyderley Geschlechts diese glückseligen Landschaften. Mein Herz schwall für Vergnügen, bey dem Anblicke dieser kleinen Welt, voll Bewegung und unendlich verschiednen Beschäftigungen. Jugend, Gesundheit und eine gänzliche Vergessenheit aller Sorgen, herrschten auf allen Gesichtern, und zeigten sich in Gebehrden und Gange. Alle Kleidungen strahlten von den lichtesten Farben; sie waren im Flattern begriffen, und zitterten mit unzähligen Bändern, Fransen und Spitzen. Kurz, alle Bürger dieses lustigen Eilandes schienen Jünglinge zu seyn, und alle seine Bürgerinnen, Jungfrauen. Ich war, wie es mir vorkam, nur auf der Reise durch diese Gegenden begriffen, und mochte mit einer ziemlichen Gemüthszerstreuung unter so vielen anziehenden Gegenständen, kaum einige Schritte fortgegangen seyn, als ich nicht

weit von mir seitwärts die Gestalt einer Frauensperson wahrnahm, welche nach mir blickte. Ihr Antlitz war sehr gesetzt und ernsthaft, ihre Augen scharf und durchdringend, und in der Hand trug sie ein Fernglas. Ein Mann mit einer ungewöhnlich kurzen Gesichtsbildung, und tiefsinnigen Ansehen gieng neben ihr. Ich erkannte an ihm mit vielen Vergnügen den weisen brittischen Zuschauer, und in seiner Begleiterin die philosophische Aufmerksamkeit, eine meiner ältesten Freundinnen. Man gab mir Erlaubniß in ihre Gesellschaft mit fortzugehen, und das erste, so ich erfuhr, war der Name unsers Aufenthalts. Du befindest dich in den Landschaften der Jugend, hieß es, und alle diese vergnügten Einwohner derselben, sind wie du selbst, nichts anders als Pilgrimme. Meine Gedanken wurden durch diese Nachricht um ein gutes Theil gesetzter. Ihr seyd schön genug, rief ich aus, ihr anmuthigen Gegenden! aber ihr habt zu unbeständige Einwohner. Alle eure Bürger sind Pilgrimme. Es kam mir hierbey sehr fremd vor, die Gesichter vieler meiner Gefährten uns entgegen, und nach derjenigen Seite des Landes gerichtet zu sehen, die wir hinter uns ließen. Ich befürchtete schon irre zu gehen, als mich meine Begleiterin zurücksehen hieß, und mir zugleich lächlend ihr Fernglas darreichte. Ich setzte

es

es an, und bemerkte die eine Grenze des Eilandes deutlich, die wir verlassen hatten, und wohin die Augen der übrigen noch gerichtet blieben. Ein kleiner Belt, der seinen Ufer bald fortrückte, bald zurücke zog, und nicht selten gar austrocknete, trennte hier die Landschaften der Jugend von einer ganzen Eben voll kleiner Jungen und Mädgen, die ich noch glaubte schreyen und lärmen zu hören. Es war ein ganzer Gesichtskreis voll Puppen und Steckenpferde, Näschereyen und Putzwerk, und eine Menge von Tyrolerweibern, die gänze Körbe davon noch über die Grenzen dieser Ebene verhandelten. Ich erkannte das Gebiethe der Kindheit, und wandte mich plötzlich zurück, meinen Weg fortzusetzen. Meine Gefährtin empfahl mir eine vernünftige Neugier, und hieß mich hauptsächlich einige merkwürdige Gestalten wahrnehmen, die unter der grossen Menge einen Anhang zu haben schien. In dem Augenblick hörte ich schon eine derselben so nahe bey uns vorbeyrauschen, daß wir ihr kaum ausweichen konnten. Sie sahe einer Jägerin nicht unähnlich, mit fliegenden Haaren, und wilden Augen. Indem sie vorbeystolperte, dünkte mich, daß sie den Mund mit einer hängenden Unterlippe offen trug, ein lustiges Stückgen sang, und mit den Fingern klappte. Ihr Nahme war Unbesonnenheit. Ihr Lauf gieng nach

 den

den Grenzen der Kindheit, und wie man mich berichtete, war sie es eben, welche die Augen so vieler nach sich zog, und dieselben von dem natürlichen Ziele unsrer Reise ablenkte, welches in dem Gebiethe des männlichen Alters, an der andern Grenze der Insel, ganz erhaben und deutlich vor uns lag. Ich war noch voller Betrachtungen über dieser Erscheinung, als ihr schon eine andre folgte. Ein Mann wurde in einer ofnen Sänfte von zweyen Maulthieren sehr gemächlich getragen. Er hatte das Ansehen eines sehr fetten Prälaten. Seine Augen schienen in einem beständigen Aufwachen begriffen zu seyn, und sein Kinn lag ihm in dreyen Stufen geruhig auf der Brust. Er gähnte. Er roch an eine Mohnblume, und gähnte noch einmal. Man nannte ihn Müßiggang; und ein gewisses Paar ziemlich unförmlicher Ohren, so ich im Nachsehen an ihm erblickte, hätten mich dies können errathen lassen. Er stand, wie ich erfuhr, in diesen Gegenden in grosser Achtung. Er beherrschte die öffentliche Lustbarkeiten, und die ihnen gewidmeten Häuser. Ihm dienten die schattigten Lauben, und die kühlen Gänge an den Ränden der Springbrunnen. Er unterhielt die jungen Schönen ganze Vormittage vor dem Spiegel und Nachttische, und die kleinen Stutzer ihr halbes Leben hindurch beym Anputzen, Spatzierengehen und

Romanenlesen. Selbst die anmuthige Lage nebst der weichlichen Luft dieses Eilandes, verschaffte ihm Anhänger. Tausend kleine Begierden, wie geflügelte Knaben gestaltet, mit noch tausend kleinen Spielen, und Charten-Figuren vermengt, hüpften um ihn her, ihn aufzumuntern. Die Wollust in seinen Muselin gekleidet, mit einem glühenden Herz auf der Brust, und dem Gesichte voller Schönfleckgen, folgte ihm, und theilte sich mit ihm, in ihre gemeinschaftlichen Anbeter. Ich sahe sie mit unzähligen schönen jungen Personen beyderley Geschlechts umgeben, die sie ihrer ganzen Menschheit bis auf die Sinne beraubte, und in eine finstre Sorglosigkeit gegen alles, was nicht gegenwärtig war, versenkte. Sie wünschten ewige Einwohner in den Landschaften der Jugend zu seyn, diese junge unglückselige; oder sie wünschten vielmehr gar nichts, denn alle ihre Vorstellungen waren nur Gefühl. Das Fernglas meiner Begleiterin zeigte sie mir gleich einem Haufen junger Blumen, die in früher Hitze verwelken, und ein übereiltes Alter wenig Augenblicke nach dem Entschlusse ihrer Knospen finden. Die Verführerin selbst kam mir so nahe, daß sie aufhören mußte, in meinen Augen schön zu seyn. Diese zärtliche Züge waren die Bildungen einer künstlichen Maske. Ihr eigenthümliches Gesicht glich der Bildung eines Schweins,

des unreinsten Thieres auf dem Erdboden. O Himmel! rief ich voller Ekel aus, warum ist eine Wohlfahrt durch eine Gegend nothwendig, wo nur Verführungen wohnen. Ich hielt mich fest an der Hand meiner Begleiter und verdoppelte meine Schritte. Das Ziel der Reise fing an sich sehen zu lassen. Mein Blut schlug für Neugier und Hoffnung. Eine Person von vortrefflichen Ansehen schien von der Grenze her auf uns zuzukommen. Ihre hohe und majestätische Gestalt verrieth eine Göttin. Ihr Gewand war helleweiß, mit silbernen Sternen beworfen, und ein junger Lorbeer deckte die Scheitel. Sie blickte gen Himmel, und setzte eine Posaune an den Mund, deren Schall Empfindungen erweckte, die sich nicht ausdrucken lassen. Sie waren so sanft, als die Züge des Geblüts, und so erhaben, als die Ueberzeugungen eines guten Gewissens. Diese Göttin, die ich beschreibe, war die Ehre. Der Klang ihrer Posaune brachte, wie mich dünkte, die ganze Insel in Bewegung. Er drang bis in die Wohnung der Unbesonnenheit, des Müßiggangs und der Wollüste, und diese Verführer erzitterten. Ich sahe tausend junge Häupter sich erheben, um darauf zu hören; aber augenblicklich wieder zurücksinken, den Begierden zu folgen. Die Posaune schallte noch einmahl. Die Würkung war noch schlechter. Sie

schallte

schallte zuletzt, aber alle Einwohner schienen taub zu seyn, und die Göttin flohe wieder zurück über die Grenze. Der Ehrgeitz, der sich für ihren Gevollmächtigten ausgab, trat an ihre Stelle. Er schien wassersüchtig zu seyn, sein Gesicht war blöde und schielend, sein Gang hochtrabend, und sein ganzes Betragen gezwungen. Er trug ein Stück von einer alten Tapete, und glaubte, seine Tracht sey ein Goldstück. Kaum hatte er sich sehen lassen, als ihm ein unbeschreiblicher Anhang zufiel. Er schien recht gemacht zu seyn, diese Insel zu beherrschen, so sehr war der Grundsatz, wornach er handelte, den Begierden aller Einwohner gemäß. Dieser Grundsatz war eine blinde Hitze, andre zu übertreffen. Es war ihm genug, dieselbe in einem jungen Herzen mit der größten Heftigkeit entzündet zu haben. Die Mittel und die Gegenstände, womit sich diese Vorzugsbegierde beschäftigen sollte, überließ er jedermanns eigner Neigung. So geschahe es, daß eine hirnlose Nacheifrung diese Insel erfüllte. Phantastische Hoheiten schwellten die jungen Herzen auf, und kaum blieb eine Thorheit übrig, die nicht ein Vorzug wurde. Das unendlich kleine dehnte sich zu einer merklichen Größe, und selbst Abscheulichkeiten und Laster giengen in der Gestalt des Erhabnen einher, wenn sie sich untereinander übertrafen. Ich sahe einen sehr niedli-

niedlichen kleinen Stutzer, dessen ganzes Bewußtseyn sich auf ein gewisses Stückgen Glas zu beziehen schien, so er am Halse trug; und ein erwachsnes Frauenzimmer, welches sich von Zeit zu Zeit bemühte, ein Schönfleckgen auf seiner eignen Nase anzusehen, und sich nur um der Lage dieses Schönfleckgens halber, für liebenswürdiger hielte, als alle seine Nebengeschöpfe, die mit einer schlechten Nase so dahin lebten. Ein Gesichte mit einer stetigen und starkausgedruckten Bildung, machte seinen Besitzer auf den ersten Anblick kühn und tapfer, und zog ordentlicherweise ein Paar grosse Handschuh, und eine sehr lange Stoßklinge nach sich. Ein junger Dichter hielt die Raserey für den ganzen Character eines neuen Pindars; und der kleine Kunstrichter an dem Ende einiger Monatsblätter, überreichte der ganzen Welt seine Entscheidung mit der Miene eines Befehlshabers. Mir fieng an Angst zu werden. Unser Aufenthalt schien den Behausungen zu gleichen, wo es eingebildete Riesen und Kaiser giebt, die sich miteinander um den Vortritt zanken. Ich besann mich, daß ich nur auf der Reise war, und mein stummer Gefährte hieß mich, indem er den Arm plötzlich ausstreckte, eine schöne junge Schäferin betrachten, die uns entgegen kam. Sie sahe so unschuldig aus, als die Natur, wo sie am schönsten ist,

nur

nur die Regungen, die sie verursachte, waren nicht so ruhig. In der Rechten trug sie einen Myrtenast, und an demselben erkannte ich sie für die Liebe. Wie ich erfuhr, war sie in dem güldnen Weltalter auf dieser Insel wohnhaft gewesen, nach dem heutigen Lauf der Welt aber war sie eine ordentliche Bürgerin in dem Gebiethe des männlichen Alters. Sie schien nur so halb verstohlen sich über die Grenzen desselben herüber zu schleichen, und mich dünkte, daß sich ihre frische und unschuldige Schönheit in dem Maaße verringerte, als sie sich von dieser Grenze entfernte. Ja, man beschuldigte sie gar, daß sie alsdenn mit den andern Verführern ein Bündniß errichte, die Thorheiten der Jugend zu mehren. Alsdenn legte sie ihre unschuldigen Reitzungen mit ihrer Schäfertracht bey Seite, und wurde ganz romanhaftig. Die jungen Mannspersonen wurden abgeschmackt und weibisch, und das schöne Geschlecht unverschämt. Sie hatte ein Gefolge um sich von kleinen nackten Knaben, die sich nach närrischen Liebesbriefen in den Lüften herumjagten, von Jünglingen, die Entzückungen hatten, und Weibsbildern, die mit jeden Blicke zu stehlen schienen. Bey der Ankunft dieses kleinen Hofstaats hörte man nichts, als das Rauschen der Küsse, heisse Seufzer, vertrauliches Zischeln, und die Namen von Paradiesen und Himmeln;

meln; beym Abzuge desselben aber Fluchen und Schmähworte. Die Verzweiflung und das Wehklagen betrogner Geliebten, und die Schande und Gewissensbisse der niederträchtigen Liebhaber. Unglückselige Verwirrung! rief hier meine Begleiterin aus, die Liebe muß dem Ruf der wahren Ehre folgen, so bleibt sie schön und unschuldig. Wie mirs vorkam, so behielt die Liebe ihre schöne Gestalt in den Landschaften der Jugend gemeiniglich noch am längsten in dem Umgange junger und tugendhafter Dichter, wenn die Leßbien und Dorinnen derselben keine würkliche Personen waren. Ich war unter den Betrachtungen so mannigfaltiger Gegenstände bey dem Ziel meiner Reise angelangt. Die Insel hatte ein Ende, und ich erschrack, als ich dasselbe so nahe vor mir sahe. Ein ziemlich breites Wasser lag nur noch zwischen mir und dem Gebiethe des männlichen Alters. Einige sehr schmahle Fußsteige liefen zwar über dasselbe hinweg, derjenige aber, den ich betreten sollte, war gegen die Seite unsrer Insel zu abgebrochen, und wer ihn erreichen wollte, mußte einen Sprung thun. Ich sahe meine Gefährten an, und verspührte in ihren Augen eine so heitre Zufriedenheit, daß ich ganz getrost wurde. Nur ein plötzlicher sehr starker Lermen, der hinter uns entstund, erweckte meine Neugier. Es war das Getöse eines Aufruhrs.

Ein

Ein gewisses gräßliches Instrument tönte unaufhörlich. Sein Schall glich dem Schlage einer starken Heerpaucke, und schlug zum Aufbruche. In wenig Augenblicken war das Ufer, wo ich mich befand, mit einer unzähligen Menge Menschen überdeckt, die man Schaarenweise nach dieser Gegend her trieb. Die meisten dieser armen Unbesonnenen hatten vergessen, daß sie die Reisende in den lustigen Thälern der Jugend waren. Ihr Aufenthalt in denselben gieng zu Ende, und sie wußten es nicht. Man riß sie mit Eitelkeiten und Thorheiten ganz überladen, aus den Armen des Müßigganges und der Wollüste, und sie drehten tausendmahl die Köpfe zurück, ihr verlohren Vergnügen zu beweinen. Allein, ein unerbittlicher Alter übte hier seine ungemeßne Gewalt. Er befahl, und sie mußten folgen. An einer fliegenden Haarlocke, welche ihm über der Stirn hieng, erkannte ich, daß dieser Alte die Zeit war. Nur einige von beyden Geschlechtern waren thörigt genug, sich seinen Befehlen zu entziehen. Aus diesen erwuchs ein Haufen alter Gecken, und runzlichter Buhlschwestern, die noch durch Brillen liebäugelten, und alle Zierrathe der Jugend dadurch lächerlich zu machen schienen, daß sie dieselben anlegten. Das Gestade, an welchen ich stand, war nunmehr mit Menschen angefüllt, und ich sahe einige den Anfang

machen, die Fußsteige zu betreten, um über das Wasser zu setzen. Alsdenn waren die Augen der ganzen Menge gespannt. Ein allgemeines Hohngelächter erschallte um das ganze Ufer, wenn einer einen Fehltritt that. Nicht halb so viel aber bezeigten ihre Freude, wenn jemand glücklich herüber gelangte. Dieser Umstand schien mir der Wildheit des Brittischen Pöbels zu gleichen, der sich um die Temse versammlet einen jedweden während der Ueberfahrt über den Strohm, mit allen nur ersinnlichen Schmachreden zu überhäufen. Unter den Verunglückten sahe ich hauptsächlich die Lieblinge des Müßiggangs und der Wollüste. Sie waren meistens mit einem gewissen Leere im Haupte, und einem starken Schwindel behaftet, der sie sogleich befiel, wenn sie den schmahlen Steig betraten, und ihren plötzlichen Fall nach sich zog. Ein sehr junger lebhafter Herr aus diesem Haufen, trat gar mit einem schwangern Frauenzimmer einher, die er schon aus den Landschaften der Jugend mitbrachte. Er betrat mit ihr den Fußsteig. Sie fielen unter einen kreischenden Gelächter der boshaften Menge ins Wasser, erreichten kaum, gleich den andern verunglückten, das gegenseitige Ufer, und verlohren sich unter dem Pöbel. Einige andre in prächtigen Kleidungen führte der Ehrgeitz persöhnlich. Allein ihre Gedanken waren zu heftig, und zur Verwirrung

wirrung geneigt. Sie verlohren das Gleichgewicht, und fielen vom Steige. Noch andre hatten gar keine Lust, diesen öffentlichen Auftritt zu wagen. Sie schlichen an dem Ufer so lange herum, bis eine gewisse Schifferin in einem kleinen Nachen sie in der Dämmerung übersetzte. Diese Schifferin hieß die Klugheit zu leben. Die Ränke, die Bestechungen und die Freywerber waren auf ihren Nachen die Botsleute. Wie ich erfuhr, war dies der Weg der Erben, der Dummköpfe und der vornehmen Söhne. Endlich sahe ich auch einige junge Leute auf den abgebrochenen Steig losgehen, der vor mir lag. Ich erblickte unter denselben, als sie mir nahe kamen, mit einer angenehmen Bestürzung, ein Paar meiner vertrautesten Freunde. Sie nahten sich mit einer ruhigen und gesetzten Stellung. Der Fleiß in der Tracht eines alten blassen Weltweisen, mit einem beschriebnen Pergamente unter dem Arme, führte sie an das Ufer, der Ruf der wahren Ehre schallte ihnen entgegen, und von diesen hohen Empfindungen begeistert, gelangten sie, ehe sie es selbst vermuthet, glücklich hinüber. Ich sahe sie mir von dem gegenseitigen Ufer mit einer vergnügten Miene winken, ihrem Beyspiele zu folgen. Meine Begleiterin erboth sich mit mir zu gehen. Ich glaubte den Schall der silbernen Posaune aus der Ferne zu hören, und

 eine

eine gewisse ruhige Munterkeit bewegte alle meine Lebensgeister. Ich nahte mich den abgebrochnen Fußsteige. Ich bildete mir ein, den Sprung zu thun, um ihn zu erreichen. Ich fuhr aber so stark n die Höhe, daß ich über diesem Sprunge erwachte.

Der Hyacinth und der Tulipan.

Eine Fabel.

Der Zwang gehört für schlechte Seelen
Die nur erborgte Schönheit rührt.
Wenn wohlgemachte Herzen wählen,
So hat sie die Natur geführt.
In Denken, Reden, Tracht und Sitten
Heißt künstlich thun nur lächerlich;
Die Großmuth hat es nie gelitten,
Denn wie die ist, so zeigt sie sich.

Wie du, o Doris! sey mein Leben,
Frey, unverstellt und ganz Natur.
Gefällig ohn ein matt Bestreben,
Und reitzend durch sich selber nur.
Gleich jenem Kuß sey mein Bezeigen,
Den du im Spiel mir aufgedrückt,
Sanft, sittsam, nicht geziert und eigen,
Vom Herzen, doch nicht ungeschickt.

Des Frühlings schönstes Kind
Ein junger Hyacinth
Hob zu dem nahen Flor
Den zarten Hals empor,
Und trug sein ernstes Blau
Schon halbentdeckt zur Schau,
Das aus dem vollen Grün,
Noch eins so reitzend schien,
Und auf dem seichten Stiel,
Dir, Doris! schon gefiel.

Der West trug ihm in Ruh
Thau, Wärm und Wachsthum zu.
Und in dem lauen Schooß,
Zog ihn die Erde groß,
Und in der ganzen Flur,
Rühmt' ihn das Auge nur,
Wie frisch, gesund und voll
Sich der einst zeigen soll,
Den schon die künftge Pracht
So liebenswürdig macht.

Wer wünschet, wünscht oft blind,
Das lehrt der Hyacinth.
In einer hellen Wand,
Sieht er ein künstlich Land.
Ein nachgemachter May,
Ruft jede Blum herbey,
Die junge Rose blüht,
Die Zwang und Hitze zieht,
Und übereilte Frucht,
Wird da am Ast gesucht.

Er siehts und wünscht dabey,
Daß so sein Schicksal sey.
Die Armuth der Natur,
Bereichert nicht die Flur.
Ihr Trieb ist still und matt,
Und giebt der Einfalt statt.
Ein anmuthsreiches Grün,
Strahlt durch der Kunst Bemühn,
O! daß mich nicht so wohl
Ihr Finger bilden soll!

Man höret ihn zuletzt,
Die Kunst hat ihn versetzt,
Und in dem heissen Beet,
Den schnellen Wuchs erhöht,
Doch nicht die Anmuth mit,
Die floh mit leisen Schritt,
Und ließ an ihrer Statt
Ein kränklich welkend Blatt,
Das auch noch im Verblühn
Den Zwang zu schelten schien.

Ein junger Tulipan,
Der erst sich aufgethan,
An dem mit frischer Pracht,
Natur und Schönheit lacht,
Hat, sagt man, was geschehn,
Mit Beileid angesehn,
Und rief dem Freunde zu:
Wie thörigt wählest du!
Du warst natürlich schön,
Der Zwang heißt dich vergehn.

Der Adler und der Tyger.

In dem Africanersande
Würgt ein Tyger weit und breit
Und das Volk im halben Lande
Floh vor seiner Grausamkeit;
Bis ein Mohr mit List und Glücke
Einst ihn in die Falle trieb,
Wo ein sinkend Felsenstücke
Quetschend auf ihn liegen blieb.

Da er sich hier brüllend schmieget,
Und auf Schmerz und Hunger flucht,
Sieht er wie ein Adler flieget
Und sein Morgenfutter sucht.
Gleich soll Arglist ihn erwerben
Was die Ohnmacht ihm versagt,
Weil vor dem gewissen Sterben,
Noch sein Grimm das letzte wagt.

Weinend fängt er an zu flehen
Und erweicht des Adlers Herz.
Dieser senkt sich aus den Höhen
Großmuthsvoll kaum niederwärts
Und beginnt umher zu schauen,
Wo die Last sich etwa regt,
Als der Tyger ihm die Klauen
Plötzlich ins Gefieder schlägt.

Doch umsonst. Mit leichtem Sprunge
Hebt der Vogel sich in Ruh.
Nur der Stoß von seinem Schwunge
Stürzt die Falle stärker zu.
Der Betrüger sinkt danieder,
Und der Adler höhnt die Noth.
Meine Federn wachsen wieder,
Dich nur, spricht er, lohnt der Tod.

Blutgier und erboßte Tücke
Flieht des Himmels Strafe nie,
Und ein wachendes Geschicke,
Sucht und trifft, und rächet sie.
Schlingen, die der Unschuld dräuen,
Streifen nur den sichern Fuß,
Wenn in eignen Bübereyen
Wuth und List sich würgen muß.

Die Blumen und die Göttin Flora.

Zephir regte sein Gefieder
Durch die aufgetaute Flur,
Und die freudige Natur
Nahm den grünen Umhang wieder,
Als des Crocus zarte Spitze
Sein noch kaltes Beet durchstach,
Wo ihn von dem schwarzen Sitze,
Iris weicher Finger brach.

In den Locken dieser Schönen
Fühlt er bald sein süsses Glück,
Und fieng an mit stolzem Blick
Andre Blumen auszuhönen.
Welch ein Kind des schönen Lenzen
Dacht er bey sich, gleichet mir?
Nicht ein Blättgen sieht man glänzen,
Ich nur steh in voller Zier.

Kaum war noch ein Mond verstrichen,
Und ein ganzes Blumenchor,
Trat in bunter Pracht hervor,
Nur der Crocus war verblichen.
Unter Zephirs lauen Sohlen,
Sproßte Klee und Tausendschön,
Iris Finger brach Violen,
Und den Crocus ließ sie stehn.

Auch das Veilchen gieng verlohren,
Und mit gleich betrübten Sinn,
Eilt es zu dem Crocus hin,
Und entdeckt ihr Leid der Floren.
Göttin! war ihr banges Klagen,
Uns beschimpft der Schönen Hand,
Die an uns vor wenig Tagen
Ihre liebste Zierde fand.

Kinder! lautete mit Lachen,
Hier der Göttin tröstend Wort,
Iris thut euch keinen Tort.
Ihr verlangt zu grosse Sachen,

Zeit und Schönheit muß verfliegen.
Iris liebt euch blühend nur:
Ihr verwelkt, sie läßt euch liegen,
Iris folget die Natur.

Dem Ruhm läßt sichs sehr schwer entsagen
Der einmahl uns die Brust gerührt.
Der graue Tänzer wird sich wagen,
Bis er den letzten Preis verliehrt.
Wenn eine Schöne längst veraltet,
Wenn eines Dichters Blut erkaltet,
Putzt die sich noch, und dieser singt.
Und schätzt sie denn die Welt geringe;
Wer hat die Schuld? Der Lauf der Dinge,
Der alte Narren nicht verjüngt.

Der Hänfling und der Canarienvogel.

Ein Hänfling ließ die kleinen Sträuche,
Wo er das Licht zuerst gesehn,
Um in der Lüfte weiten Reiche
Auf Lieb und Freundschaft auszugehn.
Denn welch ein Trieb mit süssen brennen
Glimmt ehr in einer jungen Brust,
Als den wir Menschen Liebe nennen
Und der den Thieren auch bewußt?

Er schlägt die kaum bewachsnen Schwingen,
Und sitzt an einem stillen Bach.
Da hört er eine Schwalbe singen
Und eilt dem fremden Schalle nach.
O heißts, daß die mich singen lehret!
Drauf sucht er ihre Freundschaft schon.
Den Ohren, die nicht viel gehöret
Wird leicht ein Laut ein Zauberton.

Da sitzt er nun voll blöder Freuden,
Und hört der Schwalbe schwitschernd Lied;
Als plötzlich durch die falben Weiden
Der bunte Finke schmetternd zieht.
So rein wird keine Flöte schallen,
Als solch ein Lied die Luft durchfährt,
Der Hänfling hörts, und unter allen,
Scheint nun der Fink ihm liebenswerth.

Er folgt ihm schmeichelnd durch die Aeste,
Und hört entzückt den süssen Schlag.
Doch welch ein Gut bleibt noch das Beste,
Wenn man was beßres kennen mag?
Gleich einer funkelnden Narcissen
Scheint dort ein Thierchen durch den Baum.
Es singt, nichts süssers mag man wissen.
Für Freuden hörts der Hänfling kaum.

Mit mehr als pfeilgeschwindem Fluge,
Schießt er dem fremden Sänger nach,
Der eben nur mit frohem Zuge,
Der Phillis aus dem Käfig brach,

Allwo Canariens Gefilde,
Das seine Väter erst gebahr,
Noch mit der Freyheit süssen Bilde,
Nicht ganz in ihm verloschen war.

Nun war des Hänflings Glück gefunden.
Der Sänger geht das Bündniß ein,
Und als noch wenig Zeit verschwunden,
Fängt ihm sein Freund an gleich zu seyn.
Der Hänfling lernt die Töne mischen,
Und schallt ihr süsses Lied vereint,
So schallt zugleich auch aus den Büschen:
Die klügste Wahl, der klügste Freund!

*** *** ***

In Freundschaft und in Lieben,
Gilt kluger Eigennutz.
Die Lust in süssen Trieben,
Dient nicht der Treu zum Schutz.
Der Freund, den ich erlesen,
Sey klug, gelehrt und treu.
Und einer Freundin Wesen,
Komm' einst dem Freunde bey.

Die Biene und der Sommervogel.

Zur holden Mutter von uns allen,
Zur gütigstsorgenden Natur,
Sah man die kleine Biene wallen,
Und dieses zwar aus Unmuth nur.
Denn vom Pallast zur Bienenhöhle
Vermißt man oft Zufriedenheit,
Und so gering ist keine Seele,
Sie liebet ihre Kleinigkeit.

Die Blumen in den schönen Tagen,
Und ihrer Blüthen süsser Saft,
Und alles, was für Weh und Klagen,
Dem Bienenvolke Rettung schafft,
Ein künstlich Haus mit vollen Scheiben,
Das Witz und Fleiß zusammen trug,
Ließ nicht dies Thierchen ruhig bleiben,
Warum? es war nicht schön genug.

Einst sucht es in dem Blumenlande,
Die Kost, so ihm der Lenz verhieß.
Als sich im sprenklichten Gewande
Der bunte Sommervogel wies.
Das lichte Blau der stolzen Glieder
Nebst hundert schöner Farben Spur,
Dies alles schlug die Biene nieder,
Und trieb sie murrend zur Natur.

O! rief sie Mutter aller Dinge
Du handelst nach Partheilichkeit.
Wie ist mein Ansehn so geringe,
Wie stolz des Sommervogels Kleid!
Sein Schmuck fällt schöner in die Augen
Als fast die bunten Anger blühn,
Ich muß zu manchen Nutzen taugen,
Und bin nur Armuth gegen ihn.

O Tochter! war die Gegenrede,
Sieh selbst, ob ich partheyisch bin!
Dies schöne Thier ist träg und blöde,
Dir gab ich einen muntren Sinn.
Du dienst der Welt mit Fleiß und Witze,
Und hörst gar, wie dein Lob erschallt,
Des andern Thun ist wenig nütze,
Und was er hat, das ist Gestalt.

*** *** ***

Zürnt nicht mit des Himmels Schlüssen,
Köpfe voll Verstand und Geist!
Daß die Thoren prahlen müssen
Und ein größrer Thor sie preißt.
Eine Mutter vieler Kinder,
Hält das blöde stets gelinder,
Und ersetzt den schlaffen Muth,
Oft mit reichen Erbschaftsgut.
Drum muß Stax statt klügrer Gaben,
Rang, und schöne Kleider haben.

Die ungleichen Freunde.

Eine Fabel.

Ein Vogel von besondrer Schöne,
Ein Schmuck der bunten Pfauensöhne,
An Wuchs und Farben und Gestalt,
Bewohnte noch den stillen Wald.
Es hat ihn dieser Wald erzogen,
Und von den Vögeln überall,
Die ehmals mit ihm ausgeflogen,
Gefiel ihm eine Nachtigall.

Der Nachtigall gefiel er wieder,
Sie sang ihm tausend süsse Lieder,
Und wo er flog, und wo er gieng,
Da folgt ihm stets das muntre Ding.
Und alle andre Vögelschaaren,
Die meistens wohl in ihrem Sinn
Viel artiger und hübscher waren,
Beneideten die Sängerin.

So gieng manch schönes Jahr vorüber,
Und das Jelänger und Jelieber
Vermehrte dem getreuen Paar
Die Freundschaft nur mit jedem Jahr.
Des einen Werth wuchs stets von Frischen
An Schönheit und zufriedner Ruh.
Die andre sang aus ihren Büschen
Ihm täglich süßre Weisen zu.

Doch was geschieht? den schönen Pfauen
Läßt einst ein Quell sich selber schauen,
Der als Kristall so rein und klar
Auf einem Felß entsprungen war;
Er sieht sein farbigtes Gefieder,
Und steht entzückt in eignem Glanz,
Und kennt erst kaum die Freundin wieder,
Und schämt sich endlich ihrer ganz.

Indem so wird der Juno Wagen
Von Pfauen durch die Luft getragen;
Er siehts, und wünscht dabey zu seyn,
Und man gesteht sein Wünschen ein;
Die Göttin stellt ihn zu dem Fluge,
Womit sie durch die Wolken fährt;
Er folgt, und schätzt nicht bey dem Zuge
Die Freundin einst des Abschieds werth.

Die arme kleine Philomele
Folgt ihm zur höchsten Felsenhöhle,
Und girrt um ihren stolzen Freund,
Und sieht ihm traurig nach und weint.
Ein Greis im Volk der Nachtigallen
Erforscht, was der Betrübten fehlt,
Und ruft: So, Kinder! gehts euch allen,
Wenn ihr so ungleich Freunde wählt.

Die Schäferin und der Affe.

Eine Fabel.

Ein Affe, den das Morgenland
Nie feiner übers Meer gesandt,
Ein Ausbund muntrer Pavianen,
Trug ein geblümtes Schäferkleid,
Und konnte sich mit Artigkeit
Den Weg zu Phillis Auge bahnen.

Sein klugverdecktes Angesicht
Verrieth ihn im geringsten nicht;
Denn auch den Affen folgt ihr Glücke.
Er geht durchs Feld; und was geschieht?
Die Schöne liebt, fast eh sie sieht,
Zum mindsten schon beym zweyten Blicke.

Denkt! heißt es, welch ein netter Rock,
Wie glänzt das Band um Hut und Stock!
Wer kan die Schleifen bunter machen?
Wie lebhaft fliegt ihm jedes Glied;
Und, was noch mehr die Schönen zieht,
Wie laut und reitzend mag er lachen!

Mehr braucht es nicht, und Phillis brennt;
Und Venus, die den Streich ihr gönnt,
Läßt sie sich immer mehr vergaffen.
Sie rüstet selber Band und Strauß
Mit ungemeßnen Liebreitz aus,
Und putzt den allerliebsten Affen.

Der Abend kömmt, und Paar bey Paar
Nimmt der vergnügten Muse wahr,
Und sucht die Schatten und die Linden.
Doch Phillis sucht die süsse Spur
Des schönen Unbekannten nur,
Und seufzt um ihn in Thal und Gründen.

Der Morgen kömmt; doch Flur und Wald
Sind wüst und öd und ungestalt,
Indem der schöne Fremdling fehlet.
Die Lämmer irren unbedacht;
Was Phillis denkt, was Phillis macht,
Das zeigt die Unruh, die sie quälet.

Myrtillen, dessen muntren Geist
Das Urtheil aller Triften preißt,
Der ernsthaft, angenehm, bescheiden,

Den

Den sieht sie um den Pavian
Ganz lauligt von der Seiten an,
Und sucht ihn treulos gar zu meiden.

Am End erscheint ihr schönstes Licht.
Sie sieht, und sieht vor Freuden nicht,
Und treibt ihm schamroth leis entgegen.
Der Fremdling kömmt den Steig herab,
Und spielt mit seinem Hinterstab,
Wie junge Schäferknaben pflegen.

Sie stellt sich seitwärts in den Raum,
Bricht einen Apfel von dem Baum,
Läßt ihn den schönen Mund berühren,
Und schmeißt nach ihm, und schleicht zurück;
Doch Himmel! in dem Augenblick
Zeigt sich der Aff auf allen Vieren.

Die Schöne starrt vor Schreck und Reu;
Myrtill springt aus dem Busch herbey,
Sich selber einmal Recht zu schaffen.
Er lacht, daß Brust und Seite bebt,
Und ruft: Mein Kind! du bist belebt;
Du liebst Verdienste bis im Affen.

Die zehnte Hirtin, wie man sagt,
Wird durch die Fabel angeklagt,
Und schätzt nur Tand und eitle Triebe.
Doch, Schönen! wenn ihr Tand und Kleid
So viel der süssen Neigung weiht;
Was bleibt euch zu uns selbst für Liebe?

Coburgische
Einladungs-Schriften.

Die Wissenschaften
ein Lehrgedicht.
Nebst einer Einladung
zu der Gedächtnißfeyer
des Stiftungstages des Academischen Gymnasiums
zu Coburg.

Die neuerschaffne Welt pries schon des Meisters Hand,
Denn Ordnung, Maaß und Zahl war gleich der Körper Band.
Eh Copernic sie fand, und Hugen sie besehen, *)
Hieß schon der Sonnen Schwung die trägen Erden gehen.
Der Jahrszeit Wechsellauf beschrieb den langen Kreis,
Hier reich an Blüth und Frucht, und dort an ewgem Eis.
Verwahrt, versorgt, geschmückt, bequem durch alle Zonen,
Stand der vollführte Bau, doch wer sollt' ihn bewohnen?
Für Thiere blöder Art, in Auen, Luft und Fluth,
Für jeden, der nicht denkt, war diese Welt zu gut.
Den kühnen Adler hob sein königlich Gefieder;
Doch sank er nur zum Raub' aus seinen Wolken nieder.

 Dem

*) Hugenii Cosmotheoros.

Dem rothen Leuen ward zum Schlag der Arm gestählt, *)
Sein Schlag war Ohngefähr, und nie hatt' er gewählt.
Schön; aber ungerührt vom Zärtlichen und Schönen,
Ließ hier die Nachtigall ihr reizend Lied ertönen.
Wie dort am bunten Pfau der Farben Wechsel spielt,
Mehr fremder Augen Lust, als von ihm selbst gefühlt.
Noch war die Erde leer, denn ihren schönen Zügen
Gebrach der Beyfall noch, die Quelle vom Vergnügen.
Umsonst beblümte sie ihr unbevölkert Land,
Es ward kein Herz gerührt: denn keins besaß Verstand.
Gott sprach. Es ward der Mensch ein denkendes Geschlechte,
Belebt zu Gottes Ruhm, belehnt mit seinem Rechte,
Zum Herrn der schlechtern Welt vom Schöpfer selbst bestellt,
Doch schon mit Kraft versehn auf mehr als eine Welt.
Voll Ehrfurcht sah man sich vor ihm die Schöpfung neigen:
Denn Geist und Tugend war der ersten Hoheit eigen.
Nicht durch Geburt und Macht, den Vorzug schlechtrer Zeit,
Durch innre Würde ward die Majestät geweiht;
Und nach des Höchsten Bild der Schöpfung Herr zu werden,
Ward erst der weise Mensch der Würdigste der Erden.
Zwo Stützen gründeten der Herrschaft festen Sitz,
Im Willen freye Wahl, im Geist Verstand und Witz.
Durch beydes groß zu seyn, ward sein erlaucht Geschicke,
Doch war die Tugend nur das Maaß von seinem Glücke.

Der

*) Der Löwe tödtet eigentlich mit dem Schlage, und man hat daher bemerket, daß die Knochen seiner Vordertatzen durchaus fest sind, und nur eine sehr kleine Höhlung haben. Sie sind so hart, daß man, wenn sie trocken worden, Feuer daraus schlagen kan. Kolbe in der Afr. Reisebeschreibung.

Der Einsicht Schärfe trug der Gottheit hohe Spur,
Und drang mit freyem Blick ins innre der Natur.
Vom Wahn noch unverführt, gesichert für dem Scheine,
Durchdacht er, was da ist, und denkend nannt ers seine.
Der Wahrheit Reich zertheilt nicht Habsucht oder Ruhm,
So weit die Einsicht geht, geht auch das Eigenthum.
Von jenen Höhen an, wo in der Nächte Reichen
Vor Flamsteds längstem Rohr, die Sonnen noch erbleichen,
Bis zu dem Wurm herab, der in dem Sandkorn gräbt, *)
War Wahrheit und Natur vom Menschen nun durchstrebt.
Ja über der Natur und aller Himmel Sphären
Sucht er der Wahrheit Quell, und lernt in Gott sie ehren.
Wie, wenn vom Horizont der graue Nebel flieht,
Im neuen Morgenroth der Berge Gipfel glüht,
Und was die feuchte Nacht in öder Ruh begräbet,
Mit wacher Lüsternheit, Luft, See und Flur belebet:
So schmückt' ein neuer Glanz der Erde frischen Bau,
Denn nichts blieb nun verdeckt, und alles stand zur Schau.
Die lachende Natur sah ihrer Schönheit Zeugen,
Und hieß ihr schlechtres Volk vor seinem Urtheil schweigen.
Ihr weiter Umkreis ward der Gottheit Dankaltar,
Und stelt' im Menschen ihr den ersten Priester dar.
Der Vögel süsses Lied, der Heerden froh Getümmel,
Fiel in sein Loblied ein, und stieg mit ihm gen Himmel.
Beneidenswerthes Loos, du Erstgeburt der Zeit!
Wie sah die Erde dich durch Wahn und Tand entweiht!

*) Leuwenhöck will im Pfefferwasser Thierchen durch Vergrösserungsgläser entdeckt haben, deren eins der tausende Milliontheil von einem Sandkorne gewesen. Siehe Krügers Naturlehre §. XII.

Und da der Jahre Lenz dich schon von ihr vertrieben,
Was ist der spätern Zeit von deinem Glück geblieben?
Für Einsicht Neubegier, der Thoren Lust und Noth,
Für Freyheit Leidenschaft, für Tugend das Geboth.
Getrennet und vereint von zweifelhaften Zügen,
Theilt nun das Leben sich in Unlust und Vergnügen.
Des Himmels Mitleid gab uns noch die Wissenschaft,
Und unser Fleiß ersetzt des Geistes innre Kraft.
Dort wo der feiste Nil Egyptens Götter düngen, *)
Und Flur und Feld vermengt in seine Ufer zwinget,
Entschied die erste Mark der Zanksucht Ja und Nein,
Der Künste Königin entsprang vom Mein und Dein.
Die edle Meßkunst kam mit Schnur und Stab in Händen, **)
Eh sie den Himmel maaß, den Baurenzwist zu enden.
Vom Pöbel hob sich drauf ihr unumschränkter Geist,
Umfaßte die Natur und hat die Welt umreis't.
Gewicht und Ebenmaaß, Verbindung, Stand und Schöne,
Lernt sie der Schöpfung ab, und lehrt es ihre Söhne.
Bequemlichkeit und Nutz, der Ordnung Grund und Recht,
Erschien durch ihren Dienst, dem menschlichen Geschlecht.
Doch eben sie erbaut' im unwirthbaren Süden, ***)
Der Ehrsucht Kinderspiel in ewgen Pyramiden.

Im

*) O sanctas gentes, quibus haec nascuntur in hortis Numina! IVVEN. sat. XV. Wo von den Zwiebeln die Rede ist, welche Egypten göttlich verehrt haben soll.

**) Siehe die allgemeine Weltgeschichte 1 Th. S. 457. 420.

***) Der Bau der Pyramiden ist dadurch hauptsächlich kostbar gewesen, weil sie mitten in den sandigten und unbewohntesten Gegenden Egyptens gelegen. Herodot. B. 2. Strabo B. 17. S. 1161.

Im Laws berechnet sie der Actien Gewicht, *)
Im Newton und Caßin, die Bahn für Schall und Licht.
Sie lehrt noch jede Kunst Natur und Wahrheit finden,
Und was nur nützt und reitzt, ruht noch auf ihren Gründen.
Daß hier der Landmann leicht die tiefen Furchen zieht,
Dort sich sein Wagen hebt, und kaum den Arm bemüht;
Daß hier der sichre Mast die falsche Fluth durchstreichet,
Und dort der Bomben Schlag den hohen Wall erreichet;
Daß hier ein Felsenbau sich an die Wolken hebt,
Dort ein gemeßner Trieb des Zeigers Lauf belebt;
Daß nur der Athem scheint dem Pinselzug zu fehlen,
Und Geist und Harmonie den Saitenschlag beseelen;
Daß die gehemmte Fluth durch Fallen aufwärts steigt,
Und selbst der Wiederhall nach Regeln spricht und schweigt. **)
Dies lehrte sie die Welt, und lehrt es uns ergründen.

Als Schwester sah sie sich noch eine Kunst verbinden,
Und beyde theilten sich in die erhabne Müh.
Man hieß sie erst Vernunft, und drauf Philosophie.
Die Welt verkannte sie in dem gelehrten Namen,
Der Schulwitz brauchte sie Chimären auszukramen,
Die Trägheit legt' ihr selbst die Gründlichkeit zur Last,
Und wer sie schwer begriff, dem ward sie leicht verhaßt.

Doch

*) Der berühmte Stifter des Mißißippischen Actienhandels in Frankreich.

**) Die Kunst kan das Echo vervielfältigen. Bey den Gräbern der Meteller ohnweit Rom soll, wie Boissard meldet, ein Echo den Vers Virgils Arma virumque cano etc. achtmahl wiederhohlt haben. Mehrerer gedenkt Gassend Animadu. ad lib. X. Diog. Laertii.

Doch an der Tadler Kiel und Machtspruch ungebunden,
Gestand die Welt ihr zu, was sie an ihr gefunden,
Und ohne Hochachtung für Titel und Format,
Vergißt sie manche Schrift, und straft sie durch die That.
Sie war der Menschheit Recht, ihr Vorzug vor den Thieren,
Mit edler Neugier sie dem Schöpfer zuzuführen.
Kein taubes Ohngefähr verband die schöne Welt,
Kein todtes Schicksal ists, das ihren Bau erhält.
Im weisen Unbestand veränderter Gestalten,
Sieht man kein blindes Muß, und keinen Zufall walten.
Ein unbedingter Zwang gäb allen Wesen Ruh,
Ein gauckelnd Ohngefähr läßt keine Ordnung zu.
Wie hier der Zahlen Kraft, die ein Euclid vergleichet,
Mit ewger Eintracht nie von ihrem Wesen weichet,
Und unveränderlich, wenn drey mit drey sich paart,
Die sechste Zahl sich zeigt, und den Gehalt bewahrt:
So wär auch unberührt vom Wechsel schneller Stunden,
Der Dinge Daseyn eins, die innrer Zwang verbunden.
Wie aus des Knaben Hand, der Würfel wirbelnd fliegt,
Und bald den Wunsch erfüllt, doch öfter ihn betriegt;
So würd' auch regellos die Schöpfung umgetrieben,
Hätt' ein Gerathewohl die Bahn ihr vorgeschrieben.
Wie aber geht nicht dort der Welten stolzer Lauf,
In unverrücktem Gleis voll Ordnung ab und auf?
Wie sieht nach Stund und Zeit des Ufers hoher Rücken,
Der Meere Zirkellauf bald weichen und bald rücken?
Herrscht nicht in jenem Staub aus dem ein Veilchen steigt,
Die schöpferische Kraft, die den Rhinocer zeugt? *)

Läßt

*) Die Aehnlichkeit der Zeugung im Reiche der Thiere und Pflanzen hat sonderlich der berühmte Linnäus, durch die Ver-

Läßt nicht ein gleicher Tod dort das Insect erblassen,
Und Menschen sterbend hier, den morschen Leib verlassen,
Bis die Verwesung selbst das grosse Werk vollführt,
Und Wesen schönrer Art den beßren Leib gebiert?
Und heißt nicht ein Gesetz dort den Demant gerinnen,
Und hier durchsteintes Holz Achatenart gewinnen? *)
O Reichthum der Natur, der schrecket und entzückt,
Wer ists, der nicht in dir der Gottheit Arm erblickt!
Den Arm, der donnernd dort der Berge Grund beweget,
Und hier zu Lust und Heil der Saaten Triebwerk reget.
Auf diesem Pfade geht, die würdige Vernunft,
Vom Blödsinn so entfernt, als von der Zweifler Zunft.
So mit sich selbst bekannt, als mit der Allmacht Werken,
Lehrt sie die Sterblichen im Werk den Schöpfer merken,
Und fern von dem Geräusch das Sinn und Herz bethört,
Sucht sie ihr Glück in sich, und fühlet, was sie lehrt,
Groß und beherzt genug, des Pöbels Wahn zu meiden,
Aus Wahl der Wahrheit treu, aus Wissenschaft bescheiden.
Nie hat ihr Ausspruch sich mit jenem Wort entzweiht,
Das uns die Gottheit gab, und Kraft von oben weiht.
Des Glaubens höhres Licht muß die Vernunft erheben,
Doch nur der Wahnwitz heißt dem Glauben widerstreben.
Dies grosse Bündniß faßt der blöde Tadler nicht,
Er seufzt, wenn Reusch beweist, und gähnt, wenn Reinbeck spricht.

O

Verschiedenheit der Geschlechter im Pflanzenreiche bestätigt.

*) Den Ursprung der Edelsteine aus verhärteten Feuchtigkeiten erklärt der berühmte Engelländer ROBERT BOYLE in einer besondern Schrift de origine et virtutibus Gemmarum.

O edle Barbarey! du bist zu früh erschienen,
Noch jetzt sehnt mancher sich nach Dunsen und Aquinen. *)

Ihr! die ein edler Feur, und Lust zum Denken treibt,
Sucht Einsicht, die euch nützt, und deren Nutzen bleibt.
Verklärt den muntren Geist durch wahrer Weisheit Lehren,
Doch lernt zugleich das Heil den Nebenmenschen mehren.
Der ecklen Welt gefällt die trockne Wahrheit nicht,
Drum ward Gefälligkeit der Wahrheit erste Pflicht.
In bunter Blüthen Putz zieht die Natur den Saamen;
Der Vortrag reitzt und nützt, der sie weiß nachzuahmen.
Des Witzes feiner Zug besiegt oft den Verstand,
Und der glaubt kräftiger, der, was er glaubt, empfand.
Der schönen Künste Schaar entsprang aus einer Wiegen,
Die Wahrheit zeugte sie, und gab sie dem Vergnügen.
Die mächtge Redekunst, die sonst im Demosthen
Der Griechen freyen Staat vor ihrem Thron gesehn,
Vor der ein Cäsar ließ die kühnen Waffen sinken,
Streut mit der Rechten Blitz, und Blumen mit der Linken.
Der Tugend ewig Lob, und wahrer Helden Müh,
Singt dort, der Künste Preis, die edle Poesie.
Der Lorbeer krönt ihr Haupt. Des Himmels reines Feuer
Entzündet ihre Brust, und tönt aus ihrer Leyer.
Es sey, daß Klopstock ihr die steilen Wege zeigt,
Wo Miltons Geiste nach, man durch die Wolken steigt,
Es sey, daß Haller sie der Dinge Wesen lehret,
Und selbst durch Bild und Reim, die ernste Wahrheit mehret,
Es

*) IOANNES DVNS SCOTVS und THOMAS DE AQVINO zween grosse Häupter der Scholastischen Weltweisheit. Siehe BVDDEI Hist. philosoph. p. 349.

Es sey, daß Rost und Gleim sie in die Triften führt
Und alle Sinne weckt, und alle Herzen rührt,
Es sey, daß rein und hold in Gellerts edlen Zügen,
Sie spielend Tugend würkt, und Wohlfahrt im Vergnügen. *)
Ihr schöner Einfluß reicht bis in die Wissenschaft,
Beseelt des Ausdrucks Wahl, und giebt den Bildern Kraft.
Daß man Gedankenvoll, und dennoch ungerühret,
Bey tausend Schriften gähnt, bey tausend andern frieret,
Weil eh der Worte Schwall, bis an den Punct gerückt,
Der dürftige Begrif in Worten schon erstickt,
Und Sätze voller Nichts, dabey wir denken sollen,
Betrügrisch für den Geist, nur durch die Ohren rollen,
Das würkt und rächt zugleich der schönen Künste Schmach.
Denn wer oft alles weiß, weiß nicht, wie schlecht er sprach.
Mit feinerem Geschmack die Schönheit einst zu fühlen,
So fühlt sie früh im Chor der Flaccen und Virgilen!
Der Musen erster Sitz war Griechenland und Rom,
Eh Sein und Themse sprach, sang schon der Tiberstrohm.
Wie wenn der junge Lenz die lauen Anger kleidet,
Der Pflanzen schönstes Grün, die frohen Augen weidet,
Und wenn der krumme Stahl die Wiesen heißt verblühn,
Zwar neues Gras entsprießt, doch nie das erste Grün:

So

*) Die neure Dichtkunst der Deutschen scheint jetzt hauptsächlich drey Chöre zu haben, davon die hier genannten berühmten Dichter die Führer sind. In der Miltonischen herrscht die Einbildung und die Kraft zu dichten, in der Hallerischen die obern Erkenntnißvermögen, und in der Gleimischen die Empfindungen. Mich dünkt, es ist auch hier pedantisch zu Secten zu schweren, und nicht vielmehr alle Arten des Schönen für schön zu halten.

So scheints, gab manche Zeit dem menschlichen Geschlechte
Des Witzes Erstgeburt, des Geistes Frühlingsrechte,
Und blieben Witz und Geist auch nachmahls einerley,
So kommt, wer treflich schreibt, doch erst den Alten bey.
Für sie ist jede Zeit noch des Augusts Jahrhundert,
Und der ist halb Horaz, der den Horaz bewundert,
Der im Plutarch den Geist des feinen Weltmanns sieht,
Den Held im Xenophon, den Stutzer im Ovid.
Verdienst und Thorheit lebt im ewigen Gerüchte,
Und wenn der Schmeichler schweigt, so redet die Geschichte.
Der Wahrheit helles Licht strahlt blitzend um sie her,
Macht Weltbezwinger klein, und grosse Titel leer.
Ihr muß in Asch und Staub, in Urnen und Ruinen
Erz, Marmor, Pergament, Zug, Bild und Siegel dienen.
Wenn durch des Zweifels Nacht, auf unbetretnem Pfad,
Ihr kühnes Urheil sich den fernen Zeiten naht.
Sie ruft vom Nichts zurück, läßt, was da war, erscheinen,
Durchsucht der Vorsicht Rath, und zeigt die Welt im Kleinen.
Wie Memphis und Athen, Palmyr und Rom sich hob,
Carthagens Glück entstand, und Tyrus Macht zerstob,
Warum dem Latier der Erdkreiß folgsam diente,
Und nur auf Blut und Schutt, des Vandals Lorbeer grünte,
Wie Glück und Freyheit hier die schönen Künste nährt,
Dort feige Niedrigkeit sie und den Staat verzehrt,
Warum die Menschheit hier durch Barbarey gebunden,
In einem Jahr vergaß, was hundert Jahr erfunden,
Und dort im Wilden selbst, der vor dem Götzen kniet,
Ihr edler Trieb sich regt, und Heldengeister zieht,
Das zeigt ihr Fleiß der Welt auf lehrenden Pappieren,
Den rührt die Weisheit nicht, den nicht Exempel rühren.

Beglückt!

Beglückt! wer frey vom Wahn, der tausend Augen trübt,
Der Dinge Wesen kennt, der Wahrheit Stimme liebt,
Der in der Erden Bau, und in des Meeres Gründen,
Doch eh'r noch in sich selbst, weiß ihre Spur zu finden,
Den sie der Sterne Bahn, der Staaten Ursprung lehrt,
Doch der vor allen erst, ihr innres Strafwort hört,
Den sie von dem Geschöpf zum Unerschafnen leitet,
Den sie hier leben lehrt, und auch zur Gruft bereitet,
Damit in ihrem Dienst, der Welt zum Nutz verzehrt,
Er nicht beym Schlusse noch sein hohes Amt entehrt.
Beglückt! wer unberühmt den süssen Lohn erworben!
Er war ein weiser Mann, und ist vergnügt gestorben. *)

* * *

Der Zeiten Wechsel bringt der Musen Fest zurück,
Die Stiftung Casimirs erkennt ihr süsses Glück.
Sie darf voll Zuversicht Franciscus Throne nahen,
Und sieht Sein hohes Haus den frohen Wunsch bejahen.
Die Dichtkunst, deren Hand den Helden Kränze flicht,
Mißt auch die weise Gunst Durchlauchtster Helden nicht.

Der

*) Me vero primum dulces ante omnia Musae,
Quorum sacra fero ingenti perculsus amore,
Accipiant, caelique vias et sidera monstrent,
Defectus solis varios lunaeque labores:
Vnde tremor terris etc. - -
\- - - - -
Felix, qui potuit rerum cognoscere caussas
Atque metus omnes et inexorabile fatum
Subiecit pedibus, strepitumque Acherontis auari.
Virgil. Georg. II. 475.

Der schönen Künste Flor, durch den die Staaten blühen,
Ist stets zum schönsten Wuchs in Sachsens Schutz gediehen;
Denn auf der Ahnen Spur, und auf der Tugend Pfad,
War Sachsens hohes Blut, stets groß durch Geist und That.
Hier, wo der Zeiten Lauf in den begrauten Mauren,
Für manche Nachwelt läßt der Musen Wohnplatz dauren,
Wo, seit des Helden Gunst ihn großmuthsvoll geweiht,
Sich mehr als hundertmahl, das schnelle Jahr verneut;
Hier, wo von tausenden, die dieser Lehrstuhl kannte,
Das deutsche Vaterland manch hundert trefflich nannte;
Hier, wo die Wissenschaft durch unerborgtes Lob
Manch würdig Haupt gekrönt, manch edles Herz erhob,
Hier müßt es lange noch der edlen Kunst gelingen,
Und ihr verewigt Lied Franciscus Lob besingen.
Die Nachwelt preis' ihn einst in Seiner Erben Glück,
Und wenn sie Helden lobt, seh sie auf ihn zurück.
Es müsse Witz und Fleiß stets wahre Gönner zählen,
Die für der Musen Wohl die weisen Sorgen wählen,
Die um der Völcker Heil ein edler Trieb bemüht,
Und deren Wunsch nur glückt, wenn Fleiß und Wissen blüht.
Nie dürf' es diesem Fest an würdgen Söhnen fehlen,
Die wissen mit der That, mit Tugend Geist vermählen,
Und die, wenn sie die Welt dereinst mit Ruhme nennt,
Auch Coburgs Musensitz mit Freuden wieder kennt.

Als

Als die
Durchlauchtigsten Fürsten und Herren,
HERR
Ernst Friedrich,
Und Dero
Durchlauchtigster Herr Bruder,
Christian Franz,
Herzoge zu Sachsen ꝛc.
Dero Reisen beglückt zurückgelegt
Wollten
zur Anhörung einer öffentlichen
Glückwünschungs-Rede
auf den 3. des Maymonats einladen,
Des Hochfürstl. academischen Gymnasii Professores.
1748.

Der berühmte Engländer Johann Locke braucht an einem Orte den Ausdruck: der Irrthum an sich sey dem Gemüth des Menschen unleidlich, und es gebe keine Beschützung einer Ungereimheit, als nur die Dunkelheit. Man mag ihn verstehen, wie man will, so ist so viel unläugbar, daß die Wahr-

heit allein dabey gewinnet, wenn sie untersucht wird. Sie beruhet nicht auf dem Urtheile und der Wahl dererjenigen, die sie behaupten oder verwerfen, sondern sie ist in der Natur selbst gegründet. Sie ist an sich helle, gewiß und begreiflich; der Schatten aber, und die Dunkelheit, so sie zuweilen umgiebet, rührt nur von denenjenigen her, die sich mit ihr beschäftigen. Man sollte vermuthen, die practischen Wahrheiten, das ist, die in unsere Thaten einfliessen, und zu Maximen werden, würden ihrer Wichtigkeit halber unter den Menschen in einem sehr hellen Tage erscheinen: Sie haben aber das Schicksal vieler ihres gleichen, daß sie öfter genannt als durchgedacht werden.

Eine gewisse Vorstellung von der Glückseeligkeit ist allgemein, weil der angeschaffne Trieb dazu die Seele aller unsrer Begierden und Handlungen ist. Man hat indessen schon einiges Nachdenken nöthig, diesen Begriff über die blosse Benennungen zu erheben, die so häufig vorkommt.

Es ist klar, daß man ein Wesen weder seelig, noch glücklich, noch glückseelig nennen würde, wenn man es nicht im Besitz gewisser Güter und Vortheile betrachtete, deren seine Natur fähig ist. So ist das allerhöchste Wesen in dem Besitze aller nur möglichen Vollkommenheiten, mit dem höchsten Vorzuge seelig, weil seine Natur dieselben alle nothwendig in

sich

sich schliesset. Die Geschöpfe tragen kein deutlicheres Merkmahl der Liebe und Weisheit, die sie hervorgebracht hat, an sich, als daß ihre Wohlfahrt ihnen zum Zweck ihres Daseyns vorgesteckt ist, daß sie mit Kräften dazu versehen werden, und daß sie endlich in eine Welt gesetzt sind, deren Begebenheiten und Zufälle unter der Aufsicht der Vorsehung eben dahin abzielen müssen. Die menschliche Natur zeigt sich auf dieser Seite in einem sehr ehrwürdigen Lichte, und man darf sich selbst nur betrachten, um zu sehen, daß wir zur Glückseeligkeit erschaffen worden.

Die Güter, deren wir fähig sind, lassen sich in zwey Hauptklassen abtheilen. Sie hängen entweder zunächst von unsrer Wahl und Freyheit ab, und sind **moralische Güter**; oder sie hängen nicht zunächst davon ab, und sind **physische oder natürliche Güter**. Beyde Arten fliessen in unsern vollkommnen Wohlstand zusammen.

Es ist ein Vorrecht der vernünftigen Wesen, daß sie aus deutlicher Einsicht und Wahl Thaten vornehmen, und den Gebrauch ihres Vermögen und Kräfte bestimmen können, oder kurz, daß sie mit Freyheit des Willens begabt sind. Eine grosse Menge unsrer Leibes- und Seelenvermögen ist daher unsrer Freyheit unterworfen; eine Menge unsrer Veränderungen und Thaten ist daher frey und moralisch,

ralisch, und es kommt nur darauf an, wie wir sie einrichten und anwenden, um unser Bestes zu befördern. Die göttliche Vorsicht hat die Körperwelt nicht ohne Gesetze gelassen, um die Bewegung und den Lauf derselben in Ordnung, und dem ganzen seine Schönheit zu erhalten; eben diese Vorsicht hat auch die freyen Geschöpfe zu ihrem eignen Wohl in gewisse Schranken eingeschlossen. Eben die Vernunft, die uns von den Thieren unterschied, mußte uns auch Gesetze unsres Thuns und Lassens vorschreiben, und diese wurden durch eine göttliche Offenbahrung bestätigt, erweitert und geheiligt. Man denkt diese Vorschriften der Natur und Religion erst alsdenn, wie man sie denken soll, wenn man sie als Vorschriften unsers Wohlseyns betrachtet, von denen wir nicht abweichen können, ohne uns selbst zu schaden. Die ganze christliche und philosophische Sittenlehre thut nichts anders, als daß sie uns die Grenzen beschreibt, über welche wir weder disseits noch jenseits schreiten dürfen, wenn es uns wohlgehen soll. Hieraus erhellet der beste Gebrauch unsrer Freyheit. Er besteht in der pflichtmäßigsten Anwendung aller unsrer Vermögen und Kräfte. Die Güter so uns daher zufliessen, sind moralische Güter, und in dem Inbegriffe derselben bestehet die Seeligkeit eines vernünftigen Wesens.

Die Vorstellung, welche sich schon die Heiden hiervon gemacht haben, war sehr reitzend. Sie schlossen dieselbe meistentheils in dem Begriffe des Weisen mit ein. Sie bildeten denselben durch den süssen Genuß der Erkenntnis, der Wissenschaft, der Tugend, der Zufriedenheit und des guten Gewissens. Sie betrachteten ihn von dem Glück und aller äusserlichen Hoheit abgesondert, und nannten ihn in dem Besitz seiner selbst und seiner guten Eigenschaften seelig. Sie liessen ihn alle seine Schätze stets mit sich tragen, und weder die Gefahr, noch die Noth des Lebens ihn derselben berauben. Der Glaube hat dies erhabne Bild viel richtiger entworfen, und viel voller und lebhafter ausgedruckt. Die Seeligkeit der Christen verdient diesen Namen mit Rechte; denn sie beruhet in dem Genusse grössrer moralischer Güter, in dem Genusse einer heilsamern Erkenntniß, einer reinern Tugend, einer gegründetern Zufriedenheit und einer lebendigern Hoffnung eines künftigen Lebens.

Die physischen Güter, die den moralischen entgegen stehen, werden sonst auch Glücksgüter genannt. Sie hangen nicht zunächst von unsrer Freyheit, sondern von andern Ursachen ausser uns ab. Die Zufälle des Lebens, die wiedrigen und günstigen Begebenheiten der Welt, werden durch unzählige

 Unter=

Unterursachen in Bewegung gesetzt. Tausend oft unmerkliche Triebfedern müssen springen; Zeit, Ort und Gelegenheit müssen übereinstimmen, wenn eine That von Wichtigkeit würklich werden soll. Weil man weder diese Ursachen nach ihrem weiten Umfange, noch ihre Verbindungen und Einflüsse in die Begebenheiten, zu durchsehen im Stande ist: so war es natürlich, daß unphilosophische Köpfe einen blinden Zufall glaubten, und die Heiden aus dem Glücke eine Gottheit machten, der sie den Scepter über die gesammte Schöpfung in die Hand gaben. Der Glaube hat die Götzen vertilgt, und die gereinigte Weltweisheit den ungefähren Zufall aus der Welt verbannet. Wir denken bey dem Glück nichts weiter, als die Zusammenstimmung der Mittelursachen auf die Hervorbringung einer Begebenheit; und wir folgern daraus, daß ein Mensch zu seinem Glück nur in manchen Fällen die Gelegenheit gebe. Da wir vielmehr aus Ueberzeugung eine Vorsehung glauben, die mit unendlicher Weisheit, Liebe und Allmacht alle Begebenheiten der Welt zu dem letzten Zwecke, nämlich dem möglichsten Wohl der Geschöpfe, und der Ehre des Schöpfers lenket: so können wir von allen Unterursachen auf die höchste Urheberin zurücksehen, und aus ihren Händen unsere Wohlfahrt am getrostesten erwarten. Ihr verdanken wir unser Glück, und zu

ihr

ihr fliehen wir am sichersten in unsern Nöthen. Alle Geschöpfe sind in Absicht auf sie nur Werkzeuge, und allein von ihrer Freundschaft erwartet der Weise und der Christ, ohne einige ängstliche; oder gar niederträchtige Bemühungen sein Wohlseyn. Der Inbegriff der jezt beschriebenen physischen oder Glücksgüter, macht übrigens **das Glück oder den Wohlstand** der Menschen aus.

An dem Worte **Glückseeligkeit** selbst, hat die deutsche Sprache einen sehr bequemen Ausdruck. Denn die Natur der Sache erfordert, daß wir unter diesem Begriffe die vortheilhafte Verbindung der moralischen und physischen Güter, der Seeligkeit und des Glücks zusammen fassen. Ein Mensch ist also erst glückseelig, wenn er moralische Güter, das heißt, Verdienst und Tugend, mit den Glücksgütern, das heißt, mit Stand, Geburt, Ehre, Vermögen und andern äusserlichen Vortheilen verbindet; wenn der äussre Wohlstand seinen innern Werth nur belohnet; wenn Name, Reichthum und Hoheit nicht die Hauptsache bey ihm ist, sondern die innren wahren Verdienste nur begleitet, und sichtbar macht. Das Glück kann ohne Seeligkeit, Gemüthsruhe und Verdienst seyn, die moralischen Güter aber, die Wissenschaft und das rechtschaffene Wesen begleitet, wo

 nicht

nicht hier, wenigstens in einem vollkommnern Leben, die Ehre, die wahre Hoheit und das Glück.

Diese Betrachtungen werden fruchtbar, wenn man die Art erklären soll, wie ein Mensch die Wohlfahrt des andern, und ein Regent die Glückseligkeit vieler tausend seiner Nebenmenschen befördert. Der Gebrauch der höchsten Gewalt, womit die Gottheit den Fürsten belehnt, fließt so wohl in die Ausbessrung der Einsichten, Neigungen und Sitten, als in die Vermehrung des äußren Wohlstandes der Unterthanen ein. Die Künste und Wissenschaften, die der menschlichen Natur Ehre bringen, diese edlen Töchter der Stille, der Zufriedenheit und der unbesorgten Ruhe, gedeihen unter seinem Schutze; und indem sie die Wahrheit und Menschlichkeit unter dem Volke ausbreiten, und den Ruhm des Regenten verewigen, so erwiedern sie den Schutz und die Wohlthaten, so sie geniessen, doppelt. Die wahre Religion, und die Furcht des Höchsten, der Inbegriff aller Tugenden, wächst durch Lehre und Beyspiel. Die Gerechtigkeit, die Huld und Menschenliebe bauen das Heil der Völker mit vereinten Händen; und mit diesen moralischen Gütern verbindet die Weisheit des Fürsten die Belohnung, die Ehre, und das Glück. So ist die ganze Glückseeligkeit der Völker besorgt, und in ihrem wahrem Heile und Wohlergehn erkennt und

verehrt

verehrt die Welt, die wahrhaftigen Eigenschaften preiswürdiger Regenten.

Der Zustand eines Staats ist beneidenswerth, der diese Gedanken und diese Sprache aus der Erfahrung lernet, und eben dieses glückseeligen Zustandes erfreuen sich die Hochfürstl. Sachsen-Coburg-Saalfeldischen Lande. Die Vorsicht hat das Wohl derselben unter dem weisen Scepter Ihres Durchl. Fürsten und Landes-Vaters nicht nur auf eine ausnehmende Art blühen lassen, sondern auch den Genuß, ja die weiteste Hoffnung dieser beständigen Glückseligkeit, durch die wahrhaftig Fürstlichen Eigenschaften Dero Durchl. Prinzen und ganzen Durchlauchtigsten Hauses gleichsam versiegelt, und auch den spätesten Nachkommen vergewissert. Die unterthänigst getreue Ehrfurcht aller Unterthanen ist durch die Achtung und Bewunderung bestätigt worden, mit welcher so viel Ausländer und fremde Staaten, Monarchen und Fürsten, die Verdienste dieser Durchlauchtigsten Prinzen auf Dero Reisen erkannt haben. Dieser edle Zug ist nach Wunsch gerathen. Die Freude, die Unterthänigkeit und die Treue hat die Herzen aller Unterthanen belebt. Die Zeichen davon sind unzählig, und doch nie aufrichtiger und natürlicher gewesen.

Das

Das academische Gymnasium dieses Landes hat sich die Ehre unterthänigst ausgebethen, an der Feyer dieser grossen Begebenheit Antheil zu nehmen. Der Professer der Beredsamkeit und griechischen Sprache, M. Christoph Joseph Sucro, wird in einer öffentlichen Glückwünschungs-Rede die Stelle der gesammten Lehrer und Lernenden vertreten, und die Regungen der allgemeinen Freude und Ehrfurcht vereinigen.

Die schönen Künste und Wissenschaften sind in dem Gebiethe des weisen und Durchlauchtigsten **Franciscus** so glücklich, daß sie sich dem Throne desselben mit Zuversicht nahen dürfen. Die feyerlichen Versammlungen unsrer Hörsäle unterscheiden sich dadurch von vielen der aller berühmtesten gelehrten Gesellschaften, daß sie selbst mit der hohen Gegenwart der Durchlauchtigsten Landes-Herrschaft begnadiget werden.

Wir unterwinden uns daher bey Sr. Hochfürstl. Durchl. unsrem gnädigsten Landesvater und Herrn, bey der Durchlauchtigsten Herzogin unsrer gnädigsten Landesfürstin und Frau; bey Dero Durchlauchtigsten Prinzeßin Schwester, bey dem Durchlauchtigsten Erbprinzen und übrigen Durchlauchtigsten Prinzen und

Prin-

Prinzeßinnen, diese hohe Gnade uns unterthänigst auszubitten.

Wir ersuchen alle hohe und vornehme Gönner der Wissenschaften mit schuldigster Ehrerbietung, durch Dero Gegenwart unsre Zusammenkunft ansehnlich zu machen. Wir zeigen endlich den Bürgern unsres Gymnasii nur die Zeit dieser Feyer an, und halten dies schon für zulänglich, sie zur Erfüllung ihrer unterthänigsten Schuldigkeit lebhaft und willig zu machen. Coburg, den 2. May 1748.

Als der
Durchlauchtigste Fürst und Herr,
HERR
Ernst Friedrich,
Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg &c.
Des Kön. Poln. weisen Adlerordens Ritter,
Nach glücklich vollzogner
Hohen Vermählung
Mit der
Durchlauchtigsten Fürstin und Frau,
FRAUEN
Sophien Antonien,
Herzogin zu Sachsen,
gebohrn. Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg &c.
in der Fürstl. Residenz wieder angelangt war,
Wollten zu Anhörung
einer öffentlichen Glückwunschungsrede,
einladen,
Des Hochfürstl. academischen Gymnasii Professoren.
1749.

Die Naturkündiger vergleichen die Welt nicht uneben mit einem prächtigen Schauplatze, dessen wundervolle Auftritte stündlich in die Augen fallen,

len, dessen innre Triebräder und Springfedern wir aber selten oder gar nicht ergründen. Von den grossen Weltkörpern an, bis auf das kleinste Gewürme, sagen sie, ist alles belebt, geschäftig, und in einem beständigen Laufe von Veränderungen begriffen, die alle von gewissen Kräften herstammen, und gewissen unwandelbaren Gesetzen folgen. Wir unsers Theils, sehen den Wechsel der Tage und Nächte, der Jahrszeiten und der Alter, nebst dem Entstehen und dem Untergange der Geschöpfe um uns her, ohne eine sonderliche Neugier, nach den Ursachen derselben zu bezeugen, oder wenigstens ohne mit aller dieser Neugier, viel dabey auszurichten. Der Reichthum nämlich, die Grösse und Unbegreiflichkeit der Natur, machen hier oft den Fleiß unfruchtbar; eine gewisse Achtlosigkeit unsres Geschlechts aber kommt noch weit mehr dabey in Betrachtung.

Es wäre zu wünschen, daß uns dieser Tadel nicht noch in höheren, als blos natürlichen Dingen träfe, und daß wenigstens die allerhöchste Ursache aller Begebenheiten und Zufälle, deren Allmacht, Weisheit und Liebe durch die ganze Schöpfung sichtbar wird, unsre Aufmerksamkeit bey jeden wichtigen Verändrungen des Lebens vorzüglich erweckte. Einer der alten Weltweisen nennet die Welt ein Denkmal und gleichsam eine Bildsäule des göttlichen Wesens,

und

und wenn dieser Ausdruck recht erklärt wird, so hat er die sichersten Aussprüche der gesunden Vernunft vor sich; die heilige Schrift aber lehret noch viel deutlicher, daß wir in Gott leben, weben und sind, und daß er von keinem einzigen Theile seiner Werke entfernt ist. Es ist unmöglich, die Welt und das menschliche Leben in einem schönern und reitzendern Lichte vorzustellen. Vielleicht schickt sich auch keine Betrachtung zu der Feyer einer grossen Begebenheit besser; denn was läßt sich rühmlicher von den Begebenheiten der Menschen sagen, als daß man sie Werke der göttlichen Vorsehung nennet?

Der Beweis, der bey diesen Gedanken so wohl als bey allen Lehrgebäuden der natürlichen und geoffenbahrten Gottesgelahrtheit zum Grunde liegen muß, ist der von der Zufälligkeit der Welt, wodurch uns die Dürftigkeit der Geschöpfe nicht weniger, als die Schönheit, Pracht und weise Ordnung derselben, auf den höchsten Urheber aller Dinge zurück führet. Es ist sehr leicht, diesen Beweis auf eine faßliche Kürze herabzusetzen, wenn man erst auf sich selbst achten gelernet hat. Diese unaufhörlichen Abwechslungen unsers innren und äußren Zustandes; eben diese Verändrungen, die unser Leben ausmachen, lehren uns deutlich genug, daß unser und der gesammten Welt Daseyn, deren Theile wir sind, nichts

selbst-

selbstständiges und unveränderliches in sich enthalte, und daß folglich unsre und der ganzen Welt Würklichkeit eine blosse Zufälligkeit sey, dazu wir den völligen Grund in einem über die Welt erhabenen und also göttlichen Wesen suchen müssen. So werden alle Geschöpfe so viele Wegweiser zu ihrem Urheber, und wir schliessen sehr natürlich von jeder zufälligen Vollkommenheit, Schönheit, Nutzbarkeit und Ordnung dieses Weltbaus auf die selbstständige Vollkommenheit, Güte und Weisheit, die davon die Werkmeisterin war. Die Weltweisen, Moralisten, Redner und Dichter haben dies in so vielen treflichen Werken einzeln ausgeführt, daß es unnöthig seyn würde, ihrer namentlich zu gedenken.

Es ist aber zu wenig, hier bey dem allgemeinen stehen zu bleiben. Wenn unsre ganze Natur und die ganze Dauer derselben endlich und zufällig ist; so haben alle Augenblicke unsres Lebens und alle noch kleinere Abtheilungen desselben eines höhern Beystandes nöthig; ja jeder Zeitpunkt in der grossen Dauer der Welt braucht die Kraft des ewigen Wesens, und dies wird eben dadurch zu dem majestätischen Erhalter aller Dinge. Zugleich da alle Kräfte der Natur diese unzähligen Quellen der Veränderungen und Begebenheiten endlich und zufällig sind, und folglich alle eine höhere Ursach über sich erkennen,

ohne welche sie selbst keiner Würkungen fähig seyn würden; so erhellet hieraus selbst die Mitwürkung der allerhöchsten göttlichen Kraft bey allen Verändrungen und Begebenheiten der Natur. Ja, da endlich bey jedem Theile der Schöpfung sich Nutzen und Zwecke finden, da alle Vorfallenheiten der Welt zu den Absichten des Schöpfers und Erhalters endlich abzwecken müssen, so zeigt sich die Gottheit dadurch, daß sie die besten Mittel in der Welt zu den allerhöchsten Zwecken würklich macht, als die weiseste Regiererin aller erschaffenen Dinge. Es ist kein Gut zu erdenken, dessen ein Geschöpfe fähig ist, und dessen Besitz es sich nicht von dem Allerweisesten versprechen könnte, denn der allerweiseste Wille ist zugleich der allergütigste. Aus dem Inbegrif derjenigen Handlungen also, wodurch Gott den Geschöpfen so viele und so grosse Güter gewährt, als es die allergrössseste Gütigkeit zuläßt, erwächst die göttliche Vorsehung.

Man darf diesen erhabnen Begrif nur ein wenig zergliedern, um zu sehen, daß die größten und dem menschlichen Geschlechte vortheilhaftesten göttlichen Eigenschaften darinnen zusammen fliessen. Den Geschöpfen alle nur mögliche Güter und Wohlthaten gewähren, erfordert eine unendliche Kraft und Allmacht; dieser liebreiche Gebrauch der höchsten Macht

aber,

aber, dieser unendliche Ausfluß in Wohlthaten zeuget von der größten Gütigkeit und Liebe, und so edle Zwecke so wohl als die Wahl der bequemsten Mittel dazu, sind endlich Zeugen der allerhöchsten Weisheit. Demnach ist es eben die göttliche Vorsehung, die wir in der Erhaltung der gesamten Schöpfung, in der göttlichen Mitwürkung zu allen Begebenheiten und Vorfällen, und endlich in der Regierung der ganzen Welt verehren. Sie erhält durch eine jeden Augenblick fortgesetzte Schöpfung die ganze Dauer der endlichen Dinge, sie unterstützet alle Kräfte der Natur, von denen die Begebenheiten abhängen, und eben sie lenket alle Veränderungen der Welt, zu den höchsten und vortreflichsten Zwecken, zu der Wohlfahrt der Geschöpfe und zu der Ehre des göttlichen Namens.

Es hat zu allen Zeiten blöde und unglückseelige Menschen gegeben, die sich deswegen an der Regierung der Welt gestossen haben, weil die Wege der Vorsehung oftmahls unbegreiflich sind. Ist es aber möglich, daß diese Wege einem endlichen Verstande begreiflich seyn können? Die allerhöchste Weisheit übersiehet zugleich durch alle Dauern der Zeit alle Begebenheiten der Welt, und richtet sie nicht etwa auf die nächsten, sondern auf die allerentferntesten

und höchsten Zwecke. Hier ist alles in der vollkommensten Ordnung, alles wird zu Mitteln und Unterzwecken, und erhebt sich endlich durch alle uns nur so scheinende Verwirrung, zur Erreichung der vollkommensten und weisesten Absichten. Kein Zufall, kein Ohngefähr hat in Absicht auf den Allweisesten statt, denn er siehet schon alles vorher in den allerentferntesten Quellen und Ursachen. Er ist allen den Kräften, aus denen die Begebenheiten fliessen, auf das genaueste gegenwärtig, und seinen Augen entfliehet keine der allerunmerklichsten Veranlassungen und Gelegenheiten. Er gab und erhält die Gesetze, wornach sich die gesamte Natur richtet, und ausser dem stündlichen und augenblicklichen Einfluß, womit er alles belebet, muß der Lauf der Natur durch seine übernatürlichen und wunderthätigen Würkungen stehen, so bald die allerhöchste Weisheit dies zum Besten der moralischen Geschöpfe für gut findet. Was kan demnach übermüthiger und vermeßner seyn, als wenn ein Mensch diese so grosse und so sehr zusammengesetzte Ordnung sich zu übersehen erkühnt, oder sie gar deswegen tadelt, weil er sie nicht zu übersehen im Stande ist? Wir dürfen die Probe unsrer Unwissenheit an keiner Welt machen, ein Stückgen dieses grossen Ganzen reicht zu, uns davon zu überführen. Eine Gegend, eine Land-

schaft, die nach der schönsten Ordnung angelegt ist, scheint uns voll Verwirrung zu seyn, so bald wir des Gesichtpuncts verfehlen, aus welchem sie betrachtet werden muß. So bald wir die Ursachen der Begebenheiten nicht ergründen, so bald scheint uns der Zufall und das Ohngefähr die Welt zu beherrschen; und so bald eine Verändrung nicht ein Mittel zu demjenigen Zwecke wird, den wir vermuthen, oder nicht nach denjenigen Regeln erfolgt, die wir ihr vorschrieben, so bald sind die Begebenheiten in unsern Augen verworren. Es kan genug seyn, daß die gesunde Vernunft in dem Wesen des Allerhöchsten und seiner Vorsehung, die Allmacht und Liebe mit der höchsten Weisheit verbunden antrifft, und daß die Welt so ungezählte Proben davon giebt, daß wir in denen Fällen, die uns unbegreiflich sind, desto zuverläßiger die Schuld davon unsrer wenigen Einsicht beymessen können. Da auch der würkliche Erfolg der Dinge insgemein die Ursachen, Veranlassungen und Absichten derselben am besten aufklärt, so ist es desto natürlicher, die Beurtheilung jedes mahl bis dahin aufzuschieben, um in den Folgen und Würkungen die Weisheit des Höchsten mit einer desto frölichern Ueberzeugung zu verehren. Ein jüdischer Ausleger der Mosaischen Schriften hat Gedanken, die sich hieher schicken. Er erzählet, Moses habe

sich mit GOtt über der Regierung der Welt und den wunderbahren Wegen der Vorsehung unterredet, und sey darauf befehligt worden, von dem Berge hinab in ein Thal zu sehen, durch welches ein Bach floß. Ein Reuter, heißt es, kam dahin zum Trinken, verlohr aber sein Geld daselbst, und ritt davon. Ein Knabe kam nach ihm in gleicher Absicht, fand das verlohrne Geld, und gieng damit seines Weges. Ein schwacher Greis folgte ihm, hatte aber kaum seinen Durst gelöschet, als der Reuter zurückkehrte, nach seinem Gelde fragte, und in der Wuth diesen unschuldigen Alten erschlug. Moses bezeugte seine Bestürzung über dieses Verhängniß, erhielt aber zur Befriedigung von Gott die Nachricht, dieser Greis habe vormals den Vater eben des Knaben erschlagen, der jetzt zu seinem Tode die Gelegenheit gegeben; überhaupt aber entdecke der Ausgang allezeit die Weisheit und Gerechtigkeit der göttlichen Rathschlüsse am besten.

Wenn man aus allen diesen Betrachtungen Folgen ziehen will, so ist keine derselben für uns wichtiger, als diese, daß die Glückseligkeit des ganzen menschlichen Lebens davon abhängt, daß man der göttlichen Vorsehung und Freundschaft gewiß ist. Wie eine Welt nach epicurischer Abbildung ohne die

Regierung und Vorsicht des Höchsten Wesens ein Chaos seyn würde, so muß das Leben eines jeden einzelen Menschen ein unglückseeliges Opfer der Zufälle und der Leidenschaft werden, wenn er sich aus diesem Vortheil begiebt. Alles, was hingegen tröstliches für ein Geschöpf gedacht werden kan, das bietet die Gottheit durch die Vorsehung dar, die höchste Macht um die gesamte Natur zum Besten ihrer Freunde in Bewegung zu setzen; die höchste Weisheit mit Allwissenheit und Allgegenwart verbunden, um alle Bedürfnisse der Geschöpfe aufs genaueste zu verstehen, und aufs erwünschteste zu enden; die unermeßlichste Güte, um selbst ein Vergnügen am Wohlthun zu finden, und mit dem freysten Triebe in ungezählten Gutthaten auszufliessen. Eben daher ist endlich begreiflich, daß ein vernünftiges Geschöpf den Schöpfer durch nichts so sehr ehren kan, als dadurch, daß es die göttliche Vorsehung mit gewisser Ueberzeugung glaubt, von ihrer Freundschaft alles Gute erwartet, und ihr seine ganze Glückseligkeit verdanket. Eine solche Gemüthsbeschaffenheit ist ein Geständniß aller göttlichen Eigenschaften, ein Gefühl seines Daseyns, und die gefälligste Huldigung, die unser Geschlecht dem Höchsten leisten kan. Die Schrift schliesset dieses Stück unsrer Pflicht, und diese beständige Rücksicht auf den Urheber und

Regierer unsers Lebens in den starken Ausdruck ein, womit sie uns befiehlt vor Gott zu wandeln. Glückseelige Völker! die diese Grundsätze unter die Hauptwahrheiten ihrer Religion rechnen, und noch glückseeligere Lande, die dieselben von dem Beyspiele ihrer Fürsten erlernen!

Die erwünschte Begebenheit, deren sich die beglückten Coburg-Saalfeldischen Lande zu erfreuen haben, hat alle getreue Unterthanen mit diesen Trieben erfüllet, und mit diesen grossen Beyspielen ermuntert. Die allwaltende Vorsehung Gottes hat die alte Verbindung der beyden Durchlauchtigsten Häuser Sachsen und Braunschweig durch die hohe Vermählung des Durchlauchtigsten **Erbprinzen** mit der Durchlauchtigsten Prinzeßin **Sophie Antonette**, zur Freude beyder hohen Theile glücklich erneuert und befestiget. Die Hofnung und die guten Wünsche der Länder sind um so viel zuversichtlicher, je mehr die Fürstlichen Eigenschaften dieses Durchlauchtigsten Paares für die Glückseligkeit und das Vergnügen aller, die Denenselben unterthan zu seyn das Glück haben, zum Voraus die Gewähr leisten.

Geschmack, Künste und Wissenschaften, die an dem Durchlauchtigsten **Franciscus** einen so großmüthigen Beschützer finden, sehen eben diese

süsse

süsse Hofnungen in den Durchlauchtigsten Erben Desselben verewigt; und desto lebhafter sind die Regungen der getreuesten Freude und Ehrfurcht, womit sie an dem allgemeinen Glücke Theil nehmen. Das academische Gymnasium dieses Landes hat auf die allergnädigst dazu ertheilte Erlaubniß eine öffentliche Feyer dieser fröhlichen Begebenheit angesetzt. Der Professor der Beredsamkeit und griechischen Sprache, M. Christoph Joseph Sucro, wird in einer öffentlichen Glückwünschungsrede die Empfindungen aller ausdrücken; und da die bisherige Gnade der Durchlauchtigsten hohen Herrschaft gegen das Casimirianische Collegium uns diese Freyheit giebt, so erkühnen wir uns bey Sr. Hochfürstl. Durchlaucht, unserm gnädigsten Landesvater und Herrn, bey der Durchlauchtigsten Herzogin, unsrer gnädigsten Landesfürstin und Frau, bey Sr. Hochfürstl. Durchlaucht, unsern gnädigsten Erbprinzen und Dero Durchlauchtigsten Frauen Gemahlin, bey der Durchlauchtigsten Prinzeßin von Schwarzburg-Rudolstadt, und übrigen Durchlauchtigsten Prinzen und Prinzeßinnen, uns ein hochgeneigtes Gehör unterthänigst auszubitten.

Zugleich ersuchen wir alle hohe und vornehme Gönner und Beförderer der Wissenschaften mit schuldigster Ehrfurcht, Dero Gegenwart unsrer Zusammenkunst zu gönnen. Endlich erinnern wir die die sämtlich allhier Studierenden ihrer unterthänigsten Schuldigkeit. Coburg den 17. May 1749.

Betrachtungen über die deutsche Sprache.

1751.

Es ist eine gegründete Anmerkung, daß die vortreflichsten Schriftsteller in ihrer Muttersprache geschrieben haben; man mag hinzu setzen, daß wenige Völker dergleichen Schriftsteller würden gehabt haben, wenn sie keine andere als ihre Muttersprache getrieben hätten. Die Ciceronen und Virgilen des Alterthums verstanden also griechisch, um gelehrt und von gutem Geschmack zu seyn; sie schrieben aber hauptsächlich römisch, um selbst neue Muster einer edlen Art zu denken und zu schreiben abzugeben. Vielleicht kann man nicht natürlicher, als eben

eben so verfahren, wenn man statt einer Copie lieber selbst ein Original zu werden wünscht, und wenn man den Beyfall, den am Ende doch ein jeder Schriftsteller sucht, durch die leichtesten und bequemsten Mittel am ersten zu erhalten glaubt. Alle Welt hat den Begriff von einer Muttersprache, daß sie gewöhnlichermaassen am ersten erlernt wird, daß sich der leichteste Gebrauch von derselben machen läßt, und daß man sie zu gebrauchen, die allermeiste Gelegenheit hat. Die Ausnahme hiervon würde also nur statt haben, wenn eine Muttersprache an sich roher, als alle andere, und dazu so ungeschickt wäre, daß man an ihr verzweifeln müßte, oder, wenn es uns vorsätzlich beliebte, auf Unkosten einer noch so guten Muttersprache uns in fremden Sprachen geschickter zu machen. Der letztre Fall würde nicht weit vom seltsamen entfernet seyn, wenn sich nicht aus einer Menge schöner Sprachen, die Gelehrsamkeit einige vorzüglich ausgezogen hätte. Eben diese haben seit undenklichen Zeiten die Muster der Wissenschaften enthalten; sie unterhalten noch bis jetzt den Umgang berühmter Männer, die sonst Zeit und Entfernung getrennt hatte, und sie machen daher einen vollkommen gegründeten Anspruch auf die Kentniß und den Fleiß eines jeden wahren Gelehrten. Mit einer überlegenen Stärke in diesen alten Sprachen

chen entschuldigen indessen die Polyhistors zuweilen eine barbarische Unwissenheit in der Muttersprache, so wie die weltmännischen Schriftsteller diese Entschuldigung insgemein von einer oder der andern neuern Sprache hernehmen. Ich will dies Verfahren unbeurtheilt lassen; ich muß aber doch hinzu setzen, daß sich unter unsern gesitteten Nachbarn die Muratoris, die Addisons und die Montesquious so zu denken würden geschämt haben.

Die deutsche Sprache insonderheit betreffend, so hat sie sich, wenn man den Tadel weniger Personen ausnimmt, wegen der Veränderungen Glück zu wünschen, die sie bisher erlebt hat. Ohne einen Lobredner ihres Alterthums, und ihrer erhaltnen ursprünglichen Reinigkeit abzugeben, welche ihr selbst die Ausländer zugestehen, *) darf man hierbey nur den Reichthum, die Regelmäßigkeit und den Witz in Betrachtung ziehen, wodurch sie sich den berühmtesten europäischen Sprachen bisher mit so starken Schritten genähert hat. Man nimmt die Zeiten Luthers, Opitzens, Weisens, Wolfens, Gotscheds und Bodmers insgemein zu den Epochen dieser Veränderungen an. In der That über-

steigen

(*) Der Herr Tercier, einer von der Academie Francoise hat eine eigne Abhandlung verlesen, worinn er dies zur Ehre der deutschen Sprache erweiset,

LB Coburg

steigen die Verdienste des seel. Luthers um seine Muttersprache den Geist und die Kräfte seiner Zeiten auf eine ganz ausserordentliche Art. Opitz, der seine Muse in dem schönen Umgange der Griechen und Römer und der witzigen Ausländer erzogen hatte, machte Versuche der deutschen Dichtkunst, die zugleich Muster waren. Weisens Verdienste giengen auf die deutsche Periode, auf das Sylbenmaaß und den Reim. Der Freyherr von Wolf machte nach Thomasens Beyspiele seine Muttersprache zur Vertrauten der edelsten Wissenschafften; und wenn man dem berühmten Herrn Gotsched Gerechtigkeit will widerfahren lassen, so muß man gestehen, daß er die Zierlichkeit, den Geschmack und die Nacheiferung, die nachmals so allgemein worden ist, in der deutschen Litteratur mit grosser Lebhaftigkeit hat ausbreiten helfen. Herr Bodmer suchte als ein philosophischer Kunstrichter selbst dem Geschmacke Gesetze zu geben, und Gründe zu zeigen, wo man sich mit einem **gewissen, ich weis nicht was**, begnügte. Er hatte es mit einem Cameleon zu thun, der alle Augenblick die Farbe ändert, daher war es kein Wunder, daß seine Critic einen Streit erregte, der, überhaupt zu reden, für den dritten Mann nicht ohne Nutzen gewesen ist. Die Veränderungen im Reiche der Gelehrsamkeit, haben eine

eine Aehnlichkeit mit denen im Reiche der Natur. Die entferntesten Ursachen tragen oft das meiste zu den Begebenheiten bey, die nächsten aber kommen am meisten in Betrachtung. So hat vielleicht der Anwachs der deutschen Gelehrsamkeit überhaupt, und sonderlich der häuffigere Umgang mit den treflichen Werken unsrer witzigen Nachbarn, auch den feinern Geschmack in unsrer eignen Sprache befördert. Seitdem man nämlich gewohnt ist, ausser den gelehrten Sprachen, auch noch zwey, drey lebende Europäische zu den ordentlichen Hülfsmitteln einer gehörig weiten und schönen Gelehrsamkeit zu rechnen; ja seitdem die deutschen Gelehrten von Profeßion mit sich selbst nicht zufrieden seyn können, wenn ihnen diese Hülfsmittel fehlen; seitdem dünkt mich, ist es kein Wunder, daß sich auch die deutschen Schriften verschönert haben. Ein Volk, welches mit einem philosophischen Geiste zu denken anfieng, und welches zum schönen Denken von den Griechen, Römern, Franzosen, Engelländern und Wälschen zugleich angefeuret wurde, schämte sich an seiner eignen Sprache ein Chaos zu haben. Uebersetzungen, Criticken, critische Zankereyen, die in diesem Falle nützlich sind, Versuche von Wörterbüchern und Sprachlehren, Gesellschafften, alles dies zusammen genommen, fieng ohngefähr

fähr ein solchen Zeitlauf in Deutschland an, als derjenige in Frankreich und Italien war, da sich die Academie Francoise und die von der Crusca zu bewegen anfieng. Die Folgen dieser Bewegungen waren bey obgedachten Völkern eine Art von Allgemeinheit des guten Geschmacks und der Liebe zur Muttersprache. So wohl die Schönheit unsrer einheimischen Werke, als die Gründlichkeit unsrer einheimischen Lehrbücher läßt uns hoffen, daß ähnliche Bemühungen in Deutschland, immer mehr ähnliche Folgen haben werden.

Einer von den Hauptmängeln unsrer Sprache, deren Verbesserung zu wünschen, man sich noch zuweilen berechtigt zu seyn glaubt, ist die Armuth derselben. Leute, die in keiner Sprache zu schreiben wissen, ohne alle andere, von denen sie etwas gehört haben, mit einzumischen, führen diesen Tadel oft im Munde; Denn wie wäre es ihrer Meynung nach möglich, in tausend Fällen für ein ausländisches Wort, ein gleichgutes Deutsches zu finden? Die Beurtheilung hiervon, läßt sich auf eine doppelte Art anstellen. An und für sich träffe eine Sprache der Vorwurf der Armuth mit Recht, wenn sie für die Begriffe ihrer Bürger nicht einheimische Worte genug hätte. Das Amt und die ganze Würde einer Sprache besteht in

nichts weiter, als darinn, daß sie Gedanken bezeichnet. Ihr Umfang wird sich also nach den weitern oder engern Einsichten ihrer Bürger richten. Je unwissender und ungesitteter, je gelehrter und artiger ein Volk seyn wird: je dürftiger oder je reicher wird desselben Sprache seyn. Selbst die ärmste Sprache kann indessen für ihre Bürger zulänglich, und denselben angemessen seyn, wenn diese durch Unwissenheit oder Grobheit, ein gewisses Ebenmaaß gegen ihre Sprache halten. Man muß hieraus die stolze Zufriedenheit vieler Völker mit ihrer Sprache, und einzelner Gegenden mit ihren besondern Mundarten erklären. Es läßt sich für lauter Dumheit vergnügt seyn. Dies ist das Loos der Menschen. Der Hottentot weis sich in den Bedürfnissen und Vergnügungen eines groben Lebens auszudrücken. Er braucht nichts weiter, um sich selbst so gar in seiner Sprache zu gefallen. Nächst dem giebt die Vergleichung einer Sprache mit der andern hier einen Beurtheilungsgrund; dieselbe wird vielleicht durch nichts so sehr befördert, als durch Uebersetzungen. Man weis, daß ein Uebersetzer einerley Gedanken aufs genaueste behält, und daß er denselben nur statt der Zeichen einer Sprache, gleichgültige Zeichen einer andern giebt. Keine Gelegenheit zeigt daher das gegenseitige Verhältniß zwoer Sprachen augen-

scheinlicher, und nichts beweießt den gleichmäßigen Reichthum derselben mehr.

Wenn man die deutsche Sprache auf diesen beyden Seiten betrachtet; so scheint es, daß sie auf der einen so wenig, als auf der andern zu fürchten habe. Der Geschmack, die Gelehrsamkeit und die Sitten der Deutschen haben vorlängst an sich selbst Weite, Gründlichkeit und Schönheit genug, ihre Sprache zu bereichern. Die Nothwendigkeiten und Vergnügungen des Lebens, die Begriffe aller fast nur möglichen Wissenschaften, Künste und Arbeiten, ja die Gewächse und Werke der meisten Welttheile, haben sich in deutsche Worte kleiden lassen; und wenn unsere Landesleute daher gescheut denken, ohne den Ausdruck dazu in ihrer Sprache zu finden, so scheint dies nur eine Dürftigkeit einzelner Köpfe zu seyn. Ich will nicht leugnen, daß manche so genannte Puristen unter uns, zu diesem anscheinenden Mangel Gelegenheit gegeben haben. Man hat zuweilen über der Aufnahm eines Fremden Worts fast so sehr gestritten, als das englische Parlament über der Naturalisationsbille. Dieß hieß unfehlbar die Liebe zur Reinigkeit übertreiben, und man kann vielleicht mit Grunde festsetzen, daß ausländische Worte, die durch den langen Gebrauch allgemeiner und verständlicher sind, als ein einheimisches seyn wür-

de, eben dadurch eine Art von Bürgerrecht unter uns erhalten, zumahl wenn dieselben einer deutschen Endung und eines gewissen Schwunges fähig sind, der sie vollends deutsch macht. Ich glaube nicht, daß dies freygebiger seyn heißt, als alle andere gesittete Sprachen gewesen sind. Die Lateiner haben es mit den griechischen Worten so gemacht, und die neuern Franzosen, Wälschen, Spanier und Portugiesen machen es mit den Griechischen und Lateinischen so. Sie nehmen die Kunstworte der meisten Wissenschaften aus den alten Sprachen in die ihrige auf, wenn sie denselben zu vor einen einheimischen Schwung gegeben haben. Man wird mir einwenden, daß alle obgedachte Sprachen am Ende Abkömmlinge der Lateinischen sind, und daher die Aufnahm ähnlicher Wörter eher verstatten, als die Deutsche, welche ohnfehlbar eine Stammsprache ist. Dies würde mehr Gewicht haben, wenn nicht die Französische Sprache nach grade auch verschieden genug von der Lateinischen wäre, und wenn nicht auch selbst die Englische, so eine unläugbare Tochter der Deutschen sie auch immer seyn mag, diese Aufnahm fremder Worte zu ihrem Vortheil gestattete. Das Beste ist, daß unsere Sprache diese Freyheit nicht so nöthig hat. Ueberdem ist von diesem allen die Meynung gar nicht, den Mischmasch

der

der Sprachen zu rechtfertigen. Unsere Erzgelehrten erhalten dadurch gar kein Recht mitten in ihren deutschen Aufsätzen Verum enim vero, oder per consequenz zu sagen, noch die kleinen Herren etwas zu contestiren und zu temoigniren, so sie eben so gut hätten bezeugen können. Die sichersten Mittel unsere Sprache zu bereichern, sind die Aufsuchung guter alter deutschen Worte, und die neue Anwendung der alltäglichen. Weder das eine, noch das andere darf man der Willkühr mittelmäßiger Köpfe übergeben. Diese müssen bloos nachahmen. Es giebt andere bevorrechtigte Seelen, das ich so rede, *) deren Geburtsrecht es ist, der übrigen Welt vorzugehen. Die schlechten und mittelmäßigen Schriftsteller sind gebohren, diesen zu folgen.

Die Uebersetzungen betreffend, die ich oben zum Probiersteine des Reichthums der Sprachen angegeben habe, so scheinen sie ihren eigentlichen Sitz in Deutschland zu haben. Wenn man unentschieden läßt, ob dieß oft mehr von der Geschäftigkeit der deutschen Preßen oder der deutschen Köpfe zeugt; so ist so viel unläugbar, daß der Geschmack und die Gelehrsamkeit davon unendlichen Vortheil gehabt haben. Man hat dadurch in den Künsten und Wissenschaften aller Zeiten und Völker gleichsam Eroberungen ge-

(*) Ames privilegieés.

macht, und mit einer Art von Tausch die Einsichten aller gleichzeitigen Sprachen eingehandelt. Wenn man nicht auch die Schönheiten aller andern Sprachen dadurch in die unsrige überträgt, so liegt die Schuld an der Wahl der Muster, oder an der Art der Uebersetzungen. Mich dünkt, wie die Franzosen den Anfang des guten Geschmacks sehr natürlich mit den Uebersetzungen der Griechen und Lateiner gemacht haben: so kann man es den Deutschen vorwerfen, daß sie den Anfang dazu von den Romanen ihrer Nachbarn gemacht haben. Vielleicht lesen wir die vortreflichen Werke der Alten noch nicht schön genug in unserer Muttersprache, oder vielleicht ist unser Geschmack zu heutig und neumodisch, den Homer und Curtius deutsch zu sehen. Nächstdem dünkt mich, ist selbst unter den schönen Werken der neuern, die wir jetzt aus dem Französischen, Englischen, Italiänischen, Dänischen, Schwedischen, ja sogar aus dem Spanischen übersetzen, die Frage zweyerley, ob sie der Gelehrsamkeit und dem Geschmack überhaupt, oder unsrer Sprache zugleich Vortheil bringen. Ein jedes Volk hat seine eigenthümliche Art zu denken und zu reden, in sofern dieselbe aber der Vernunft und dem guten Geschmack gemäß ist, sind alle kluge Völker unter einander gute Freunde. Ein Schriftsteller schreibt immer am

schönsten, wenn er den Idiotismus, daß ich so rede, oder die eigenthümliche Art seiner Sprache trift. Wie dies nicht ein Werk aller Schriftsteller ist, eben so wenig ist es ein Werk aller Uebersetzer, dergleichen Schriftsteller zu wählen. Selbst der herrschende Geschmack ist hier ein zweydeutiger Richter. Eine englische Schrift z. E. wird in unsrer Sprache am liebsten gelesen werden, je leichter und fliessender sie ist. Man urtheilt gewissermassen recht. Eine Pamela unterscheidet sich in diesem Stücke von einem Leonidas. Man darf aber vielleicht daher nicht schliessen, daß der eigentliche Geist der Sprache in jener mehr, als in diesem herrsche. Geschmack, Schönheit und Witz kann in zweyen Werken gleich seyn; eins derselben aber hat vielleicht mehr eigenthümliche und ursprüngliche Züge seiner Sprache, als das andre, und bereichert daher auch vielleicht die andre Sprache mehr, in welche es übersetzt wird. Es versteht sich von selbst, daß die Vorschriften der Uebersetzung dabey nicht verabsäumt seyn müssen.

Um die Regelmäßigkeit unsrer Sprache scheinen sich die Deutschen selbst ziemlich spät bekümmert zu haben, und die Ausländer war man davon zu überführen nicht im Stande, bis man Sprachlehren und Wörterbücher hatte. Es ist sehr vernünftig, daß man diese beyden Arten von Bemühungen als

Gründe ansieht, woraus der Fleiß oder die Sorglosigkeit eines Volks in Absicht seiner Sprache zu beurtheilen ist. Wenn man schon vollständige Sprachlehren und Wörterbücher aufweisen kann, so führet man eben dadurch die besten Beweise, daß claßische Schriftsteller in einer Sprache vorhanden sind; denn woher wären sonst die Regeln entsprungen, und die Beweise für den richtigen Gebrauch der Worte erwachsen? Die Natur war allemal eher, als die Kunst; und ehe man griechische und lateinische Namen erfand, übte man schon vorlängst alle die Kunstgriffe, die man jetzt mit denselben ausdrückt. Die Regeln werden von Beyspielen gesammlet und abgezogen: ihr grosser Nutzen aber besteht darinn, daß sie das blinde Ohngefähr aufheben, und unsre Geschicklichkeit, die vorher nur ein Glück war, verdienstlich machen. Es ist eben kein Wunder, daß man in der Muttersprache später, als in andern hierauf denkt; doch zu geschweigen, daß es Kleinigkeiten giebt, die uns oft die Nothwendigkeit der Regeln am meisten lehren, *) so sind auch immer noch Personen vorhanden, denen die unsrige keine Muttersprache ist. Diese urtheilen am freysten, und eben deswegen vielleicht am richtigsten. Einer von den

*) Man rechne nur hieher den Gebrauch der einfältigen Wörter vor und für, den einige Deutsche für so mühsam zu halten scheinen, daß sie eines derselben gar vertilgen.

den vortreflichsten Schriftstellern unsrer Zeit, der die Welt zweifelhaft läßt, welchen von seinen grossen Characteren sie am meisten bewundern soll, hat die deutsche Sprache in einem Lichte betrachtet, welches ihr eben nicht vortheilhaft ist. „Die deutsche „Sprache, sagt er, ist in eine unendliche Menge von „Dialecten zertheilt, und hat nicht zulängliche Re„geln, ihren wahren Gebrauch fest zu setzen. Wir „haben keine claßische Schriftsteller, und wenn uns „noch etwas von unsrer alten republicanischen Freyheit „übrig ist, so ist es der unfruchtbare Vortheil, daß „wir eine grobe und fast noch ganz barbarische Spra„che nach unsrem Kopfe verstümmeln können.„ *) Daß die Menge verschiedener Dialecte so lange ein Verderb der Sprachen ist, bis der regelmäßigste derselben die Oberhand gewinnet, und gleichsam zur allgemeinen Sprache des Witzes und Geschmacks wird, ist unläugbar. Wenn Griechenland fast so viele Mundarten, als Landschaften und Inseln hatte, so ward es auch dafür nicht eher die allgemeine Lehrerinn des Geschmacks und der schönen Schreibart, als bis attisch schreiben, so viel als schön schreiben hieß.**)

*) Suite des memoires pour seruir a l' histoire de Br.. - - - p. 64.

**) Lysias, Plato, Aristoteles, Aeschines, Isocrates, Xenophon, Demosthenes, u. a. m. trieben die Schönheit dieses Dialects aufs höchste.

Es ist wahr, die Dialecte der deutschen Sprache sind so vielfältig, und manche derselben so abscheulich, daß ich mich gar nicht wundre, wenn die meisten unserer gesitteten Nachbarn, denen vielleicht die allerschlechtesten zuerst bekannt werden, von unserer ganzen Sprache übel urtheilen. Dem ohnerachtet muß man gestehen, daß überhaupt zu reden, die sächsische Mundart schon weit genug herrscht. Der Unterschied der Ober- und Niedersächsischen, so wie beydes geschrieben wird, ist ganz unbeträchtlich; der Aussprache nach aber, ist vielleicht Obersächsisch in einem niedersächsischen Munde das beste Deutsch, denn in keinem Falle werden die Worte genauer so gesprochen, als sie geschrieben werden müssen. Die gelehrten Schweizer, die zuweilen Gegner des obgedachten Dialects abgegeben haben, schreiben zum Theil so schön, daß sie ihre Leser selbst durch die That eines bessern überführen. Der Verfasser der Thereside hat an der einen Grenze Deutschlands ein Muster der Schreibart gegeben; an dem andern Ende hat das äusserste Franken und Schwaben mehr als eine geschickte Feder, die ohne Provinzialdialect schreibt. Ja selbst aus Straßburg ist die deutsche Trauerrede auf den Marschal von Sachsen, die in Paris gehalten worden, ein Muster eines weit feinern Dialects,

als sonst in dieser Stadt herrscht.*) Man hat also vielleicht so wenig Grund eben nicht, allmählig das Uebergewicht der besten Mundart in Deutschland zu hoffen, zumahl wenn die Sprachlehren, davon wir so glückliche Grundlagen haben, immer mehr Weite und Genauigkeit erhalten werden. Die Grobheit und Unbiegsamkeit, die man der deutschen Sprache sonst schuld geben konnte, ist vielleicht zum Theil durch die Menge geschickter Uebersetzungen schon abgelehnt, zum Theil aber ganz wider die Natur der Sprache, nur die Schuld einiger Schriftsteller gewesen. Ich wollte fast behaupten, daß unsere Sprache es an Geschmeidigkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Wendungen sehr vielen Sprachen zuvor thue. Die Französische hat ihre so gepriesene Klarheit in der That einer gewissen nothwendigen Einförmigkeit zu danken. Die Deutsche hingegen kann die Theile eines Satzes auf viel verschiedenere Arten herumsetzen, ohne der Verständlichkeit etwas zu vergeben, ja sie wird eben dadurch zum Ausdruck der Leidenschaft, und zur Stärke der Schreibart geschickter.

Endlich ist es den Deutschen auf der einen Seite so viel Ehre gewesen, als es ihnen auf der an-

 dern

*) Sie ist von dem schwedischen Gesandtschaftdprediger in Paris Herrn M. Bär einem Straßburger gehalten worden, und sehr wohl gerathen.

dern hat Schande seyn sollen, daß ihnen ihre Nachbarn Verstand und mühsahmen Fleiß zugestanden, dagegen aber den Witz abgesprochen haben. Unserer Sprache macht man zuweilen diesen Vorwurf noch, daß sie keines Witzes fähig sey; der Anwachs treflicher deutscher Schriftsteller, in mehr als einer Art, ist indessen zulänglich genug, auch ihre Sprache zu rechtfertigen. Ich weis nicht, ob ein gewisser anderer Beweis, nicht zu gewagt scheinen mögte. Man kann denselben mit den Tropen und artigen Schwüngen anderer witzigen Sprachen machen, und dieselben in die unsrige einführen. Man wird dabey wenige Ausnahmen machen dürfen, wenn man nur einigen Geschmack beweiset, und bey dem Leser einige Belesenheit in andern Sprachen vermuthen darf. Die sinnreichsten Schriftsteller unserer Nachbarn werden uns hierbey die besten Dienste thun, wenn wir uns nur mehr, als insgemein geschieht, in ihren Geist einlassen, und zuweilen etwas wagen wollen. Dies würde eben nicht verursachen dürfen, daß wir Englisch oder Französisch deutsch schrieben; oder im Fall man uns ja darauf beträfe, so würde dies, wenn wir sonst Geschmack hätten, nichts weiter nach sich ziehen, als daß man von uns sagte: Es scheint, er hat die Franzosen und Engelländer stark gelesen. Ich will

kei-

keine Beyspiele dieser glücklichen Kühnheit anziehen. Unsere besten Schriftsteller sind voll davon. Wer dieselben nebst den witzigen Ausländern nicht gelesen hat, dem werden einzelne Beyspiele nichts helfen.

Es ist noch übrig, daß ich die Gönner und Beförderer der Wissenschaften zu Anhörung zwoer Abschiedsreden mit schuldiger Ehrerbietung einlade, welche zween der hiesigen Studirenden Johann Heinrich Grim, aus dem Coburgischen, und Johann Friedrich Rink, aus dem Hildburghäusischen, halten werden. Der erste wird einige Gründe anführen: Warum die Music ein ansehnlicher Theil des äusserlichen Gottesdienstes ist. Der andere wird darthun, daß das Gewissen der beste Richter unsrer Thaten sey. Sie werden es als eine starke Aufmunterung zu fernern Wohlverhalten ansehen, wenn so wohl die hochansehnlichen Vorsteher, Gönner und Lehrer dieses academischen Gymnasii, als auch die Bürger desselben ihnen ihre Gegenwart dabey gönnen wollen. Coburg, den 23. April. 1751.

Critische Betrachtungen über Homers Poesie 1755.

Der Geschmack in der Gelehrsamkeit scheint, wenn man einige Zeitläuffe zusammen nimt, bey nahe eben so veränderlich zu seyn, als der in den Moden. Die Gemüthsart der Völker, das vorzügliche Beyspiel glücklicher Köpfe, der Geschmack der Großen, der noch mehr als Beyspiel ist, ja vielleicht zuweilen gar ein Zufall, der noch nicht einmal Geschmack ist, giebt einige Zeit hindurch einer Wissenschaft eine gewisse Höhe auf Unkosten vieler andern; diese Ursachen aber mit der natürlichen Begierde zur Abwechselung zusammen genommen, leisten die sicherste Gewähr, daß ein solcher Vorzug unter den Künsten und Wissenschaften Reihe herum gehen muß. Homer bestimmte eine Epoche der Dichtkunst, und Socrates der Moral. August in Rom, und Ludwig der vierzehnte in Frankreich machte seinen Zeitlauf zu dem Weltalter der schö-

schönen Künste: Grotius, Newton, Leibnitz, Clarck, Bernoulli und Wolf gaben ihren Zeitgenossen einen herrschenden Geschmack an dem Naturrechte, an der höhern Meßkunst, an der Physic und Weltweisheit. Ich will der kritischen, musicalischen, architectonischen, ja so gar astrologischen Zeitläuffe nicht gedenken, welche die Geschichte der Künste aus einer oder der andern solcher Veranlassungen herleiten muß. Man ist gewohnt, hier beständigen Veränderungen entgegen zu sehen. Die obige Betrachtung läßt sich bey einzelnen Theilen der Gelehrsamkeit insonderheit fortsetzen. Ausser einigen wesentlichen und ewigen Grundsätzen, die gleichsam alle Jahrhunderte überleben, wenn sie einmal bekannt worden sind, ändert fast jede Wissenschaft von Zeit zu Zeit ihre übrige Gestalt. Methode, Vortrag und Einkleidung wechselt unaufhörlich: Dies ist für mittelmäßige Richter genug, alsdenn alles für neu und unerhört zu halten, die von tiefferer Einsicht erfordern dazu die Ausbreitung und Verschönerung der Wahrheit selber, und vorzüglichere Bequemlichkeit der Lehrart. Es giebt Theile der Gelehrsamkeit, die noch auf keinen demonstrativisch gewissen Gründen beruhen, oder deren Schönheiten und Fehler in der Ausübung wenigstens aus einer Hitze der Einbildung entstehen, die der Anwendung aller spitzfündigen

Regeln voreilt. Darf ich erst sagen, daß dies das Reich der eigentlich so genannten schönen Künste ist, das Reich des Geschmacks und eines gewissen schnellen zweydeutigen Urtheils, welches in einzeln Fällen bey nahe dem Gerathewohl zu gleichen scheinet? Dichter, Redner und überhaupt alle witzige Köpfe folgen einer Art von Strohme, der sie fortführt. Es giebt mehr, als einen Ruhm. Die ächteste Schönheit selbst erlaubt Wendungen und Zusätze, und man muß daher bey dem richtigsten Urtheil von der Welt, ein ausgemachter Pedant seyn, wenn man bey dem unermeßlichen Reichthum der Natur Wahrheit nie anders als ausschliessungsweise loben oder verwerfen kan. Es muß erlaubt seyn, die Iliade und Aeneide vortrefliche zu nennen, gesetzt auch, daß manche ihrer Schönheiten nicht eben neumodisch wären. Der Vortheil der Zeit ist für eine an sich gute Sache außerwesentlich, als daß er viel entscheiden sollte. Der Geschmack unsrer witzigen Nachbarn hat in diesem Stücke so viel freyes und edles, daß er ein Beyspiel abgiebt. Popens Homer wird bewundert, so enthusiastisch auch Engelland seinen Milton verehrt *) Es läß sich kaum vor-

*) Pope übersetzte den Homer ins Englische, und fand damit so vielen Beyfall, daß er, ausser dem Vortheil des Verlegers, an dem darauf geschehenen Vorschuß 5000. Pf.

vorher sehen, was für ein Glück ein deutscher Pope bey einem solchen Unternehmen machen würde.

Homer selbst mag nun erfunden, oder Vorgänger gehabt haben, so verdienete sein Werk den Beyfall vollkommen, den ihm alle Zeiten gewähret haben. Sein Plan, seine Absicht, seine Charactere, seine Beschreibungen, seine Betrachtungen, ja seine kleinsten Zierrathen sind ächt griechisch. Sie waren für ihr Vaterland gemacht, und eben daher anziehend. Gleich der Eingang seiner Iliade zeugt von diesem patriotischen Geiste. Er heißt die Muse den verderblichen Zorn des Achilles singen, der die Griechen in so unermeßliche Notch gestürzt hat, der so viele tapfre Seelen der Helden in die Unterwelt schickte, und ihre Cörper den Hunden und Vögeln zum Raube gab, seit dem Agamemnon, der König der Griechen, und der grosse Achilles erst mit einander in Streitigkeiten gerathen waren. Die Kunstrichter haben längst bemerkt, daß in diesen wenigen Zeilen der Entwurf so wohl als die Hauptlehre des gantzen Gedichts enthalten ist. Die Zeit des Dichters, man mag dazu nun das Jahr der Welt, 3000 oder 2950 nehmen, fiel in eine Periode

Sterling gewann. Siehe die Historie d' un voyage litteraire p. 102 und den XXIII. Brief der Lettres sur les Anglois de Voltaire.

riode Griechenlandes, die wegen der Menge kleiner Staaten so wohl, als einheimischer Streitigkeiten schon berühmt genug war, und die deswegen dieser Homerischen Sittenlehre von der verderblichen Zwietracht der Regenten sehr benöthig war *). Durch Beyspiele lehren, ist das eigentliche Lehramt der Dichter. Sie haben dazu das gantze Feld der Geschichte vor sich, die sie verschönern, oder den Reichthum der Einbildungskraft, die sie bis an die Vorzüge der Wahrheit und Natur selbst erheben können. Ein Gedicht, so den Grundstof aus der Geschichte nimmt, erleichtert sich eben dadurch die Wahrscheinlichkeit, diese Hauptschönheit aller Werke der Einbildung; ja es giebt selbst seinen eigentlichen Erdichtungen ein gewisses einheimisches Ansehen, welches die Leser gewinnet. Der Trojanische Krieg, den man insgemein in das Jahr der Wele 2820. setzt, war zu Homers Zeiten noch historisch genug, daß ich so rede, um ein Gedicht wahrscheinlich zu machen; zugleich aber auch verjährt genug, um Erdichtungen Raum zn geben. Ueberdem berührte diese Geschichte nicht die schlechtste Seite Griechenlandes. Es war die Rede von dem glücklichen Ausgan-

*) Von den Vorgängern Homers siehe Ioh. Alb. Fabricii Biblioth. Graec L. I. ingleichen Barthii Adverſ. L. XXXII. c. 9.

gange einer der alleschwersten Unternehmungen des ganzen Alterthums, von Siegen und Eroberungen, davon der Vortheil und die Ehre allein auf die Griechen fiel. Eine Betrachtung, welche die Wahl des Dichters noch einmahl rechtfertiget. Er wählt also nur ein Stück aus dem letzten Zeitlaufe dieser zehnjährigen Belagerung, um seiner Hauptfabel die nöthige Einheit zu geben. Er läßt sich den mächtigsten der Griechen mit dem tapfersten derselben entzweyen. Agamemnon spielt die Rolle eines erzürnten Königs, und Achilles eines jungen Unerschrocknen, der sich für unentbehrlich hält. Ihr Zwist hindert ihre gemeinschaftliche Unternehmungen, und giebt dem Feinde Vortheil über sie. Achilles zieht sich mit seinen Völkern von dem Heere ab, und die übrigen Griechen verschwenden ihr Blut, ohne Troja zu erobern. Endlich nach vielen Wendungen der Geschichte, nach unzähligen Bewegungen der Götter und Menschen, wird der Ausschlag der Hauptunternehmung gar zweydeutig. Die Griechen büssen ein, werden in ihrem Lager bestürmt, und denken auf die völlige Flucht. Dies giebt den sogenannten Knoten der Fabel. Achilles bekommt durch Abgeordnete Vergleichsvorschläge, und schlägt sie aus. Der Trojanische Hector dringt endlich bis an die Schiffe der Griechen und steckt sie in

Brand. Die äusserste Noth bewegt den unversöhnlichen Achilles, seine Völker unter seinem Freunde Patroclus wieder fechten zu lassen. Dieser Freund wird vom Hector erschlagen. Der Knoten entwickelt sich. Achilles gewährt der Freundschaft und Rachbegier, was er der Liebe zum Vaterlande abschlug. Er ergreift die Waffen, erlegt den Hector im Zweykampf, und überläßt nach des Horaz Ausdruck, das übrige Troja den ermüdeten Griechen zu erobern. Man muß mehr, als Perrault seyn, wenn man in dieser Folge von Erdichtungen keinen Plan, oder an der Hauptbegebenheit kein Beyspiel zu einem allgemeinen moralischen Satze finden kan *). Die Kunstrichter haben dieser Homerischen Erfindung den Begrif des Heldengedichts überhaupt zu danken, dessen Natur in die poetische Erzählung einer wichtigen Begebenheit eines Helden gesetzt wird. Der Held selbst wird ein Mann von ausserordentlich grossen Gesellschaftlichen Tugenden seyn müssen, es mögen dieselben nun im Kriege oder Frieden hervorscheinen; und seine Begebenheiten sind endlich um so viel wichtiger, je mehr sie in das gemeine Wesen einfliessen.

Die

*) Perrault Parallele des Anciens et de Modernes en ce qui regarde les arts et les sciences. T. III. p. 329. Ihn hat

Boileau

Die Charactere betreffend, so ist Homer unter allen uns bekannten Griechen der erste, der sie auszuzeichnen, mit einem grossen Reichthume der Einbildung zu vervielfältigen, und durch eine lange Reihe von Begebenheiten zu behaupten weiß. Ueberhaupt dünckt mich, war es sehr natürlich, auf diese Art von poetischen Witze zu gerathen, wenn man mit Begebenheiten zu thun hatte, in welchen Personen verwickelt waren. Die Menschen handeln ihren Gemüths- und Leibesbeschaffenheiten, ihren Landarten, Meinungen, Sitten und Leidenschaften so einförmig gemäß, daß man nur ein Bild aus diesen Zügen entwerfen darf, um einen ziemlich untrüglichen Schüssel zu den meisten ihrer Unternehmungen zu haben. Eine ganze Geschichte erhält daher ein gewisses Licht, wenn die Personen, welche die Hauptrollen in derselben zu spielen haben, characterisirt werden. Ich gestehe, daß dies mehr Einsicht in die Natur, und sonderlich in die oft unmerklichen Wendungen und Tiefen der menschlichen Gemüthsarten erfordert, als der Pöbel der Geschichtschreiber, Sittenlehrer und Dichter in seiner Gewalt hat. Die Rede aber ist hier von der Vollkommenheit der

Boileau wiederlegt in seinen Reflexions critiques sur quelques passages du Rheteur Longin. Reflex. III.

Kunst, und nicht von den Fehlern der Künstler. Der Griechische Dichter nimmt seine Charactere mit einer unnachahmlichen Feinheit aus dem innersten der menschlichen Natur, und aus den Idiotismen seiner Völkerschaft her, daß ich so rede. Sie gleichen den Gemählden grosser Meister, die man auch ohne Originale zu kennen, für würkliche Menschengesichter erklärt.

Horaz hat daher in seiner Dichtkunst die artigen Regeln der poetischen Characteristic am besten zu bestätigen geglaubt, wenn er ihnen die Beschreibung des Achilles aus dem Homer, als ein nachzuahmen. Beyspiel beyfügte. „Dieser junge Held, sagte er, „muß unternehmend, jähzornig, unerbittlich und „wild gemahlt werden, er muß leugnen, daß es „für ihn Gesetze in der Welt gebe, und den De„gen für den einigen Richter erkennen.„ *) Homer hat, wie mich dünkt, den Character dieser brausender Jugend, die von Liebe und Ehrsucht zugleich gefoltert wird, vollends recht ausgemahlt, wenn er den Achilles nach der vom Agamemnon erlittenen Beschimpfung in der Einsamkeit vorstellt. „Er saß weinend, von seinen Leuten entfernt, ab„seits an dem Gestade der grauen See, und sahe „mit starren Blicken in den schwarzen Abgrund.

„Er

*) Horat. Art. poet. v. 120.

„Er breitete die Hände aus, und flehte voll Inbrunst „zu der Seegöttin seiner Mutter: da du mich zu „einem kürzern Leben als andre gebohren hast, o „Mutter! sollte mir nicht wenigstens der in der „Höhe donnernde Jupiter dafür desto mehr Ehre „geben! Nicht die geringste giebt er mir jetzt. Der „Nachkömmling des Atreus, dieser weitherrschen„de Agamemnon hat mich beschimpft. Er hat „den Lohn meiner Siege dahin. Er selbst hat ihn „mir genommen.„ *) Ein kleiner Schatten, ein unmerklicher Stich breitet oft über eine ganze Gesichtsbildung, Heiterkeit oder Verdruß aus; es gehören aber Meister dazu, ihn zu kennen Der Griechische Dichter mischt diese kleinen Meisterzüge der Kunst in alle seine Abbildung, er mag den Nestor mahlen, von dessen Lippen die Rede wie Honig fließt, der sich aber als ein Greis in den Heldenthaten sei- Jugend verliehrt **); oder den Tersites, der unverschämt die Regenten schmähet, aber von seines gleichen Schläge empfängt und heisse Thränen weinet ***); oder den Ajar, der sich in einem finstern Gefecht nichts als Licht wünscht, um beym

*) Iliad. α. v. 348.

**) Iliad. α. v. 248.

***) Iliad. β. v. 265.

Tode sehen zu können *). Doch ich würde kein Ende finden, wenn ich mich weiter ins Einzelne einlassen wollte. Ich will vielmehr diese Abbildungen des Homers auf einer andern Seite betrachten. Er hat eine Art von Unerschöpflichkeit in Vervielfältigung derselben bewiesen. Die ganze Natur lebt unter seinen Händen; alle Personen sind in Bewegung. Ich will die nichtsbedeutende Menge ausnehmen, die ein epischer Dichter bloß erschaft, um den Schauplatz damit auszufüllen, und sie todt schlagen zu lassen **); die übrigen sind alle characterisirt, und gleichsam so hervorgezogen, daß sie das Auge rühren, ja selbst in jenem grossen Haufen, wird bald dieser, bald jener durch eine gewisse Sonderlichkeit

*) Ξευ πατερ - -
- - - - δος δ᾽ οφθαλμοισιν ιδεσθαι
Εν δε φαει καὶ ολεσσου - Iliad ρ. v. 647. Longin. de Subl. c. VII.

**) Αςυαλον δ᾽αρ ἔπεφνε μενεπτολεμος Πολυποιτης
Πιδυτην δ᾽Οδυσσευς Περκωσιον εξεναριξεν - -
Τευκρος δ᾽Αρεταονα διον
Αντιλοχυς δ᾽Αβλησυ - -
Iliad. Z. v. 29.

Caedicus Alcothoum obtruncat, Sacrator Hydaspen
Partheniumque Rapo, et praedurum viribus Orsen etc.
Virg. Aen X. 747.

keit ausgezeichnet, die ihn doch wenigstens über das Nichts erhebt. z. E. „Den Axylus erschlug der „streitbare Diomedes. Dieser Unglückseelige war „ein Sohn des Teutranes, und wohnte in dem „schöngebauten Arisbe. Er war sehr reich, aber „zugleich ein Menschenfreund. Alle Leute bewirthete „er, denn sein Haus lag an der Landstrasse. Doch „niemand von allen diesen hielt jetzt den schrecklichen „Tod ab, und beschützte ihn. Beydes, ihm und „seinen Bedienten Calesius, der die Pferde lenkte, „beraubte Diomedes des Lebens, und beyde gien„gen zugleich in die Unterwelt.„ Diese wenigen Züge sind so gar zulänglich, diesem Sterbenden noch die Zuneigung der Leser zu gewinnen; eine Eigenschaft der Homerischen Beschreibungen, die ihn selbst liebenswürdig macht.

Ich sehe mich genöthiget, diese Betrachtung für dismal abzubrechen, und die Veranlassung dieses Aufsatzes zu melden. Es ist dies die jährliche Gedächtnisrede des verehrungswürdigen Coburgischen Gottesgelehrten, Herrn Johann August Stempels, dessen Andenken durch seine Verdienste, um die Kirche sowohl, als durch seine milde Stiftungen, zum Besten des hiesigen Gymnasii verewigt wird. Einer der hiesigen Studierenden, den sein Fleiß und seine gute Aufführung bisher dieser öffentlichen

lichen Wohlthaten würdig gemacht hat, Georg Friedrich Sebald, aus Heldburg in Franken, wird bey dieser Gelegenheit von der nöthigen Verbindung der Beredsamkeit mit der Gottesgelahrtheit handeln, und zugleich von diesem Orte Abschied nehmen. Wir ersuchen alle hohe Gönner und Lehrer der Wissenschaften, wie auch die hiesigen Studirenden ihn geneigt zu hören. Coburg, den 31sten August. 1755.

Abhandlung

von der

Freyheit im Denken

1749.

§. I.

Der Wahlspruch der Königlich-Großbrittannischen Societät der Wissenschaften: Auf niemands Wort! ist um so viel billiger ein allgemeiner Wahlspruch aller vernünftigen Gelehrten, je gewisser die Würde der Erkenntnüß nicht nach dem blinden

Bey-

Beyfalle und der Nachahmung, sondern nach der Wahrheit und Ueberzeugung selbst zu schätzen ist. Es ist der Gelehrsamkeit, dem rechtschaffenen Wesen und der ganzen Glückseeligkeit des Lebens unendlich viel daran gelegen, daß wir, so viel nur möglich ist, den Wahn mit der gewissen Erkenntniß vertauschen, und auch da, wo wir uns mit Meinungen begnügen müssen, dieselben vielmehr aus Ueberlegung, als auf ein Gerathewohl annehmen. Man hat es dem Geschmacke unsrer Zeiten zu danken, daß die Pythagorischen Machtsprüche in den Wissenschaften so ziemlich abgekommen sind; man hat aber vielleicht schon Ursach, mehr über eine zu grosse Freyheit, als über eine zu grosse Bescheidenheit im Denken zu klagen. Deutlich, frey, erhaben und ohne Vorurtheile denken, wird mit Recht für die Eigenschaft eines grossen Geistes gehalten; wer hätte aber glauben sollen, daß Leute sich dieses Ruhms anmassen könnten, die oft nicht einmahl vernünftig urtheilen? Wenn frey Denken, so viel als regellos Dencken heißt, so muß es natürlicher Weise die größten Freydenker unter den größten Stümpern geben; wenn es hingegen ein Vorzug des Verstandes seyn soll, so gehört sehr viel mehr dazu, als eine halberlernte Weltweisheit, ein bißchen flüchtiger Witz, und eine ausgelassene Liebe zur Neuigkeit und zum Gespötte. Die

bürgerlichen Staaten können keine gesetzlose Bürger dulten; man sollte dies Recht auch in dem Reiche der Wissenschaften gegen die sogenannten starken Geister gebrauchen: wenigsten ist sehr leicht zu zeigen, daß sie ihre Ehre darinn suchen, sich von den Gesetzen loszureissen, welche die gesunde Vernunft der Freyheit zu denken vorschreibt.

§. II. Die Freyheit des Willens überhaupt, dieser vornehmste Zug in dem Character eines vernünftigen Wesens, bestehet in dem Vermögen, aus deutlichen Vorstellungen zu wählen und zu verwerfen. Je deutlicher diese Einsicht ist, je grösser ist die Freyheit; und da deutliche Vorstellungen, welche die Triebfedern zu Begierden abgeben, bey den weltweisen Motiven; undeutliche Vorstellungen dieser Art aber Triebe heissen: so erhellet hieraus, daß ein Mensch um so viel freyer handle, aus je deutlichern, wahrern und gewissern Motiven er handelt, so wie er hingegen um so viel sclavischer handelt, je mehr er sich von blosen Trieben hinreissen läßt. Die Affecten heissen eben deßwegen Leidenschaften, weil sie als starke sinnliche Begierden und Verabscheuungen hauptsächtlich aus Trieben entstehen, und der Seele sich bemeistern, ohne ihr fast das Bewustseyn ihrer eignen Kraft zu lassen. Wir begreiffen daher, daß unsre Freyheit an unsern Gemüths-

müthsbewegungen sehr starke Feinde hat, und daß wir erst frey und edel handeln, wenn wir diese Feinde bezwingen, und ihren Gebrauch ordnen.

§. III. Man müßte nach diesen Grundsätzen unbesonnen seyn, wenn man eine moralische Freyheit ohne alle Regeln annehmen wollte. Vielmehr, da der Gebrauch dieses Vermögens auf Motiven oder deutlichen Bewegungsgründen beruhet; ja, da unsre Freyheit um so viel grösser ist, je mehrern wahren Motiven sie folget, §. II. diese aber, so oft sie mit unsern Thaten verknüpft werden, Verbindlichkeit und Gesetze für uns abgeben, wie die practische Weltweisheit darthut; so ist unleugbar, daß unsre Thaten um so viel schöner, edler und freyer seyn müssen, nach je mehrern wahren moralischen Gesetzen sie sich richten. Man nimmt daher mit Recht gewisse allgemeine Grundgesetze an, die sich durch alle practische Wissenschaften verbreiten, und die Gründe zu allen unsern Entschliessungen und Unternehmungen abgeben sollen. Die Vorschriften der Vernunft: Mache dich so vollkommen, als dirs durch natürliche und übernatürliche Kräfte möglich ist, wähle das Beste, verwirf das Böse, u. s. f. sind in dieser Absicht bekannt genug. Diejenigen aber verrathen eine sehr grobe Unwissenheit ihrer eignen Natur und Wohlfahrt, welche die Gesetze der

Ver-

nunft und Offenbahrung als ein Joch ansehen, und sich alsdenn erst ihrer Freyheit rühmen, wenn sie regellos handeln.

§. IV. Die Erfahrung lehrt, daß unsre Gedanken aus der Kraft unsrer Seele entspringen, daß die Hervorbringung und Unterdrückung derselben von unsrer Gewalt abhangt, und daß wir uns zu beyden aus deutlichen Bewegungs-gründen entschliessen können. Unsre Gedanken sind also unsrer Freyheit unterworffen, und aus der Fertigkeit unsre Gedanken deutlicher zu machen und sie aus deutlichen Einsichten zu bestimmen, erwächst die wahre Freyheit zu denken. In so fern also ein Mensch frey denkt, in so fern denkt er klar, ohne Verwirrung, deutlich; alles aber, was seinen Begriffen, Urtheilen und Schlüssen diese Tugend nimmt, erniedrigt seine ganze Art zu denken. Man setzt, was ich hier behaupte, schon von selbst im gemeinen Leben voraus, denn warum kommen uns, wenn wir gelassen und bey kalten Blute sind, die Gedanken und Reden eines Menschen, der sich im Zorn oder sonst einer Gemüthsbewegung übernimmt, so pöbelhaft und niederträchtig vor? Weil er auf eine Zeitlang aus dem Vorrecht eines vernünftigen Geschöpffes gleichsam heraus fällt, und sich uns auf einer Seite zeigt, da seine Freyheit nicht sichtbar ist.

§. V. Eine getreue Gefährtinn der Deutlichkeit ist allezeit die Wahrheit. Denn, wenn wir diese Begriffe in ihre einzelne Kennzeichen zergliedern, welches alsdenn geschieht, wenn wir Deutlichkeit suchen, so nähern wir uns dem Wesen und der Natur der Dinge, und unsre Vorstelluugen bekommen natürlicherweise diejenige Aehnlichkeit mit den Gegenständen, welche die Wahrheit der Gedanken ausmacht. Wer also deutlich denkt, der denkt in so ferne auch wahr, und man kan folglich nie frey denken, ohne wahr zu denken §. IV.

§. VI. Wahrheiten stehen nie untereinander im würklichen Widerspruche, und wer folglich dem Augenscheine der richtigen Erfahrung, der gesunden Vernunft, und denen zuverläßigen Zeugnissen einer göttlichen Offenbahrung würklich widerspricht, der denkt nie wahr, und die ächte Freyheit zu denken weiß also von diesen Widersprüchen nichts §. V. Wir denken nur frey, wenn unsre Gedanken mit ausgemachten Wahrheiten zusammenstimmen, nicht aber wenn sie das Lehrgebäude aller Wahraeiten bestürmen.

§. VII. Wenn man die Wahrheit aus ihren Gründen begreift, so verwandelt man dieselbe in Gewisheit. Wer also Wahrheiten deutlich denkt, oder sie nach ihren Gründen und Kennzeichen zerglie-

dert,

dert, der wird von denselben gewiß. Gewiß denken heißt folglich frey denken. §. V. VI. Selbst der Anblick eines Betragens, das von Ueberzeugung und Gewißheit zeugt, erwirbt Hochachtung und Bewunderung. In den Handlungeu des Lebens erwächst daraus die Standhaftigkeit und das gesetzte Wesen, wie in der Religion die Unwandelbarkeit des Glaubens und der lebendigen Hoffnung.

§. VIII. In einer Reihe von Gedanken, dergleichen eine Betrachtung und ein ganzer Vortrag ist, läßt sich die Deutlichkeit ohne Ordnung nie erhalten, welches diejenigen Reden und Aufsätze mit einer unangenehmen Erfahrung genug bestättigen, die sich weder bemerken noch nachsagen lassen. Wenn also eine edle und freye Art zu denken Deutlichkeit fordert §. IV, so fordert sie auch Ordnung. Es ist allezeit ein Merkmal eines muntern und freyen Geistes, wenn er ein ganzes Werk nach allen seinen Theilen übersieht, und einem jeden seine Stelle und Grösse nach dem Ebenmaasse giebt, so wie ein Gesicht, frey, scharf und helle ist, wenn es über einen ganzen Gesichtscreis mit ungehinderten Blicken hinweg sieht.

§. IX. Endlich sind, wenn wir frey denken, die Bewegungsgründe zur Hervorbringung und Mittheilung unsrer Gedanken gleichsfals deutlich §. IV.

folg-

folglich wahr und dem richtigen Gebrauch unsrer Freyheit gemäß §. V. III. Man kann daher eine freye und edle Art zu denken durch nichts mehr an den Tage legen, als wenn man mit seinen Gedanken und Schriften eine aufrichtige Neigung zur Ausbreitung der Wahrheit und Tugend beweiset, denn welche Bewegungsgründe können edler und dem rechten Gebrauch unsrer Freyheit gemäser seyn?

§. X. Soll ich also die Gesetze und Vorzüge der ächten Freyheit zu denken zusammenziehen, so bestehen sie in der Deutlichkeit, Wahrheit, Gewißheit, Ordnung und aufrichtigen Tugendliebe. Eben durch die Fertigkeit so zu denken, wird man nur den Character eines starken Geistes in den Augen der Vernünftigen verdienen können: ich muß dies alles aber umkehren, wenn ich den Freygeist nach der Mode schildern will. Diese Schilderung wird nur sehr kurz seyn dürffen, um zu zeigen, daß der Geschmack sehr unvernünftig sey, der an diesen Menschen einen Gefallen findet.

§. XI. Fürs erste also denkt man vollkommen pöbelhaft und niederträchtig, wenn man blos verworren denkt, und sich in wichtigen Sachen nicht deutlich zu erklären weiß; §. IV. gesetzt auch daß man alle mögliche Annehmlichkeiten der sinnlichen Schreib-

art,

art, des Witzes und der Einfälle zu seinen Diensten hätte, gesetzt daß man das artigste Französische so gut schriebe, als die Verfasser der Bücher L' Homme machine oder Les moeurs, gesetzt auch endlich, daß man den Geschmack der ganzen Welt auf seiner Seiten hätte. Die Freygeister sind nichts weniger, als Freunde von scharfen logischen Erklärungen, und die Vernunft rächet sich an ihnen durch diesen gegründeten Vorwurf am meisten.

§. XII. Nächstdem ist der Widerspruch ihrer Lehren gegen unläugbare Wahrheiten so augenscheinlich, daß sie öffentlich ihren Ruhm darinnen suchen. Wenn daher die Lehrgebäude unsrer Weltweißheit und Gottesgelahrheit unumstößlich bewiesen sind, wie sie es sind, so schliessen wir mit vollen Grunde auf die Falschheit der entgegenstehenden Meinungen und auf die schlechte Art zu denken dieser Gegner §. VI. V. Denn was heißt weniger frey denken, als selber irren und zugleich der Wahrheit widersprechen?

§. XIII. Man darf nur nach den Beweisen fragen, und dieselben mit einiger Schärffe prüfen, um die Ungewißheit und Unbeständigkeit eines Freygeistes wahrzunehmen; denn es ist unmöglich ein zusammenhangendes Lehrgebäude von Irrthümern zu errichten. Eben daher muß der Mangel aller Ordnung und gegenseitigen Bestimmung seiner Grund-

sätze

säße erwachsen. Was aber ist der wahren Freyheit zu denken mehr entgegen, als ungewiß und ohne Ordnung denken? §. VII. VIII.

§. XIII. Endlich blicken die Bewegungsgründe, warum diese Schriftsteller die Feder ergreiffen, zu sehr hervor, als daß man sie nicht erkennen könnte. Eine Begierde wißig zu seyn, etwas neues zu sagen, und der Welt zu reden zu geben, ein bittrer Haß gegen die Religion und alle Diener derselben ohne Unterschied, ja die Rache gegen alle Wahrheiten, so uns in dem Genuß der Lüste stören, ist in die meisten Blätter dieser Art so sichtbar eingemischt, daß man oft gar nichts weiter darinn findet. Man darf sich daher nur besinnen, wie wenig die Herrschaft der eitelsten und feindseeligsten Affecten sich mit den edlen Bewegungsgründen der Wahrheit und Tugendliebe, und also auch mit der wahre Freyheit zu denken verträgt, §. IX. II. um das niedrige und pöbelhafte zu entdecken, davon viele Aufsäße voll sind, die sich der Freyheit zu denken rühmen. Zugleich wird übrigens hieraus erhellen, daß die Vernunft durch nichts mehr beschimpft wird, als dadurch, daß man schwache und unartige Köpfe Esprits forts nennt; es müßte denn seyn, daß man es nur in der Ironie thäte.

* * *

Diese Abhandlung wird durch die öffentliche Abschieds-rede eines der hiesigen Studierenden, Wilhelm Albrecht Frommans, aus Grub im Coburgischen veranlaßt; der mit dem Nachruhme einer guten Geschicklichkeit und vernünftigen Aufführung von uns auf höhre Academien geht. Seine Rede in lateinischer Sprache wird von falschen Schlüssen handeln, die manche Menschen aus den Eigenschaftrn GOttes ziehen. Wir ersuchen dabey alle hohe Beförderer und Liebhaber der Wissenschaften ergebenst um ihre Gegenwart und ein geneigtes Gehör, und versprechen uns von denen allhier Studierenden ihre gewöhnliche Zuneigung und Aufmerksamkeit. Coburg den 11. April. 1749.

Philosophische Gedanken
von
den Träumen

1751.

1.

Die Natur enthält tausenderley Merkwürdigkeiten, die uns des einzigen Umstandes halber gleich-

gleichgültig werden, weil sie altäglich sind; denn nach der gewöhnlichen Zerstreuung des menschlichen Gemüths verlieren die wichtigsten Gegenstände schon dabey, wenn sie sich zum zweytenmahle zeigen. Es scheint überhaupt schwer, die Mittelstrasse zu halten, insonderheit aber pflegt man bey Beurtheilung der Dinge leicht von der Bewundrung auf die Verachtung zu verfallen: es sey nun, daß uns der erste Anblick vieler Dinge in der That betrügt, oder daß wir mit einer Art von geheimen Stolze unsre günstigsten Urtheile immer wieder zurück zu nehmen am geneigtesten sind. Milton hat im achten Buche seines verlohrnen Paradieses die ersten Betrachtungen des neuerschafnen Menschen dadurch hauptsächlich so unnachahmlich schön gebildet, daß er ihm die gesamte Schöpfung in dem vollkommensten Lichte der Neuigkeit in die Angen fallen lässet. Erd, Luft, Gewässer und der Anblick seiner eigenen Natur, überrascht gleichsam mit tausend unerwarteten Schönheiten alle seine Empfindungen zugleich. Er erstaunet, oder welches vielmehr das eigentliche Vorrecht seiner Vernunft war, er geräth in eine Reihe von Betrachtungen, deren jede neu und edel ist, weil sie in das Wesen der Dinge eindringt. Es ist keiner Veraltung dieser Natur zu zuschreiben, daß uns so viele Gegenstände derselben ungerührt lassen. Man kan

von dem Schneeflocken an, bis zu dem Firstern Stof genug zu Gedanken und Vergnügungen haben, wenn man etwas mehr als Pöbel oder als halbgelehrt ist: oder um etwas mehr in der Nähe zu bleiben, wir haben einen unerschöpflichen Grund zu Betrachtungen in der Natur unsrer eigenen Seele, denn jedes Vermögen und jeder Zustand derselben ist unsrer Aufmerksamkeit würdig. Ich habe mir zuweilen die Gedanken eines Philosophen vorgestellt, der nach einem langen ununterbrochnen Gebrauch seines Verstandes, zum allererstenmahl aus einem tieffen Schlaffe erwachte. Ich glaube, daß ihm diese Verduncklung seiner Vernunft, mit diesem kleinen abwechselnden Zwischenlichte der Einbildung, welches wir Träume nennen, fast so fürchterlich vorkommen würde, als den guten Indostanern eine Sonnenfinsterniß. Es ist also auf dieser Seite ein Glück für den Schlaf, daß er uns oft besuchet; eben diese Vertraulichkeit aber macht ihn unsrer Achtung unwürdig, und ich habe daher vielleicht einer besondern Nachsicht mancher Leser nöthig, da ich über die Träume philosophiren will.

§. 2. Es scheint schwer zu seyn, die Veranlassung des Schlafs aus der Natur der Seelen und des Cörpers genau zu bestimmen; denn wenn man eine Ermüdung dazu angiebt, so heißt dies nur über-

haupt gesprochen. Mich dünkt indessen, daß man dabey von Seiten des Cörpers am füglichsten den Anfang macht, weil eben auf dem Zustande desselben die eigentliche Einschränkung und Richtung unsre Kraft zu denken beruhet. Die Werkzeuge der Empfindung sind die vornehmsten Gründe der Vereinigung des Leibes und der Seele, mit deren gehörigen Bewegung das Bewustseyn unsrer selbst und unsres äussren Zustandes verknüpft ist. Sie machen uns zum Theil gleichsam den feinsten Auszug der Cörperwelt, das Licht, die Ausdünstungen, den Schall, die zärtesten Saltze u. s. w. merklich. Sie mußten daher feiner organisiert seyn, als die übrigen Werkzeuge des Leibes, die zur Umtreibung des Geblüts, zum Athem hohlen, zur Verdauung u. s. w. bestimmt sind. Hat diese vorzügliche Feinigkeit des Organismus bey den Werkzeugen der Sinnen statt, so folgt hieraus so wohl, als aus der Wichtigkeit ihres Amtes, daß sie einer gewissen periodischen Ruhe vorzüglich bedürfen, und daß ihre ursprüngliche Einrichtung dazu aufgelegt seyn wird. Ihre Nerven ertragen also sich selbst gelassen, vielleicht nur einen gewissen Grad der Spannung eine gewisse Zeitlang, und spannen sich alsdenn gleichsam ab. a) Die Eindrücke der ge-

a) Die eigentliche Veranlassung des Schlafs im Cörper durch die Abnahm der Lebensgeister in den Nerven wird physiologisch erkläret, in Hamberger Physiolog. Medic. §. 1355-60,61.

sumten Cörperwelt verliehren alsdenn an den Werkzeugen der Sinnen ihre Kraft. Der Cörper seiner Seits entschläft, obgleich die Lebenshandlungen ununterbrochen fortgehen, und nur eine sehr lebhafte Vorstellung der Seele, oder eine starke Bewegung von aussen, wird im Stande seyn diese Ruhe zu unterbrechen; so wie eine ausserordentliche Anstrengung der Werkzeuge, oder ein lebhafter Entschluß der Seele dieselbe weiter hinaus zu setzen, und jeder Zufall der die Empfindungswerkzeuge betäubt, dieselbe zu beschleunigen im Stande seyn kann.

§. 3. Von Seiten der Seele setzen wir den Schlaf in den Zustand dunkler äusserer Empfindungen, dabey die Lebensbewegungen ihres Cörpers fortdauren. Ich weiß nicht, ob ich hier nöthig habe die äussern Empfindungen zu erklären. Empfindungen überhaupt sind Vorstellungen unsers gegenwärtigen Zustandes, und daher entweder Vorstellungen von dem gegenwärtigen Zustande des Cörpers, äussere Empfindungen, oder von dem gegenwärtigen Zustande unsrer Seele selbst, innre Empfindungen. Da der für sich bestehenden Kraft unsrer Seelen unbeschadet, die jedesmahligen einzeln Würkungen derselben durch den Zustand des Cörpers ganz unläugbar bestimmt werden, so ist sehr begreiflich, daß mit der allmählig aufhörenden

Bewegung unsrer Empfindungswerkzeuge, auch die Klarheit unsrer äussern Empfindungen aufhören, und die Würkung der Seele auf dieser Seite geringer werden, oder welches einerley ist, das Bewußtseyn unsers äussern Zustandes aufhören muß. Die gesamte Cörperwelt mit allen ihren Veränderungen, ist in diesem Zustande von der Kenntniß der Seele gleichsam auf eine Zeitlang ausgeschlossen, und wir sagen, daß wir um so viel tiefer schlafen, je dunkler in diesem Falle unsre Vorstellungen von der Cörperwelt sind. Wenn man zu diesem periodischen Stillstande der Würkungen unsrer Seelen, die Gründe in der Natur derselben suchen will, so sind sie aus der Einschränkung ihrer Kraft herzunehmen, nach welcher ihre Veränderungen sich allmählig nach einander auswickeln, und die Ruhe einer Art vom Vermögen, ein Zuwachs für eine andre Art derselben seyn kann. Ueberdem ist die Nothwendigkeit dieser Ruhe allemahl aus der Verbindung der Seele mit diesem dürftigen Cörper hauptsächlich herzuleiten §. 2; Und da in der Reihe unsrer Gedanken, der nachfolgende immer um so vielmehr Klarheit und Stärke haben kann, je mehr er sich von dem vorhergehenden unterscheidet, so muß selbst die Dunkelheit unsrer äussern Empfindungen im Schlaf, die beym Erwachen aufgehen-

de Klarheit und Erkenntniß erhöhen, so wie der Morgen die gesammte Natur eben deswegen verschönert, weil er aus der Nacht hervorbricht. Man kann aus diesem und dem obigen Grunde erklären, warum wir am heitersten und schönsten zu denken im Stande sind, wenn wir am besten ausgeschlafen haben, denn alsdenn sind unsre vorhergehenden äussern Empfindungen am dunkelsten gewesen. Das Sprüchwort nennt daher die Morgenröthe eine Freundinn der Musen; Morpheus aber der Gott des Schlafs, bekam in dem Alterthum meistentheils Bildsäulen von dunklem schwarzen Steine, davon man noch mehr als ein schönes Ueberbleibsel vorzeigt b).

§. 4. Die Seele verliert durch den Schlaf nichts als die Klarheit ihrer äussern Empfindungen, §. 3. Sie behält also, als eine mit dem Cörper verbundene lebendige, und unaufhörlich würksame Kraft selbst im Schlafe äussere, ob wohl dunkle Empfindungen und ist des möglichen Gebrauchs ihrer übrigen Vermögen durch den tiefsten Schlaf selbst

b) Man bildete ihn als einen schlafenden Knaben, aus schwarzem Steine, den die Wälschen Pietra paragona oder Probierstein nennen. Addisson hat dies an mehr als einer alten Bildsäule des Schlafes bemerkt, und Keyßler in seiner Reisebeschreibung, S. 356. meldet es von einer florentinischen Statue.

selbst unberaubt, ob sie gleich mit der Klarheit ihrer äussern Empfindungen, die Klarheit aller ihrer übrigen Vorstellungen auf eine Zeitlang verlieren kann. Die Erfahrung bestätigt beydes. Sie zeigt uns einen Zustand, da wir ohne alles Bewußtseyn unserer selbst schlafen, und auch einen andern, da wir mitten in der Finsterniß unsrer äussern Empfindungen, innerlich auf eine sehr lebhafte und klare Art beschäftigt sind, ja da sich manche Vermögen der Seelen fast in grösserer Stärke, als selbst beym Wachen zu äussern scheinen. Die ganze Schwierigkeit ist nur, diesen Wechsel zu erklären. Da die Natur nirgendwo einen Sprung thut, sondern vielmehr alle Veränderungen derselben, sich in einer ununterbrochenen Folge aus ihren Gründen und Ursachen nach einander entwickeln, so haben wir eben dieses allgemeine Gesetz so wohl bey der allmähligen Verdunkelung unsrer äussern Empfindungen, die wir das Einschlafen nennen, als bey unsrer allmähligen Ermunterung aus dem tiefen Schlafe anzunehmen. Wir bemerken, daß ein Mensch natürlicher Weise nie auf einmahl ganz einschläft. Die feinsten Werkzeuge der Sinne müssen sich am ersten im Cörper zur Ruhe begeben §. 2.; daher pflegt die Verdunkelung unsers Gesichts und der davon abhängenden äussern Empfindungen

des Lichts, gleichsam allen übrigen das Zeichen zur Ruhe zu geben. Die übrigen folgen dieser Ordnung nach, und eine gewisse Art von halbklarem Gefühl der uns umgebenden Cörper, pflegt das letzte zu seyn, welches wir bey diesem Einschlafen verlieren. Die Psychologie erweiset sehr deutlich, daß in der jedesmahligen ganzen Vorstellung der Seele, die Empfindungen die größte Stärke haben, und alle übrige Gedanken sich nach denenselben richten. Sind daher schon alle Werkzeuge der Sinne abgespannt, und alle Empfindung in der Seele ihrer Klarheit beraubt, so ist das hauptsächlichste Licht unsrer ganzen Vorstellung gleichsam auf eine Zeitlang ausgelöscht, und je unbezwinglicher die daraus erwachsende Dunkelheit ist, je fester, sagt man, daß wir schlaffen. Vielleicht hängt auch selbst im Cörper von der Abspannung unsrer Empfindungswerkzeuge, eine gewisse Ruhe der so genannten materiellen Ideen überhaupt ab, und in diesem Falle wäre die gänzliche Verdunklung aller unsrer übrigen Vorstellungen im festen und tiefen Schlafe desto begreiflicher. c) Die innere Empfindung, die Phantasie, der Witz

c) Der tiefsinnige Engelländer Johann Locke hat die jetzige Dürftigkeit und Schwäche unser Empfindungswerkzeuge mit sehr gründlichen Betrachtungen, die aus der Natur

Witz, der Verstand und alle übrige Seelenvermögen zusammen genommen, verlieren alsdenn ganz natürlich die Klarheit ihrer Würkungen, und wir schlaffen ohne das geringste klare Bewustseyn unsers äussern und innern Zustandes §. 3. Eben alsdenn aber schlaffen wir, wie die Erfahrung lehrt, am allerbesten, weil der Cörper um so viel mehr ruht, und die Dunkelheit aller Vorstellungen der Seele die wenigste Kraft kostet.

§. 5. Der merkwürdigste Zustand ist hiernächst die allmählige Wiederherstellung unseres klaren Bewußtseyns mitten im tiefen Schlafe, die gleichsam ein Vorspiel oder wenigstens eine Art von Intermezzo an den Träumen hat. Wir nennen aber Träume klare Würkungen der Einbildungskraft im Schlaffe. Der Freyherr von Wolf d) hat in seiner großen lateinischen Psychologie das Entstehen der Träume im tiefen Schlafe vorlängst so schön aus

tur unsrer Seele und sonderlich unsers jetzigen Zustandes hergenommen sind, gerechtfertigt. Essai philosophique concernant l' Entendement humain. p. 263. Edit. Cost. Die Ruhe der materiellen Ideen giebt sonderlich Herr Winkler als den Grund des Schlafs mit an, Instit. philos. §. 1035.

d) Siehe hiernächst Hr. Reuschens Metaph. §. 347. = = 52. und des Herrn Formey französische Abhandlung von den Träumen in den Werken der Königl. Preußis. Societät der Wissenschaften.

aus einander gesetzt, daß man fast nichts neues mehr davon sagen kann. Die Seele hatte, auch wenn wir schon entschlaffen waren, dennoch äusserliche Empfindungen, §. 4. Ob diese nun gleich dunkel seyn mußten, so giebt es doch selbst in der Dunkelheit Grade, und selbst unter unsern dunkeln äussern Empfindungen gränzt, daß ich so rede, immer einer näher mit dem Lichte und der Klarheit, als die andere, welches schon die Vernunftlehre erörtert. Man kann dies durch die Erfahrung an einem schlaffenden Menschen gleichfalls beweisen, denn man sieht, daß er sich durch ein mäßiges Zuruffen, durch den Schein eines nahen Lichts, durch ein nicht zu starkes Anrühren in Bewegung setzen läßt, ohne gleichwohl ganz, oder nur halb aufzuwachen. Er hat also in diesem Falle äussere Empfindungen, die von dem, was das meiste in ihnen ist, dunkel heissen können, die doch aber weit weniger dunkel sind als andere; ja denen man vielleicht schon ein Sechstheil oder ein Drittheil Klarheit zugestehen muß. Diese, auch nur einem Sechstheil nach, klare äußre Empfindungen reichen zu, den Anlaß der Träume zu erklären; denn wir denken selbst im Schlaf die Seele nicht als ein unthätiges Wesen, sondern vielmehr als eine beständig lebende Kraft, die zwar zuweilen gleichsam im finstern würkt, aber zu dem

Em-

Empfang des Lichtes jeden Augenblick offen und fähig bleibt, weil sie ordentlicher Weise im Schlafe nichts von ihrer Kraft verliert, §. 4. Eine ihrer äussern, dem kleinsten Theil nach klaren Empfindungen im Schlaf, muß daher auch schon eine dem kleinsten Theil nach klare innere Empfindung hervorbringen, denn die Klarheit einer Vorstellung mag so klein seyn, als sie will, so wird sie allemahl von einem gleichen Grade des Bewußtseyns, oder, welches einerley ist, von einer gleichen Klarheit der inneren Empfindung begleitet. Ein Mensch im tiefsten Schlaffe soll also zum Beyspiel, von einer Feder seines Betts so empfindlich gestochen werden, daß er sich davon zu bewegen anfängt, ohne gleichwohl munter zu werden. Es mag in dieser äussern dunkeln Empfindung meinetwegen nur ein Zehntheil Klarheit seyn, so hat er gleichwohl auch ein Zehntheil eines Bewustseyns, oder einer innren Empfindung dieses Federstichs. Es ist der Anbruch einer entfernten Morgenröthe, die kaum die Dämmerung theilet. Man setze nun aber weiter, daß diese zum Theil klare äussere und innere Empfindung schon ganz, oder zum Theil, öfter, und mit andern Vorstellungen beysammen, in seiner Seele gewesen ist, das heißt, daß er den Begrif eines Stichs schon öfter gedacht, und denselben mit dem Begrif einer Schlan-

Schlange, eines Messers, Degens oder dergleichen verbunden hat. Man erinnere sich der Einbildungskraft dieses wunderbaren Vermögens, das Vergangene wieder klar zn denken, welches zu dem Grundgesetze aller seiner Würkungen diesen Satz hat: Wenn ein Theil einer ganzen Vorstellung wieder klar wird, so kehret die ganze Vorstellung allmählig wieder zur Klarheit zurück. Man besinne sich, daß jede äussere und innere Empfindung augenblicklich in die Einbildung übergeht, und daß diese Einbildung, wenn sie nicht von stärkern Empfindungen verhindert wird, von einer jeden klaren Vorstellung Anlaß nehmen kann, tausend damit verwande Bilder zurück zu ruffen, und ihre ganze Kraft gleichsam so lange spielen zu lassen, bis er eine neue stärkere Empfindung ihr Stillstand gebeut. Man lasse also die Einbildung des obgedachten Schläfers, seine zum Theil klare Empfindung von dem Stiche ergreiffen, und die damit sonst verbunden gewesenen Bilder zurückruffen. Der Stich veranlasset nun vielleicht zunächst das Bild einer stechenden Schlange, diese, das Bild einer weichen Grasebank, wo sich die Schlangen aufzuhalten pflegen. Der Träumer krümt und windet sich folglich vielleicht im Schlaffe, und wenn er erwacht, erzählt er auch, es habe ihm geträumt, er läge auf einer weichen Rasen-

senbank in einem schönen Garten, und werde von einer giftigen Schlange plötzlich am Beine gestochen. Dies war eben der Ort, wo ihn die Feder stach; weil er aber diesen Zufall, der im Schlafe schon so wenig Klarheit hatte, beym Erwachen nun völlig vergessen hat, so hält er vielleicht gar seinen Traum für etwas sonderbahres. Es würde eben so leicht gewesen seyn, bey Gelegenheit eben dieser Kleinigkeit, Träume von Zweykämpfen, Mordthaten, und ganzen Trauerspielen, durch Hülfe der Einbildung hervorbringen: denn alles, was in dem Begriff einer schmerzhaften Empfindung verwandt ist, kann der Seele hierbey wieder im Schlaf einfallen.

§. 6. Träume sind klare Bilder der Phantasie im Schlaf §. 5. da nun alle einmahl zur Klarheit erhobene Würkungen unsrer Seelenvermögen, um so viel lebhafter und stärker werden können, je weniger sie von den äussern Empfindungen unterbrochen und geschwächet werden, so ist hieraus handgreiflich, warum die Träume, bey der Dunkelheit unsrer äussern Empfindungen, eine so starke und lebhafte Klarheit haben können, daß wir im Traume uns einbilden, wir wachen, und daß wir um so viel lebhafter träumen, je fester wir schlaffen. Da ferner die Einbildung nach ihrem §. 5. erklärten Gesetze, von einer Reihe Bilder, auf die andere damit verwandte springen kann, so sehen wir, daß ein Hauptraum,

daß ich so rede, eine Menge von Nebenträumen hervorbringen kann; obgleich im Grunde jeder Haupttraum aus einer Empfindung entspringen muß, und die Reihe der Träume immer durch eine neue Empfindung unterbrochen wird. So kann der Traum von der Schlange im Garten, einen Nebentraum von einer Reise nach dem Spaabrunnen hervorbringen, wenn man nach Gelegenheit des Gartens, auf den Capucinergarten in Spaa u. s. w. verfällt, davon man ohnlängst gelesen hat. Ich muß nähmlich hier die bekannte Erfahrung erklären, nach welcher uns auc. die Geschäfte des Tages auch im Traume am meisten zu beschäfftigen pflegen. Nichts ist leichter als diese Erklärung. Die Empfindungen des Tages werden alle zu Einbildungen §. 5. je häuffiger nun ein gewisses Geschäft von uns getrieben wird, und je neulicher wir dasselbe vor dem Schlafe getrieben haben, mit je mehrern andern Begriffen ist es in der Seele verbunden, und gleichsam verwandt worden, und je neuer ist noch die Kraft desselben: desto häuffiger also hat die Einbildung Anlaß, dies Geschäffte auch im Traume zurück zuruffen, und desto klärer werden wir davon träumen können. Es ist daher kein Wunder, daß der Sachwalter von Acten, und manches Frauenzimmer vom Putz träumet. Beyde wissen oft nichts wichtigers in der ganzen Natur der Dinge.

§. 7. Einbildungen im Schlafe, die eine grosse Stärke und Lebhaftigkeit haben, sind im Stande, das Gedächtniß, den Witz, das Urtheil, die Vorsehung, e) ja alle untre Erkenntnißvermögen rege zu machen, denn die Psychologie lehrt, daß diese Vermögen alle, theils durch die Einbildung entstehen, theils aber sich doch wenigstens mit den Bildern der Phantasie beschäftigen können. Hieraus läßt sich erklären, warum wir im Traume uns der Dinge erinnern, sprechen, witzige und schalckhafte Einfälle haben, dichten, Vergnügen oder Verdruß empfinden können. Da auch durch jede sehr lebhafte Beurtheilung oder Erkenntniß des Guten und Bösen, Leidenschaften erregt werden können, so ist es kein Wunder, daß wir im Traume, Freude, Zorn, Haß, Liebe u. s. w. empfinden. Da ferner Affecten in Bewegungen des Cörpers ausbrechen können, so sind hieraus alle die seltsamen Erscheinungen zu erklären, wenn wir Leute von starker Phantasie in der Hitze ihrer träumerischen Leidenschaften, laute sprechen, zanken und lachen hören, oder, wenn wir sie gar, in der unglücklichen Krankheit, die wir Mondsucht nennen, aufstehn und auf die Dächer klet-

e) Von der Vorhersehung der Träumenden, wird näher gehandelt in der lateinischen Schrift, De facultate animae diuinatrice.

klettern sehn. Die Anmerkung der Naturkündiger, daß die Träume der Menschen sich nach ihren verschiednen Gemüthsarten, und cörperlichen Temperamenten unterscheiden, ist aus eben diesen Gründen gar nicht ungereimt. Denn da wir im Traume der Begierden und Leidenschaften fähig sind, diese aber sich nach den Gemüthsarten und Temperamenten richten, so dünkt michs gar nicht fremde, daß, so zu reden, der Leibtraum eines sanguinischen Menschen von flüchtigem Blute, das Lauffen, Reuten oder gar Fliegen zu seyn pflegt, und daß hingegen der Modetraum eines verschleimten Flegmaticus das Kriechen oder im Sande waten ist.

§. 8. Die allerschlechteste Seite, auf welcher sich die Träume nur immer betrachten lassen, ist, daß sie einen wahrhaften Schlaraffenlande ähnlich scheinen. Dies rührt hauptsächlich daher, weil die Empfindungen, woraus sie entspringen, zu wenige Klarheit haben, als daß wir sie in einzeln Fällen zur Erklärung unsrer Träume sollten brauchen können. Wir glauben daher, daß die Träume gar von ohngefehr, so wohl überhaupt, als nach ihren einzeln Theilen, entstehen, welches gleichwol irrig ist §. 4. Denn es hat in der Natur alles, bis auf die Träume, seine Gesetze und Ordnungen. Auf der andern Seite hat im Traume, allerdings die

Phan-

Phantasie, und überhaupt das untre Erkenntnißvermögen, diese eigentliche Quelle aller Chimären und Irrthümer die größte Stärke §. 7. Der Verstand hingegen, die Vernunft, und sonderlich das deutliche Urtheil, würde ein kläreres Bewustseyn unsrer selbst erfordern, als der Schlaf zuläßt §. 3. Daher ist es gewiß, daß im Traume unsern lebhaftesten Gedanken und Handlungen gleichsam der Regent fehlt, der dieselben zu beurtheilen, zu ordnen, zu wählen oder zu verwerfen weiß, wenn wir wachen, und bey uns selber sind. Dies ist der Ursprung aller der Abentheuer, die uns im Traume so wichtig, und bey der Wiederkehr unsrer Vernunft so lächerlich scheinen. Das Leben manches wachenden Thoren ist schon so voller Ungereimtheit; wer wird sichs daher bey den Träumen wundern lassen, wenn sie uns plötzlich in die ehrwürdigste und schönste Gesellschaft führen, uns aber eben so plötzlich dabey entdecken, daß wir im Nachtzeuge sind.

§. 9. Ich kann diesen ganzen Aufsatz vielleicht mit keiner wichtigern Betrachtung beschliessen, als mit dem bekannten Grundsatze der Sittenlehre, daß selbst unsre Träume, auf eine mittelbare Art der Freyheit unterworfen, und also der Zurechnung, der Belohnung und Straffe fähig sind. Dies ist daraus zu begreiffen, weil die Träume nichts an-

ders, als natürliche Folgen der Empfindungen und Einbildungen sind, die wir wachend und also bey dem völligen Gebrauch unserer Freyheit haben. §. 6. f) Der Tugendhafte genießt also die Frucht seiner Tugend, wenn er die Empfindungen der Gottesfurcht, der Großmuth und Menschenliebe, die sein Tagewerk sind, auch im Traume fortsetzt. Das Laster hingegen wird dadurch doppelt strafbar, wenn es seine Uebelthaten auch so gar im Traume noch wiederhohlet. Endlich kann überhaupt der so unscheinbare Zustand, den wir Schlaf nennen, dadurch ein wichtiges Ansehen bekommen, daß wir ihn mit Recht in dem alten Sprüchworte einen **Bruder des Todes** nennen. Die Aehnlichkeit zwischen beyden ist deswegen von selbst sehr sichtbar, weil wir so wohl den Schlaf, als den Tod an der Verdunklung unsrer äussern Empfindungen erkennen, §. 3. und weil beyde die innre Würksamkeit unsres unsterblichen Geistes nicht aufheben §. 4. Die Weltweisen haben bey dieser Gelegenheit, mit sehr erhabenen Betrachtungen der Vernunft, die Aussprüche des Glaubens bestättigt, in welchen der Tod der Tugendhaften ein Schlaf heißt. Unser ganzes Leben kan Vortheil davon haben, wenn wir den Schlaf oft auf dieser Seite betrachten.

Die

f) Von der Freyheit dieser Empfindungen, siehe Bilfingers Dilucid. §. 250.

* * *

Die Veranlassung zu diesem Aufsatze giebt die Gedächtnißrede, welche dem hochverdienten Coburgischen Gottesgelehrten Herrn Johann August Stempel zu halten ist. Der Verfasser derselben

Johann Georg Purmann

aus Königsberg in Franken, einer unsrer fleissigen, und der öffentlichen Wohlthaten würdigen Studenten wird lateinisch von der Selbsterkenntniß eines Gelehrten handeln: und wir ersuchen alle Gönner und Freunde der Wissenschaften, wie auch die hiesigen Studierenden ihn geneigt zu hören. Coburg, den 9ten des Christmonaths 1751.

Philosophische Gedanken von der Anmuth der Neuigkeit 1753.

§. I.

Wenn ein Stück der gemeinen menschlichen Erkenntniß durch Kunstworte, Erklärungen, Erweise und Lehrgebäude, erst einer gewissen Facul-

tät einverleibt worden ist, so scheint es zu weilen eine eben so nützliche Arbeit zu seyn, diese Eekenntniß von den Cathed rn und Lehrbüchern wieder in das menschliche Leben zurück zu bringen. Man ist nämlich selbst unter den Gelehrten sehr geneigt, einer Wissenschaft, und einer gewissen Anzahl von Bänden, gleiche Schranken anzuweisen, und welches vielleicht noch schlimmer ist, eins von diesen beyden nie ohne das andere zu brauchen. Die ganze Encyclopaedie der menschlichen Vernunft scheint uns oft nicht weiter zu gehen, als einige alte Hefte, woraus wir selbst gelernet haben, woraus wir, wenn es ein Verhängniß so fügt, andre wieder lehren, worüber wir, im Fall wir Schriftsteller sind, Abhandlungen schreiben. Dieser Geschmack ist zu transcendentalisch, wenn ich so reden darf, und zu paedantisch zug eich für unsre Zeiten. Man zieht die Gelehrsamkeit von der Ausübung und dem Leben zu weit zurück, wenn man kein Gelehrter seyn kann, ohne hochgelahrt zu thun; und man hat in dem grossen und unendlichen Reiche der Erkenntniß und Wahrheit selbst zu wenig Eigenthum, wenn man ihre Grenzen zu eng setzt, wenn man nichts weiter in die Wissenschaft zu ziehen weiß, als was ohne uns schon längst dahin gehörte. Der Geist der Freyheit, des eignen Nachdenkens und der Erfindung, ist vielmehr

mehr die Seele der wahren Gelehrsamkeit; man äussert diesen Geschmack aber dadurch zuweilen am meisten, daß man über Dinge philosophirt, die nach der Schulbedeutung dieses Worts nicht weniger, als Philosophie sind. Eben dieß dünkt mich, ist unter andern auch das Verdienst der moralischen Werke, und der philosophischen Abhandlungen aus den schönen Wissenschaften, davon dieß Jahrhundert voll ist. Die erstere Art von Schriften ziehet das Nachdenken und Urtheil bis auf die Sitten, bis in die Thorheiten und Kleinigkeiten des Lebens herab: der leztern Art aber ist die Wahrheit, Deutlichkeit und Gewißheit so glücklich in die Chöre der Musen und Gratien nachgefolgt, daß man, ohne eine sehr grobe Unwissenheit zu verrathen, die Frage nicht mehr aufwerfen darf, ob die Theorie der schönen Wissenschaften, ob die Rhetoric und Poetic ein Stück der Philosophie sey. Die Betrachtungen über die Anmuth der Neuigkeit, welche diese Blätter enthalten sollen, werden in eben dieses Feld gehören. Nach der Beschaffenheit ihres Titels würde es Glück genug für sie seyn, wenn sie dasjenige selbst einigermassen an sich hätten, wovon sie handeln.

§. II. Wenn man sich ein Wesen vorstellt, welches alle mögliche Gegenstände nach allen ihren

möglichen Bestimmungen in unabwechselndem Lichte auf einmal denkt; so begreift man zu eben der Zeit, daß es in Absicht dieses Wesens nichts Neues geben kann. Ein so göttlicher Verstand übersieht die ganze Gegenwart zugleich. Die gesamte Zukunft zeigt sich ihm schon eben so umständlich und vollkommen, als sie selbst durch ihr Daseyn einmal werden wird, und die ganze Reihe des Vergangenen verliehrt dadurch in seiner Erkenntniß nichts, daß die Dinge selbst da zu seyn aufgehört haben. Die Allwissenheit breitet hier einen ewigen, gleich heiteren Tag aus; und da sie nur alle mögliche Gegenstände auf einmal faßt, so haben alle mögliche Veränderungen derselben auf sie weiter keinen Einfluß. Diesem zufolge ist die Neuigkeit eine Erscheinung, die nur in der endlichen und eingeschränkten Erkenntniß zu suchen ist; und eben dies muß uns die Gründe geben, ihre Entstehungsart zu erklären. Die Erfahrung lehrt, daß unsre enge Einsicht nicht nur viele Sachen ganz ausschließt, sondern, daß sie auch, was sie noch faßt, nur in einer gewissen Folge und Abwechslung der Gedanken zuläßt. Daher rührt sowohl unsre Unwissenheit, als unsre Vergessenheit und Zerstreuung; Fehler, die uns unsre Natur nothwendig machte, die sie aber zugleich mit einer glücklichen Art von Vergeltung, in Quellen der

Neu-

Neuigkeit und des Vergnügens für uns verwandelte. Tausend und noch tausend Millionen von Gegenständen liegen in dem unendlichen Gebiethe der Natur und Wahrheit in Bereitschaft, und machen gleichsam auf unsre Erkenntniß Anspruch. So oft uns einer derselben zum erstenmal aufstößt, verbinden wir mit dem ersten Bewußtseyn desselben, auch die Erkenntniß unsrer bisherigen Unwissenheit. Wir denken die Sache, als bisher von uns noch nicht gedacht, und eben dieser Nebenbegriff des Ungedachten, daß ich so rede, giebt der Sache in unsern Augen die Neuigkeit. In einem andern Falle ward eine vielleicht längst von uns gedachte Sache, durch eine Reihe klärerer und lebhafterer Bilder verdunkelt. Ihre Eindrücke verloschen gleichsam unwiederbringlich. Sie selbst kommt endlich wieder, aber als eine Unbekannte. Wir verbinden mit ihrer Vorstellung den obgedachten Nebenbegriff gleichfalls, die Sache wird neu, aber durch ein Irthum. Ich will dieser Erklärung zwo Folgen beyfügen. Einmal, es giebt immer um so viel mehr neues für uns, je unwissender oder vergeßlicher wir sind. Dies sind der Thorheit süße Rechte. Ein Unwissender gleicht bey jedem Fortgange seiner Erkenntniß einem, der vom Schlafe aufwacht. Er betrachtet die Natur mit grossen Augen, weil die Dunkel-

heit seines eignen Verstandes ihm den Wechsel eines jeden nachfolgenden Lichtes desto merklicher macht. Die Vergessenheit ist eine Art der Unwissenheit, welche aus der Verdunkelung einer vorgehabten Erkänntniß erwächset. Sie läßt daher in der wiederkehrenden Erkenntniß um viel eher das Neue zu, je stärker sie selbst war, das heißt, je mehr sie die schon vorgehabte Einsicht verdunkelt hatte. Daher rührt es, daß zerstreute, vergeßne, und unbelesne Leute den Umgang und die gelehrte Welt auf gleiche Art belustigen. Sie glauben, die anziehendsten Neuigkeiten zu sagen, wenn sie wiederholen. Sie wiederholen aber, was tausend andere, und zum Unglück, was sie selbst schon gesagt haben. Hiernächst erhellet aus dem obigen, daß die Neuigkeit sich nur verhältnißweise denken lasse. Schlechterdings neu und ungedacht ist nichts in der ganzen Natur der Dinge, denn wenigstens der Allwissende denkt es. In der endlichen Erkenntniß geniesset eine Sache dieses Vorzugs immer um so vielmehr, auf je mehrere unwissende Köpfe sie trifft. Ja da die Erkenntnißvermögen hier so unendlich verschieden und ungleich sind, so ist eine und eben dieselbe Sache tausenden vielleicht alt, und tausend andern neu; Oder wenn man in jeder Sphäre der Erkenntniß die Unwissenden für den größten Haufen hält, so

darf

darf man es wagen die neue Seite an einem, jeden nur etwas ungemeinen Gegenstande, für grösser zu halten als die alte. Wenigstens scheinen die Schriftsteller hierauf Staat zu machen, wenn sie neue Wahrheiten mittheilen. Sie setzen sich selbst auf eine gewisse Höhe, und schliessen, so oft ihre eigene Einsicht erweitern, mit einigem Rechte: wie viel mehr wird dies der übrigen Welt neu seyn. Man wird ohne mich begreifen, daß in einer ganzen gelehrten Welt, dies Recht nur Geistern der ersten Größe zukommen könne: vielleicht hat man aber auch bemerkt, daß eben diese bey dem Gebrauch desselben am bescheidensten sind.

§. III. Wenn von den Gemüthsvermögen die Rede ist, die sich mit dem Neuen beschäftigen können, so sind sie es alle ohne Ausnahme. Sinne, Einbildung, Vorsehung, Witz, Scharfsinn, Gedächtniß, Urtheil, Verstand und Vernunft sind eingeschränkt und der Vergessenheit unterworfen. Der gegenwärtige, der vergangene und künftige Zustand der Welt also, das Reich der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, der Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, ja an einem jeden Gegenstande der Inbegrif seiner Bestimmungen, seiner Verhältnisse und Verbinduugen mit allen übrigen, giebt uns eine unermeßliche Aussicht von Dingen, die

die wir entweder gar nicht erkannt, oder wieder aus der Acht gelassen haben. Die gesamte Schöpfung schimmert also unaufhörlich für uns mit einem gewissen Glanze der Neuigkeit; ja da uns ihre allernatürlichste Leitung auf ihren unendlichen Urheber selbst zurück führt, dessen Wesen in dem Inbegriffe aller nur möglichen Vollkommenheiten besteht, und für uns um so viel unermeßlicher seyn muß, je eingeschränkter wir selbst sind, so erhellet hieraus so wohl, daß der Umfang des Neuen für uns unerschöpflich ist, als auch, daß unsre ganze Seele zu einem gewissen Fortgange der Erkenntniß eingerichtet ist, dem die Ewigkeit selbst keinen Stillstand gebiethen kann. Was ich von unsern Einsichten gesagt habe, gielt aus eben den Gründen auch von unsern Begierden. Unerschöpfliche Quellen immer neuer Vergnügen oder Mißvergnügen, verschaffen unsrer Glückseligkeit oder Unglückseligkeit, durch alle unser Erkenntnißvermögen gleichsam einen Zugang; und wenn wir die unaufhörliche Dauer unsrer denkenden Kraft voraussetzen, so begreifen wir die Möglichkeit ihrer Seeligkeit oder Unseeligkeit auch daher, weil der Stof ihrer Erkenntniß und Begierden, mit den Gründen ihres Vergnügens oder Mißvergnügens ins unendliche fortläuft. Der erhabene Gedanke der Weltweisen und Gottesgelehrten, daß die Erkennt-

kennt-

kenntniß und der Genuß des höchsten Guts den Fortgang der beständigsten und reinesten Vergnügungen gewährt, läßt sich hiermit sehr wohl verbinden; da die Vollkommenheiten des Höchsten unendlich und ihm wesentlich sind, da sie für seine Freunde alle nur mögliche Quellen der Seeligkeit zusammen fassen, und da sie unaufhörlich in nichts anders, als neue Vergnügungen für dieselben ausfliessen können.

§. IV. Ausser dieser allgemeinen Fähigkeit der Seele, durch Entdeckung des Neuen ihre Einsicht zu erweitern, scheint einem gewissem Vermögen, dies Amt vorzüglich übertragen zu seyn. Wir entdecken das Neue an einer Sache, in sofern wir sie als bisher, von uns gedacht denken §. 2. Wir unterscheiden also ihren Begrif von unsern bisher gehabten klaren Begriffen, welches auch selbst unsre natürliche Sprache in diesem Falle beweiset. Unerhörte Dinge! Dinge dergleichen wir unserer Tage noch nicht gesehen! sind hier die gewöhnlichen Ausruffe. Das Vermögen, die Verschiedenheit der Dinge wahrzunehmen, heissen wir Scharfsinn. Eben dies Vermögen also spielt hauptsächlich, so oft wir das Neue wahrnehmen. Empfindung, Witz, Urtheil, die Kraft zu dichten, nebst der Vorhersehung können Gegenstände entdecken, die wir gar nicht, oder wenigstens nicht auf eine gewisse Art gedacht haben;

der

der Scharfsinn aber, indem er dieselben von denen uns bekannten Dingen unterscheidet, giebt uns eben dadurch das Bewußtseyn ihrer Neuigkeit. Man kann sich dies durch das Gegentheil an stumpfen Köpfen am besten erläutern. Dies sind eben solche, denen die Unterscheidungskraft fehlt, die eine Sache nie anders als im Ganzen denken, ohne sie zu zergliedern, die etwas zum erstenmale in ihrem Leben sehen können, ohne sich bewußt zu seyn, daß es das erstemal ist, ja die endlich wenig neues weder in dem Leben, noch in den Wissenschaften antreffen, weil sie allemal schon etwas im Andenken haben, mit welchem das vorgegebene Neue ihrer Meynung nach einerley ist. Mich dünkt, die Matronen, welche bey jeder neuen Mode ein Stück Alterthum aus ihrer Jugend anzuführen wissen, welches dieser Mode gleich war, haben weit öfter Recht, als manche veraltete Gelehrte, welche, seit sie die Universität verlassen haben, in der ganzen Gelehrsamkeit nichts neues finden können. Der große Leibnitz erfand sein System von den Monaden. Ein Conrector fand alle diese Monaden in den uralten Puncten des Zeno, und sahe in dem ganzen System nichts, als neueröfnete eleatische Gräber*. Ist es möglich? Ein kleiner Stolz und ein unberufner Eifer für die Zu-

läng-

*) Walthers neueröfnete eleatische Gräber.

länglichkeit unsrer ersten Einsichten, macht uns gegen die Ausbreitung der Wahrheit selbst rebellisch. Auf eine hitzige Lernbegierde unsrer gelehrten Jugend, folgt zuweilen diese Schwachheit unsers gelehrten Alters.

§. V. Es ist eine sehr altägliche Erfahrung, daß die Empfehlung der Neuigkeit, die größte und zuverläßigste ist, welche man einer Sache nur jemals an das menschliche Geschlecht mitgeben kann. Erinnert es an die größten und wichtigsten Sachen, die ihm alltäglich sind; ihr scheint den Beyfall der Vernunft zu erwarten, aber dieser ist langsam. Zeigt ihm eine neue und unerhörte Sache; ihr setzt seine ganze Natur in Bewegung, eine jede Kleinigkeit ist der grüne Esel des Herrn Gellerts. Meine Absicht ist, die Gründe dieser Erscheinung anzugeben. Zuförderst ist überhaupt bekannt, daß Nebenbegriffe einer jeden Vorstellung, mit welcher sie verbunden werden, eine gewisse Stärke geben. Je zusammengesetzter ein Begrif ist, mit je mehrern Merkmalen würkt er zugleich auf uns, und je vielfachere Veränderungen richtet er in der Seele an, welches eben seine Stärke ausmacht. Ich dürfte mich hierbey nur auf die Ideen oder Vorstellungen von einzelen Dingen beruffen, wenn es nöthig wäre. Der Begrif eines Selbstmörders überhaupt, wird nie so

stark

stark auf uns würken, als das Bild des Cato von Utica, wenn wir dasselbe mit allen seinen Merkmalen und Umständen zusammen nehmen, wenn wir ihn des Plato Gespräch auf die Seite werfen, sein Schwerdt sich in die Brust stossen, und ihn in seinem Blut auf der Erde sich wälzen sehen. Man ziehe diese kleine Theorie auf unser Vorhaben. Zween Gegenstände sollen sich mir zugleich zeigen, und jeder soll an sich vier Merkmale haben. Ich halte sie beyde gegen meine sonst gehabte Erkenntniß, und finde, sie gehören mit dazu. Es ist was altes, sage ich. Plötzlich entdecke ich an der einen, eine Seite, von der ich glaube sie noch nie bemerkt zu haben. Sogleich bekommt diese Vorstellung den Nebenbegrif des Ungedachten, daß ich so rede §. 2., und da sie vorher mit ihren vier Merkmalen der erstern gleich war, so unterscheidet sie sich jetzt von derselben durch ein fünftes Merkmal, und wird also um so viel stärker, als jene. Man lasse demnach Dinge immerhin gleich groß, vortreflich und nützlich seyn; der Nebenbegrif des Neuen wird in unserer Erkenntniß demjenigen das Uebergewicht geben, an welches er sich anhängt.

§. VI. Doch dieser Grund scheinet nicht stark genug, ein so unbegreifliches Uebergewicht zu erklären, als die Neuigkeit selbst dem unendlich kleinem

zu

zu geben pflegt. Die erhabenste Sache mit tausend edlen Zügen auf der einen Wagschale liegen, eine Thorheit hingegen, mit dem einzigen Nebenbegrife des Neuen und Unerhörten, auf der andern. Der erste Ausschlag unsrer Aufmerksamkeit wird sich fast unfehlbar für die Kleinigkeit erklären. Kann die einzige Betrachtung, daß wir diese Sache noch nicht kennen, hierbey so entschiedend seyn? Man mag also folgende Gründe noch dazu nehmen. Da das Wesen der Seele in ihrer Fähigkeit die Welt vorzustellen besteht, so handelt ihre beständig würksame Kraft ihrer wesentlichsten Bestimmung am gemäßesten, wenn sie unaufhörlich von einer Vorstellung zu der andern übergeht. Dieser Fortgang wird durch die Begierde nach Erkenntniß, welches die erste Anstrengung und gleichsam Spannung einer denkenden Kraft ist, bewerkstelligt. Wollen wir also die Erkenntnißbegierde den ersten Grundtrieb unsrer Seele nennen, so werden wir ihrer Natur gemäß sprechen. Sie ward und würkte zugleich. Diese erste Würkung mußte eine Vorstellung seyn, und die erste Anstrengung oder Begierde ihrer Kraft, wodurch diese Vorstellung gewürkt wurde, war diese Begierde, dieser Trieb zu Vorstellungen und Einsichten, von welchem ich rede. Ich hoffe, man wird mir hiernächst zugestehen, daß dieser erste Trieb der Seele

zugleich der stärkste von allen seyn müsse, da er, eben deswegen, weil er der erste ist, den Grund zu allen den übrigen in sich enthalten muß; ja da er allen unsern Gemüthsvermögen so zu reden den Schwung giebt §. 3. Ist er der stärkste, so muß er, so oft er unmittelbar würkt, die Kraft der Seele in die größte Bewegung setzen, und eine Vorstellung, die durch ihn zunächst bestimmt wird, muß eine grössere Stärke, als alle die übrigen haben. Wir haben hiervon kein kläreres Beyspiel, als an dem Grundtrieb zu unsrer eignen Vollkommenheit. Wo sehen wir schärfer, und wo sind wir würksamer, als wo die Rede von unsern eignen Vergnügen und Vortheilen ist? Die Vortheile andrer leuchten uns nie so helle in die Augen, und setzen uns nie so stark in Bewegung. Der Grund davon ist, weil in jenem Falle der Grundtrieb unsrer Begierden zunächst, in diesem aber nur mittelbar würkt. Eben daher rührt es also auch, daß eine Vorstellung, die den Nebenbegrif der Neuigkeit hat, alle andre an Stärke übertrifft. Die Entdeckung des Neuen macht den eigentlichen Fortgang unsrer Erkenntniß aus §. 2. Dieser wird durch den ersten und stärksten Trieb unsrer Seele, nämlich die Begierde zur Erkenntniß zu allernächst bestimmt. Die Vorstellung des Neuen selbst also, erhält von die-

sem

sem Triebe die größte Stärke. Unsre allgemeine Erkenntnißbegierde, in sofern sie auf bisher von uns ungedachte Gegenstände geht, wird zur Neugier; ich hätte also nach dem allen, so ich gesagt habe, für viele Leute vielleicht verständlicher so gesprochen: Eine jede uns unbekannte Sache würkt deswegen so stark auf uns, weil sie die natürliche Neugier befriediget, welche das erste Triebrad unsrer Erkenntniß ist.

§. VII. Aus der Stärke, welche die Vorstellung des Neuen hat, läßt sich zunächst das Licht der Neuigkeit erklären, welches wir so oft in den schönen Wissenschaften genannt finden. Zu der Stärke einer Vorstellung ist es überhaupt schon genug, wenn sie grosse Veränderungen in uns hervorbringt §. 5. Ist diese Veränderung, welche die Vorstellung des Neuen bey uns würkt, insonderheit ein hoher Grad der Aufmerksamkeit, oder vorzüglichen Klarheit, so bekommt die Vorstellung selbst eben dadurch das Licht der Neuigkeit. Man begreift nicht, welche Veränderung der Begrif des Neuen eher bey uns verursachen könne, als eben diese vorzügliche Klarheit und Aufmerksamkeit. Sogleich bey Erblickung des Neuen, richtet sich die Seele vermöge ihres ersten Grundtriebes mit angestrengter Kraft auf die Vorstellung dieser Sache §. 6. Eine Vorstellung aber, ist immer eine um so viel

grössere Würkung der Seele, je klärer und deutlicher sie ist, und hingegen um so viel kleiner, je dunkler sie bleibt. Je stärker also die Kraft der Seele bey Erblickung des Neuen würkt, je klärer und deutlicher wird sie dasselbe denken, und in je grösserem Lichte wird die Vorstellung desselben glänzen. Eine eingeschränkte Ausmerksamkeit muß allemal auf der einen Seite so viel verliehren, als sie auf der andern gewinnt; denn sie läßt nur einen gewissen Grad der Klarheit zu, in welchem sich die Gegenstände theilen müssen. Reißt nun ein neuer Gegenstand den größten Theil dieses Lichts an sich, so verdunkelt er alle die übrigen, und bemächtigt sich auf eine Zeitlang unsrer ganzen Einsicht. Den Zustand der Seele, in welchem das Licht der Neuigkeit alle übrige Gegenstände verdunkelt, hätte ich Lust das Erstaunen zu nennen; welches nicht viel anders als eine Art von kurzer Berauschung der Seele ist, welches in den offenherzigen Zügen eines einfältigen Gesichts so belustigend ist, welches die stolzen Klugen hingegen so sorgfältig zurückhalten, um ihre bisherige Unwissenheit nicht zu verrathen. Die Seele ist in dieser Versassuug, mit einer Sache durchaus erfüllt. Sie schweift gleichsam für allzugrosser Neubegier aus, und vergißt darüber zuweilen den Mund ihres eignen Leibes zuzuschliessen.

§. VIII.

§. VIII. Ich habe noch einen Schritt zu dem Hauptbegrif dieser Abhandlung zu thun. Die Erfahrung lehrt, daß der Begrif des Neuen ausser seiner Stärke, und ausser dem Lichte der Neuigkeit, auch noch ein ausnehmendes Vergnügen giebt. Was hätten sonst die fast ins Unendliche erweiterten Wissenschaften, die Büchersäle, die Reisen, und alle die vielfältigen Verbindungen mit der großen Welt in den Augen vieler tausend Menschen für Anmuth, wenn es nicht die unaufhörliche Abwechslung von Neuigkeiten wäre? Was aber ist auch leichter zu erklären, als dieses Vergnügen? Das Neue stellt sich uns allezeit mit dem Nebenbegriffe dar, daß wir es bisher noch nie gekant haben §. 2. Es gewährt uns also eine Erweiterung der Erkenntniß, die dem Haupttriebe unsrer Natur gemäß ist §. 6. Diese Erweiterung unserer Einsicht so wohl, als diese Uebereinstimmung unsrer Handlung mit einem Grundtriebe unsrer Natur, giebt uns eine Art von Vollkommenheit, deren Bewußtseyn ein Vergnügen hervorbringeu muß. Diese Gründe des Vergnügens machen an einer bisher unbekannten Sache die Anmuth der Neuigkeit aus. Da dieselbe auf denen Vollkommenheiten, welche die Einsicht des Neuen gewährt, beruhet, so ist klar, daß die Beurtheilungskraft oder das Vermögen die

Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten zu denken, dabey im Spiel ist, daß der Mangel dieses Vermögens so wohl als oben, des Scharfsinnes §. 4. das Vergnügen, so uns sonst das Neue giebt, vermindern kann; und daß endlich die Feinigkeit und Empfindlichkeit beyder Vermögen uns auch gegen die Anmuth der Neuigkeit empfindlich machen muß. Ein stumpfer Kopf ohne Empfindung und Geschmack machet von manchen Regeln der Natur gleichsam eine Ausnahme. Er ist zu langsam, das Neue zu unterscheiden und zu fühlen, ehe dasselbe veraltet. Er ist zur Schadloshaltung aber auch zufrieden, wenn er nur Stunden-lang auf einem und eben denselben Ort sehen darf. Endlich wird sich nun die ganze Stärke des Neuen hier bestimmen lassen. Es strengt nicht nur die Kraft der Seele an §. 6; es breitet eine gewisse Heiterkeit in der Erkenntniß derselben aus, und macht sie zuweilen bis zum Erstaunen aufmerksam §. 7; es vergnügt endlich und schmückt die Gegenstände mit einem gewissen Reitze, der dem Fortgang unsrer Erkänntniß als ein beständig frischer Sporn von der Natur zugegeben ist, und selbst in unsrer Glückseligkeit und Unglückseligkeit einen starken Einfluß hat §. 3.

§. IX. So reitzend das Neue in unsrer Erkenntniß ist, eben so geschwind pflegt dasselbe oft

zu

zu veralten. Die Gründe dieser Erfahrung sind folgende. Der Nebenbegrif des Neuen an einer Sache dauert nur, so lange wir dieselbe als bisher ungedacht vorstellen §. 2. Zugleich erweckt dasselbe unsern Scharfsinn, unser Urtheil und überhaupt die Aufmerksamkeit unsrer Seele §. 4, 7. 8. und stellt sich unsrer Betrachtung auch in Absicht seiner übrigen Eigenschaften desto mehr bloß, je stärker es die Erkenntnißkraft der Seele gleichsam aufbiethet §. 6. Wir wollen dieses Phaenomenon die critische Aufmerksamkeit nennen, welche in der Welt so merklich ist, welcher unter dem Pöbel alles bis auf ein neues Kleid und ein neu paar Schuschnallen ausgesetzt ist, und für welcher selbst der Autor, dieses sonst so unerschrockene Geschöpf erzittert, wenn er seine erste Vorrede schreibt. Je schärfer wir nun Gegenstände von einem eingeschränkten Umfange betrachten, je eher erschöpfen wir dieselbe, und machen uns nicht nur völlig bekannt, was uns an ihnen unbekannt war, sondern übersteigen dieselben sogar mit unsrer Erkenntniß, und sehen über sie gleichsam hinaus. Sogleich fällt der Nebenbegrif des Ungedachten hinweg, die Anstrengung der Seele läßt nach, das Licht der Neuigkeit verlöscht, die Anmuth ist verflogen, und die Sache also überhaupt in unsern Augen veraltet §. 2, 6, 7, 8.

Man nehme hierzu noch die Geschwindigkeit unsrer Gedankenfolge, und die Manigfaltigkeit eben dieser Gedanken, deren ich §. 2, und 3 erwähnt habe. Vorstellungen von unzähliger Art überwerfen sich gleichsam miteinander, und dies zwar um so viel schneller, je lebhafter wir von Natur sind, und je mehr wir die Kraft der Seele anstrengen. Die Feder einer Uhr erläutert uns dies schon, welche um so viel geschwindere Schläge hervorbringet, je mehr wir sie anziehen. Setzt nun in dieser Mannigfaltigkeit und geschwinden Folge der Gedanken, daß der gegenwärtige beynahe auf jetzterwähnte Art erschöpft ist, der Nachfolgende aber das Licht der Neuigkeit erst bekommt, so muß der folgende immer den ersten um so viel geschwinder gleichsam auslöschen §. 7; und das Neue kann bey uns selbst in dem Maasse geschwind veralten, als wir neugierig sind, und an den Dingen nichts weiter suchen, als das Neue §. 6. Dies kann uns noch die Betrachtung der Sittenlehrer erklären, daß die Neugier vieler Menschen aus Leichtsinnigkeit herrühren, und in den lächerlichsten Geist der Kleinigkeiten verfallen kann. Eine Sache kann ausserdem, daß sie neu ist, noch viele edle und große Beschaffenheiten haben §. 2. Gewöhnt sich nun unsre Aufmerksamkeit allein an das Neue so stark, daß sie sich den übrigen

gen Beschaffenheiten eines Dinges darüber entzieht, so wird unsre Neugier zwar mit unglaublicher Würksamkeit von einem Gegenstande auf den andern fallen, und dem jeden Augenblick veraltenden Neuen nachlaufen; weil sie aber viele, ja vielleicht die meisten übrigen Beschaffenheiten der Sachen aus der Acht läßt, und also die Gegenstände verdunkelt, ohne sie weder klar genug gedacht, noch nach ihrem Verdienst begehrt oder verabscheut zu haben, so verfällt sie eben dadurch in den Fehler, den wir die Leichtsinnigkeit nennen. Ja, da das Neue oft die kleinste und schlechteste Beschaffenheit einer Sache, zum Exempel eine kleine Zufälligkeit, oder ein übrigens sehr unbeträchtliches Verhältniß seyn kann; die größten und edelsten Eigenschaften derselben aber vielleicht das Licht der Neuigkeit nicht allemal haben, §. 7. so kann eine leichtsinnige Neugier keine natürlichere Folge nach sich ziehen, als den Geist der Kleinigkeiten, oder die Neigung geringere Gegenstände der Erkenntniß mit Hintansetzung grösserer zu wählen. Der Geschmack der grossen Welt so wohl, als derjenigen, die sich mit dem Bücherlesen abgeben, macht sich oft beyder Fehler schuldig. Eine gleichsam hüpfende und gauckelnde Neugier jagt das schöne Geschlecht und die kleine Herren von einer Bandschleife oder von einer Stadtzeitung zu der andern,

und den geneigten Leser von einer elenden Schrift in die andere. In beyder Augen ist das ganz mögliche Verdienst einer Sache, daß sie neu ist. Der vernünftigen Wißbegier geht das Urtheil zur Seiten. Sie wählet so viele, so große und nützliche Gegenstände der Erkenntniß, als möglich ist. Ihre Augen sind schnell und scharfsichtig genug der Wahrheit eine neue Seite abzugewinnen, wenn sie gleich für die übrige Welt veraltet ist.

§. X. Die stärkste Anwendung, welche von allen diesen Grundsätzen gemacht wird, betrift die Redekunst, die Dichtkunst, und überhaupt, die schönen Wissenschaften. Ein Verfasser, der Lehrgebäude schreibt, thut nach dem Lauffe der Welt fast etwas überverdienstliches, wenn er etwas neues sagt. Man übersieht hier die Wiederhohlung mit Billigkeit oder wenigstens mit Beyleid. Ein Redner hingegen, ein Dichter, ein schöner Geist soll schlechterdings etwas Neues sagen. Seine Gedanken, von seinen Beschreibungen an, bis auf seine Scherze, die Wendungen derselben, der Ausdruck, ja die Schwünge der Perioden, das Sylbenmaß und die Versarten sollen neu seyn. Die Welt fordert es, und sie wählt nicht übel zu ihrer Absicht, denn sie will unterhalten seyn, sie will die Aufmerksamkeit erweckt, und den Geist belustigt haben; dies alles aber gewährt ihr das Neue.

Neue. Der Schriftsteller zieht sich dabey am besten aus der Sache, wenn er zu allerförderst nach den Regeln seiner Kunst selbst schön denkt. Wegen der allgemeinen Verschiedenheit aller nur möglichen Köpfe, und ihrer eigenthümlichen Arten zu denken, ist dies ein weit sichrer Weg, etwas Neues zu erfinden und der Welt mitzutheilen, als der Gebrauch der allerfleißigsten Collectaneen, und der ältesten Urkunden des menschlichen Witzes. Das Alte selbst wird wenigstens einen neuen Schwung bekommen, wenn es durch einen solchen Kopf geht, und die weiteste Belesenheit wird ihm nur Anlaß, nie aber eben den völligen Stof geben. Wahrheit, Geschmack und Witz wird ihn auf dieser edlen Laufbahn um so viel weniger verlassen, wenn er hiernächst selbst durch eine feine Nachahmung der treflichsten Vorbilder sich zum Originol zu machen weiß, und wenn seine Werke, ausserdem daß sie überhaupt schön sind, sich durch gewisse eigenthümliche Meisterzüge auszeichnen, durch welche sie vorzüglich seine werden. Die treflichsten Vorzüge der Schriftsteller, und ihre reizendste Neuigkeit besteht in dergleichen schönem Idiotismus.

*
* *

Diesen Aufsatz veranlasset die jährliche Gedächtrede auf den Hochverdienten Coburgischen Gottesgelehrten

lehrten Herrn Johann August Stempel. Einer der hiesigen Studierenden Georg Friedrich Sebald von Heldburg in Franken, wird in derselben lateinisch von den Vortheilen handeln, welche die Römische Beredsamkeit von den Römischen Staatsverfassungen erhalten hat. Wir ersuchen alle hohe Beförderer Gönner und Lehrer der Wissenschaften, wie auch die Bürger unsers Gymnasii, ihn geneigt zu hören. Coburg, den 31sten August, 1753.

Philosophische Gedanken
von
angebohrnen Begriffen,

bey Gelegenheit
der jählichen
Stiftungsfeyer
des
Hochfürstl. Sächs. academ. Gymnasii
zu Coburg,
1754.

§. I.

Es ist ein sehr natürliches Schicksal der menschlichen Meinungen, daß sie ihre Gestalt von Zeit zu Zeit ändern müssen. Wir nahmen sie eben deßwegen auf ein Gerathewohl an, weil es nur Meinungen waren, und ihre Wahrheit so wohl als ihre Falschheit war in Absicht auf uns unverdienstlich; wir verwerfen sie also eben so leicht, als wir sie angenommen hatten, wir setzen andre an ihre Stelle, oder wir untersuchen ihren wahren Gehalt, wenn

wenn wir dazu vernünftig genug sind. Die Wissenschaften selbst sind in dem Maaße mehr oder weniger unvollkommen, als sie mehr oder weniger Meinungen in sich enthalten. Wenn dies eine Demüthigung für den Verstand ist, so ist es zu gleicher Zeit ein Vergnügen für die Einbildung und den Witz. Die Gelehrtengeschichte würde zu einförmig und spröde seyn, wenn sie nur lauter Lehrgebäude voller Deutlichkeit und Gewißheit zeigte; Sie zeigt, um weit sichrer zu gefallen, nebst dem Ursprunge, Wachsthum und Verfalle der Wissenschaften, die Abwechslungen und Widersprüche der gelehrten Meinungen, und die unendlichen Zwistigkeiten der Gelehrten selbst. Man sagt, es ist kein Satz so widersinnig, den nicht irgend ein Philosoph sollte verfochten haben; es kann seyn. Vielleicht aber haben tausend paradoxe Sätze auch nur eines gewissen Lichts nöthig, um erträglicher zu werden. Ich will hier nur der Lehre vom Ursprung unsrer Begriffe gedenken. Aristoteles vergleicht die menschliche Seele mit einer überstrichenen Wachstafel, die im Grunde schon alle die zarten Züge der Erkenntniß und Wissenschaft in sich enthält. Erfahrung, Unterricht und Fleiß öfnen diese überstrichnen Züge nur; und es ist selbst, nach des Plato Meinung, weiter nichts als eine Erinnerung, was uns eine Erfindung und Entdeckung neuer Wahrheiten zu seyn

scheint

scheint 1): Des Cartes hält wenigstens einige Begriffe für angebohren. Er rechnet die ersten Grundsätze der ganzen menschlichen Erkenntniß, und hauptsächlich den Begrif von dem Daseyn Gottes dahin 2). Locke bestreitet alle diese angebohrnen Begriffe auf einmal. Er hält die Empfindung und natürliche Folge unsrer Gedanken für die erste Lehre-rinn unsres Geschlechtes 3); und die scharfsinnigsten unter den Neueren geben ihm darinn Recht, daß der vorgegebene angebohrne Begrif eines Gottes keinen unumstößlichen Beweisgrund für das Daseyn des höchsten Wesens abgebe 4). Leibnitz und Wolf sind in ihren Lehrgebäuden einen Weg gegangen, der sie nur zufälliger weise, bey den angebohrnen Be-griffen

1) Die Stellen des Plato, welche diese Grundsätze enthalten, siehe beysammen in IACOB. BRVCKERI Histor. philos. doctr. de ideis, Sect. I. ad §. VI. p. 101.

2) Siehe RENATI DES CARTES meditationes de prima philosoph. medit. III. p. 31. edit Elzeuir. Ex his autem ideis aliae *innatae*, aliae aduentitiae, aliae a me ipso factae videntur &c.

3) Siehe Essai philosophique concernant l' enténdement humain &c. par Mr. LOCKE, p. 7. der Costischen Ausgabe.

4) Siehe PETR. DAN. HVETII censura philosophiae Cartesianae, c. IV. p. 58. & SAM. WERENFELS. in iudicio de argumento Cartesii, pro exsistentia dei, petito ab eius idea innata.

griffen des des Cartes gleichsam vorbey führt. Sie haben derselben in einem glücklichern System nicht nöthig gehabt, und es wäre nur, um die Lehren dieser grossen Männer zu vergleichen, wenn man einen Versuch thun wollte, die Gedanken des französischen Philosophen mit der deutschen Philosophie in einige Verbindung zu bringen. Ich besinne mich nicht, einen solchen Versuch irgendwo gesehen zu haben; er kann dem ohnerachtet vielleicht längst angestellt worden seyn.

§. II. Wenn eine Vorstellung einem denkenden Wesen angebohren seyn soll, so dünkt mich, fordert selbst der Sprachgebrauch nichts geringers dazu, als daß diese Vorstellung zugleich mit der Natur dieses denkenden Wesens in demselben die Würklichkeit erhalten haben muß. Bloße Möglichkeiten und Vermögen zu Vorstellungen, sind nicht die Vorstellung selbst; sie sind zum Theil als Eigenschaften in dem Wesen denkender Geschöpfe nothwendig enthalten, und was würde man also besonders damit sagen, wenn man unter angebohrnen Vorstellungen nichts anders als die Vermögen zu Vorstellungen und Begriffen verstehen wollte? Wem war es unbekannt, daß diese innere Möglichkeiten allen und jeden angebohren sind, und warum widerspräche man in diesem Falle? Die Rede muß hier also nur

von würklichen Vorstellungen seyn. Die Merkmale, welche man den angebohrnen Begriffen insgemein beylegt, lassen sich hiemit verbinden. Man will, sie sollen nicht durch vorhergegangenen Gebrauch der Einbildung und Vernunft, nicht durch Uebung oder Unterricht erst erworben, sondern von Natur gleich da seyn. Man mußte dies dazu erfordern. Laßt uns setzen, die ersten Vorstellungen eines denkenden Wesens seyn Empfindungen, und was können sie anders bey endlichen Geistern seyn? Laßt die Einbildung, den Witz, den Scharfsinn und die Vernunft, nach der natürlichen Gedankenfolge den Stof dieser Empfindungen zu ueuen Begriffen gleichsam verarbeiten. Werdet ihr diese Begriffe angebohren nennen? Wenn es euch so beliebt, so nennt zugleich alle menschliche Begriffe angebohren, denn sie entstehen alle auf vorbemeldte Art. Von dem Unterrichte will ich vollends kein Wort weiter sagen. Die Mühseligkeit der Lernenden bey mancher Art des Unterrichts, und der Lehrer bey mancher Art von Lehrlingen, lassen nicht den geringsten Verdacht zu, daß hier von angebohrnen Begriffen die Rede sey, oder daß man beym Unterrichte drauf rechnen dürfe. Endlich hat des Cartes zum Merkmahl dieser Begriffe auch die Allgemeinheit des Beyfalls angegeben, den dieselben bey allen Menschen

 finden.

finden. Man zeige sie, sagte er, einem Menschen von gesundem Verstande, welches Volkes, Alters oder Geschlechts er sey; er wird sie auf den ersten Anblick für wahr halten. Mich dünkt, er hatte Recht, auch dieses Merkmahl zu fordern, da er Begriffe annahm, die dem ganzen menschlichem Geschlecht auf eine vorzügliche Art angebohren seyn sollten. Diese müßten mit der Natur eines ieden Menschen zugleich schon die Wirklichkeit erhalten haben, und also eben so wohl, als die menschliche Natur selbst, allen Menschen gemein seyn. Philosophische Leser werden übrigens ohne mich hierbey begreifen, daß vielleicht Begriffe angebohren seyn können, ohne einen gewissen Grad der Klarheit zu haben, und daß man den Schluß zu billigen nicht eben Ursach habe: dieser oder iener Begriff hat in aller Menschen Augen eine gewisse Faßlichkeit, also ist er allen Menschen angebohren.

§. III. Wenn indessen zuförderst nur von der Möglichkeit angebohrner Begriffe überhaupt die Frage ist, so glaube ich nicht, daß man dieselbe läugnen dürfe. Es ist unläugbar, so wohl daß ein jedes denkendes Wesen eine Kraft hat, als daß diese Kraft allemal zugleich mit der ganzen Natur dieses denkenden Wesens zur Würklichkeit kommt. So gehört zu der Natur unsrer Seele das Wesen derselben

selben, ihre Vermögen und Fähigkeiten, und ihre Kraft zu denken, und sobald ihre Natur würklich wurde, entstand diese Kraft mit; ja wenn man keine anderweitige Gründe hat, die Sache zu unterscheiden, so kann man sagen, diese denkende Kraft ist unsere Seele selbst. Nun ist eine Kraft nichts anders, als der zureichende Grund von dem Daseyn gewisser Accidentien; sie würkt und lebt, so bald sie entsteht, und der erste Augenblick ihrer Würklichkeit ist auch der erste Augenblick ihrer Würkung. Will man nun Würkungen, die mit der Natur ihrer würkenden Kraft zugleich entstehen, derselben angebohren nennen, §. 2. so äussert jede würkende Kraft gewisse ihr angebohrne Würkungen. Würkungen vorstellender, denkender Kräfte sind Vorstellungen, so wie die Anstrengung dieser Kräfte, zur Hervorbringung gewisser Vorstellungen, die Begierde derselben ist; ich begreife also, daß die angebohrnen Würkungen denkender Kräfte, dergleichen meine Seele ist, gewisse angebohrne Vorstellungen und Begierden seyn können. Man kann, um diesen Beweis zu schärfen, den Satz dazu nehmen, daß eine eigentliche Kraft, dergleichen nur die Substanzen und einfache Wesen sind, nicht allmählig, sondern nur ganz auf einmal, und im Augenblicke entstehen kann; denn sie hat keine Theile ausser Theilen,

len, die sich nach einander auswickeln können. Nun kann sie nicht eher eine Kraft seyn, als bis sie würkt; sie entsteht und würkt also zugleich, oder, welches einerley ist, es werden ihr gewisse Würkungen angebohren. Da ferner bey einerley würkenden Ursachen die Würkungen auch in so fern einerley sind, und folglich mehrere denkende Kräfte, die zu einer und eben derselben Art gehören, in sofern auch einerley Würkungen hervorbringen, so läßt sich begreiffen, wie gewisse Vorstellungen und Begierden einer ganzen Art denkender Wesen angebohren seyn können, dergleichen des Cartes dem menschlicheu Geschlechte zugeschrieben hat. Die Gründe der hier gebrauchten Sätze enthält übrigens die Cosmologie und Psychologie ausführlicher.

§. IV. Wenn man die Möglichkeit angebohrner Vorstellungen überhaupt eingesteht, so ist damit von ihren übrigen Beschaffenheiten wenig bestimmt; die Neugier scheint mehr rege gemacht, als befriedigt zu seyn. Man will von ihren Gegenständen so wohl, als von ihrer Form genauer unterrichtet seyn. Dem des Cartes wurde es leicht, nach seinen §. 2. gegebenen Merkmahlen ein Verzeichniß zu machen. Der Begrif von einem Gotte, sagte er, und von den ersten Grundwahrheiten der menschlichen Erkenntniß ist ein angebohrner Begriff; denn

er

er hängt von keiner Uebung und Unterweisung bey uns ab, und ist allen Menschen auf den ersten Anblick faßlich. Das ganze ist grösser als sein Theil, eine Sache kann nicht zu gleicher Zeit seyn und nicht seyn, ich denke, also bin ich würklich vorhanden, sehet da, sagt er, Sachen, deren Wahrheit jeder zugiebt, so bald er die Worte versteht, Begriffe, die uns angebohren sind! Man hat mit Recht seine Art zu beweisen für unvollständig erklärt; denn wie will man bey sich selbst und bey andern mit Gewißheit entscheiden, ob ein Begriff ohne vorhergegangene Nachricht und gleichsam ohne fremde Hülfe in uns entstanden ist, und wer soll den Beweis vollständig machen, daß ein gewisser Begriff allen Menschen auf den ersten Anblick begreiflich ist? Des Herrn von Leibnizens System, wird, ohne sich so weit ins Einzelne einzulassen, die Vorstellung der Welt und Gottes überhaupt, aus andern Gründen für angebohrne Vorstellungen erklären können; und diese Erklärung will ich versuchen. Man setze also fürs erste nach diesem System, das Wesen und die Natur der Seele in das Vermögen und in die Kraft, die Welt vorzustellen; ein Begriff, der durch die treflichsten Psychologien der Deutschen Philosophen zu weitläuftig erörtert ist, als daß ich ihn hier erläutern dürfte.

te. 5) Man nehme die eben so oft erklärten Sätze dazu, daß die Seele als eine zur Welt gehörige Substanz die gesamte Welt; nach der verschiedenen Stellung ihres organischen Cörpers aber, nur einen Theil der Welt sich, das heißt mit Klarheit und Bewußtseyn vorstelle, und daß sie in ieder ihrer Vorstellung die gesammte Welt, aber nur einem Theile nach, klar vorstelle. Man lasse sie dieser ihrer Natur gemäß, in dem ersten Augenblicke ihrer Würklichkeit ihre erste Vorstellung hervorbringen §. 3. Was allen ihren Vorstellungen gemein ist, wird auch dieser zukommen müssen. Die Vorstellung also, die mit ihrer Natur zugleich in ihr entstehen wird, und ihr folglich angebohren genannt werden kann, §. 2. wird die Vorstellung der Welt seyn, deren Theil sie ist. Laßt uns aus eben diesem System zweytens voraus setzen, daß die Welt, dieser Inbegriff aller endlichen würklichen Dinge, nach allen ihren substantiellen Kräften, bey jeder Verändrung

5) Weil Sachen, die in grossen Büchern schon sehr alt sind, in kleinen Aufsätzen zuweilen völlig fremd scheinen können, so will ich hier der Kürze wegen, mich auf BILFINGER. Dilucidat. §. 107. 108. &c. REVSCH. metaphys. §. 678. WOLF. Psychol. rat. lat. §. 182. 184. 190. BAVMGARTEN. metaphysic. §. 751. und endlich Herrn Professor Meyers Beweis der vorherbestimmten Uebereinstimmung, §. 103. 104. 120. ꝛc. beruffen.

drung derselben, und in jedem Augenblicke ihrer Dauer, von der höchsten Kraft des selbständigen und vollkommensten Wesens abhängt, und daß folglich die Welt nach ihrer gesamten Bestimmung, ausser diesem Verhältniß gegen ihren Urheber und Erhalter, welches das genauste Verhältniß unter allen nur möglichen ist, nicht vorgestellt werden kann. Was wird natürlicher seyn, als folgende Sätze hinzuzufügen: Nun stellt die Seele ihrer Natur nach, die gesamte Welt vor, deren Theil sie ist, und diese Vorstellung ist ihr angebohren; sie stellt also zu gleicher Zeit den göttlichen Urheber der Welt vor, ohne dessen Vorstellung sich weder die gesamte Welt, noch der geringste Theil derselben in seinem völligen Zusammenhange vorstellen läßt. Die Vorstellung ihres GOttes also, ist der Seele so angebohren, als die Vorstellung der Welt, deren Theil sie ist. Mich dünkt, wenn sich irgend etwas bey der Idea dei innata des Des Cartes denken läßt, so ist es dies; wenigstens ist es die richtigste Erklärung der metaphorischen Ausdrücke des grossen Leibniz, der die Seele eine Welt im Kleinen, einen Spiegel ihrer Welt, und ihres Gottes nennt. Dem allen ohnerachtet aber ist vielleicht nicht zu hoffen, daß diejenigen, denen ein ganz unerklärlicher Begriff der vorigen Zeiten so sehr gefallen hat, einem neueren

ren Raum geben werden, der anstat des gutherzigen Beyfalls, Nachdenken und System erfordert.

§. V. Die Erfahrung lehrt, daß die klaren Vorstellungen einer menschlichen Seele, sich erst ziemlich spät nach der Geburth des Menschen auswickeln; und die Weltweisheit, welche den entfernten Gründen dieser Klarheit nachspürt, schließt von derselben auf eine lange Reihe vorhergegangener dunkler Vorstellungen. Die Klarheit ist also keine Eigenschaft unsrer ersten ursprünglichen Vorstellungen, und die uns angebohrnen Begriffe waren folglich dunkel §. 2. Die Seele schlief gleichsam eine lange Nacht hindurch, bis sie beym Anbruch ihrer ersten klaren Vorstellungen erwachte. Der Begrif ihrer Welt und ihres Gottes lag in ihr, stark und ausgedruckt genug, aber mit einer chaotischen Finsterniß gleichsam überdecket. §. 4. Es kann mir zu meiner jezigen Absicht gleichgültig seyn, ob man die Seele, in der Empfängniß des Menschen mit den zarten Anlagen eines organisirten Cörpers zugleich will entstehen lassen, oder ob man sie in der Verbindung mit einem ins unendlich kleine organisirten Cörper, vorher schon, ja seit der Schöpfung aller einfachen Wesen überhaupt existiren, und durch die Empfängnis des Menschen, nur einen zur Auswicklung ihrer Vorstellungen bestimmten grössern

Schau-

Schauplatz betreten läßt. Es ist bekannt, daß die größten deutschen Philosophen der letztern Meynung zugethan sind, und daß die Entdeckungen der neuern Naturlehrer derselben einen wunderwürdigen Vorschub gethan haben 6). Für mich reicht hier der Anfang eines jeden menschlichen Lebens schon zu, die ursprüngliche Dunkelheit unsrer Vorstellungen zu erweisen. Es erhellet klar genug, daß der Seele eigentlich nichts als der grosse und ins unendliche zusammengesetzte Inbegrif von dunklen Vorstellungen angebohren worden, den die Philosophen den **Grund der Seele** nennen, und aus welchem sich die ganze Reihe ihrer nachfolgenden klaren Begriffe, nach Maaßgebung der Lage ihres organischen Cör-

6) Leibnitz giebt den Entwurf dieses von ihm erfundnen Lehrgebäudes in seiner Theodicée §. 90. 91. p. 151. Edit. de Mr. Jaucourt. Je tiens que les ames & generalement les substances simples, ne sauroint commencer, que par la creation, ni finir que par l'annihilation: et comme la formation des corps organiques animés, ne paroit explicable dans l'ordre de la nature, que lorsqu'on suppose une preformation deja organique, j'en ai inferé que ce que nous appellons generation d'un animal, n'est qu'une transformation & augmentation &c. &c. Unter den Naturkündigern sind die Leeuwenhökischen hiehergehörigen Beobachtungen bekannt; die Lieberkühnischen enthält HAMBERGER. Physiolog. §. 1414. p. 706.

pers auswickelt 7). Ich will lieber den Gebrauch hieraus beurtheilen, der sich von den angebohrnen Begriffen machen läßt. Da dunkle Vorstellungen weder zum Bewußtseyn, noch zu irgend einiger Unterscheidung ihrer Gegenstände, zureichende Kennzeichen haben, so ist es aus eben dem Grunde unmöglich, unsere einzelne angebohrne Vorstellungen von einander zu unterscheiden, und noch unmöglicher, sie als unmittelbare Gründe philosophischer Erklärungen und Erweise anzusehen, wozu sie erst tauglich werden, wenn sie sich bis zur Klarheit erheben, in welchem Falle aber, das eigentliche angebohrne, daß ich so rede, an keiner derselben kenntlicher ist, als an allen unseren Vorstellungen überhaupt. §. 4. Wenn man die Sache auf dieser Seite betrachtet, so scheint des Des-Cartes Verzeichniß von angebohrnen Begriffen und Grundsätzen fast einen so artigen Roman in der Psychologie abzugeben, als seine Lehre von den Sonnenwirbeln, nach mancher Gelehrten Meynung, in der Naturlehre abgegeben hat 8). Er kann mit nicht mehrerem Grunde sagen, daß ihm diese oder jene Begriffe angebohren seyn, als Plato von allen seinen Begriffen

7) BAUMGARTEN. metaphysic. §. 511.

8) Siehe Les mondes de Mr. FONTENELLE le quatrieme soir, und Hrn. Professor Krügers Naturlehre §. 640.

fen, daß er sich derselben nur wieder erinnere. Vielleicht wäre gar des Griechen Vorgeben noch erträglicher, wenn nämlich sich eines Begrifs erinnern, in allerallgemeinsten Verstande so viel hiesse, als einen Begriff klar machen, den man sonst als dunkel schon gehabt hatte, ohne sich gleichwohl bewußt zu seyn, daß dieser Begriff eben der sey, den man sonst gehabt hatte. Daß dies der Fall aller unsrer Vorstellungen ist, die zum erstenmal bey uns klar werden, erhellet aus dem, so weiter oben, in eben diesem §. gesagt worden ist 9).

§. VI. Will man die bisher entworfene Theorie gar auf die angebohrnen allgemeinen Notionen und Grundsätze der Erkenntniß so wohl, als der Uebung ziehen, wogegen sich Locke so sehr ereifert,

9) Der Hr. von Leibnitz sagt an einem Orte seiner Schriften: Je ne suis nullement pour la *tabula rasa d' Aristote*, & il y a quelque chose de solide, dans ce que *Platon* appelloit la reminiscence. Unter allen Stellen des Plato selbst von dieser Sache ist vielleicht folgende am stärksten ausgedruckt: ωστε ουδεν θαυμαστον, και περι αρετης, και περι αλλων ὁιοντε ειναι, αυτην αναμνησθηναι, ἁγε και προτερον ηπιστατο. ἁτε γαρ της φυσεως απασης συγγενους ουσης, και μεμαθηκυιας της ψυχης απαντα, ουδεν κωλυει ἑν μονον αναμνησθεντα, ὁ δη μαθησιν καλουσι ανθρωποι, ταλλα παντα αυτην ἀνευρειν. --- το ζητειν αρα και το μανθανειν, αναμνησις ὁλον εστιν. PLATO in Menone. p. 338. Edit. Bas.

fert, so wird man sie eben so leicht beurtheilen können. Es ist bekannt, daß allgemeine Begriffe und Sätze, Werke der Aufmerksamkeit und Betrachtung sind, und daher keine Würkungen der Seele seyn können, deren sie sich selbst nicht bewußt ist; dieß aber müßten sie seyn können, wenn sie der Seele angebohren seyn sollten §. 5. Sie sind also vielmehr schon ausgearbeitete und erhöhte Theile einer vorhergangnen schlechtern Erkenntniß, bey denen uns der Unterricht oder das eigne Nachdenken die Hand biethen muß, und folglich nichts weniger als angebohren §. 2. Mich dünkt manche Philosophen haben bey dieser Sache nicht genug in Betrachtung gezogen, daß ein Satz ein allgemeiner Grund menschlicher Einsichten und Handlungen seyn kann, ohne von allen und jeden eben dafür erkannt zu werden. Folgen wir denn nicht alle Augenblicke tausend uns selbst unbekannten Gesetzen, der Bewegung, der Mechanic, Hydraulic u. s. w? Essen und trinken wir nicht sehr gut, ohne vielleicht ein einziges von den Bewegungsgesetzen deutlich zu wissen, nach welchen wir uns dabey richten? Eben so, schließt nicht ein Ungelehrter oft sehr richtig in Barbara, ohne diesen Nahmen und diese Regel zu wissen? Und warum sollen denn also die höchsten Grundsätze unsrer Einsichten und Handlungen, z. E. der Grund

des Wiederspruchs, des zureichenden Grundes u. s. w. nicht gleichfalls dasjenige seyn können, was sie, sind, ohne daß wirs wissen? Es ist wahr, sie sind Grundwahrheiten der gesamten menschlichen Erkenntniß. In dem ewigen unermeßlichen Reiche der Wahrheiten, sind es gleichsam die Marksteine, wo sich das Antheil von Erkenntniß anhebt, welches unserm Geschlecht beschieden ist. Sie würden dies in dem vollkommensten Verstande Gottes seyn, wenn auch kein einziger unsres Geschlechts wüßte, daß sie es wären; so wie sie es gewesen sind, ehe die Aristoteles und Wolfe sie an die Spitze der menschlichen Lehrgebäude gesetzt haben. Da diese Gesetze bey allen Veränderungen unsrer Natur, ja der gesamten Natur der Dinge, zum Grunde liegen, da wir ihnen auch unwissend Folge leisten, da sie endlich zum Theil zu den sogenannten indemonstrablen Sätzen gehören, deren Wahrheit man begreift, so bald man die Worte versteht; so schien dies diese Weltweisen zu berechtigen, sie angebohrne Grundsätze des menschlichen Geschlechts zu nennen. Da indessen die Einsicht eben dieser Grundsätze, unsrer Natur nicht ursprünglich eigen, sondern vielmehr erst die Frucht der Erziehung und des Nachdenkens seyn kann, ja da vielleicht zwey Drittheile des menschlichen Geschlechts die Wahrheiten weder deutlich noch

als Grundsätze denken, so ist augenscheinlich, daß sie in derjenigen Bedeutung nicht angebohren sind, in welcher sie es seyn sollten §. 2. Endlich dünkt mich, ist schwer zu errathen, was von zwo gleich grossen, fruchtbaren und gewissen Wahrheiten, die eine dadurch für einen Vorzug vor der andern erhalten könnte, daß sie mir angebohren wäre. Ich hätte fast Lust zu glauben, daß eine natürliche Wahrheit, die ich mit Mühe erfunden, zergliedert und bewiesen hätte, mehr mein wäre, als eine andre, die mir die Natur fast ohne mein Nachdenken gleichsam in den Schooß würffe. Vielleicht ist ein gutes Antheil von Bequemlichkeit die Quelle dieser Art zu denken. Man fragte nach den Beweisen einiger Wahrheiten. Beweise? sagten die Philosophen, diese Wahrheiten sind dem ganzen menschlichen Geschlecht angebohren.

Trauerrede
Bey der Gruft
Des weyland
Reichs-freyen-Hochwohlgebohrnen Herrn,
HERRN
Adam Heinrich Gottlob von Lichtenstein,

Herrn auf Lahm, Heylgersdorf, Wiesen, Geyersberg und Lichtenstein, der Kayserl. und des Heil. Römischen Reichs Burg Friedberg Burgmanns, Römisch-Kayserl. Majestät würklichen Raths, Hochfürstl. Hessen-Darmstädtischen Geheimden Raths, und einer Hochlöbl. unmittelbahren Kayserl. Reichsgefreyten Ritterschaft in Franken, Orts Baunach, hocherbetenen Ritterhauptmanns rc. rc.

Bey
Desselben Standesmäßigen
Leichenbegängniß
zu Lahm den 31sten Aug. 1747.
gehalten.

Gnädige

Gnädige, Hochgeneigte!

Nach Stand und Würden, allerseits Hochzuehrende Anwesende!

Vornehme Leidtragende!

Die tägliche Erfahrung lehrt, daß die Gemüther der Menschen zu ernsthaften Betrachtungen nie aufgelegter sind, als wenn die Selbsterkenntniß ihnen dazu die Hard beut. So lange ein Mensch in seiner eigenen Natur gleichsam ein Fremdling bleibt, und sich von den allgemeinen Gesetzen der Welt und Vergänglichkeit ausnimmt, so lange ist es ihm sehr natürlich, daß er für allem, was ihm die Sinne nicht schmeichelt, einen Abscheu trägt, und mit einer weichlichen Zärtlichkeit davon zurücke fliehet. In solchem Zustande sind die Sterbebetten, die Särge und Todengrüfte, wo nicht sehr unangenehme, wenigstens sehr gleichgültige Anblicke, Wir kehren ihnen entweder gar den Rücken zu, oder entladen uns der Pflicht, sie zuweilen zu betrachten, als einer Bürde und Gefahr, der man nicht zu zeitig entkommen kann. Die offnen Gräber wohlverdienter Männer, das Wehklagen und die Thränen unsrer Nebenmenschen lassen uns fast gänzlich ungerührt, oder wenn sie uns am nächsten gehen, so hüten wir uns wenigstens, dabey an unser ähnliches Schick-

Schicksal zu denken. So bald hingegen ein Mensch die Wahrheit um ihrer selbst willen lieben gelernet, und die Kenntniß seiner Natur zu einer seiner vornehmsten Beschäfftigungen gemacht hat, so bald verändert sich seine ganze Art zu denken. Er lernt die Vorzüge der Menschheit bescheidentlich schätzen, und die Schwachheit und Hinfälligkeit derselben mit Weisheit und Großmuth ertragen. Weil er in dieser Absicht keinen Unterschied der Menschen erblickt, so wird er auch die Noth keines einigen erblicken, ohne dabey an sich selber zu gedenken. Hieraus erwachsen die Triebe der Zärtlichkeit und Menschenliebe, die großmüthige Theilnehmung an fremden Schmerzen, die ruhige Unterwerfung unter den Willen des Höchsten, und eine gewisse angenehme Schwermuth und gesetzte Fassung des Geistes, in welcher uns selbst der Anblick des Todes und der Verwesung belustigt.

Ein Redner, der bey einer so betrübten Gelegenheit zu reden hat, als diejenige ist, welche diese Hochansehnliche Trauerversammlung veranlasset hat, ist glücklich, wann er Zuhörer antrifft, die den letztentworffenen Character an sich tragen, und seinen Empfindungen mit den Empfindungen Ihrer eigenen Herzen zu Hülfe kommen. Er kann sich um so viel eher versichert halten, ihnen nicht zu

mißfallen, jemehr die Natur seinen Vortrag belebet, und jemehr eben dieselbe durch ein edelmüthiges Beyleid, ihm die Gemüther eröfnet.

Bey welcher Gruft sind diese günstigen Umstände zu vermuthen, wenn sie nicht bey dieser Gruft zu vermuthen sind, welche die Gebeine eines so Verehrungs-würdigen Todten verschliesset?

Es ist Derselbe der weyland Reichs-frey-Hochwohlgebohrne Herr, Herr Adam Heinrich Gottlob von Lichtenstein, Herr auf Lahm, Heylgersdorf, Wiesen, Geyersberg und Lichtenstein, der Kayserl. und des Heil. Röm. Reichs Burg Friedberg Burgmann, Röm. Kayserl. Majestät würklicher Rath, Hoch-Fürstl. Hessen-Darmstädtischer Geheimder Rath, und Einer Hochlöbl. ohnmittelbaren Kayserl. Reichsgefreyten Ritterschaft in Franken, Orts Baunach, Hocherbetener Ritterhauptmann ꝛc. ꝛc. eine wahre Zierde des Teutschen Adels, und ein ausnehmendes Vorbild Seines erhabenen Ordens! Dem Andenken und verdienten Nachruhme Desselben ist der heutige Tag gewidmet, und ich soll die Ehre haben, diese Feyerlichkeit jetzo zu beschliessen. Ich will mir daher von dieser Hochansehnlichen Trauer-Versammlung die Erlaubniß gehorsamst ausbitten, Derselben

ben das Bild eines so vortrefflichen Mannes noch einmal vor die Augen zu stellen; und ich zweifle an der Gewährung dieser Bitte um so viel weniger, da mich selbst die Gegenwart so vieler hoher Gönner, Freunde und Verwandten dieses Reichsfreyherrlichen Hauses, von Dero allerseitigen Hochachtung nnd Liebe gegen den Hochseeligen genugsam versichert.

Ich hoffe, meine Absicht hierbey am besten zu erreichen, wenn ich eine kurze Abhandlung von einigen Charactern der wahren Ehre, vorangehen lasse, und dieselben mit einem kurzen Entwurfe von dem Ruhmvollen Leben des Hochseeligen, als dem lebhaftesten Beyspiel, darzu erläutere.

Man wird nicht leicht eine Sache nennen können, die mit einer so allgemeinen Herrschaft die Herzen der Sterblichen einnimmt, als der Ruhm. Kein Kopf ist so träge, und kein Gemüth so unempfindlich, daß es nicht Triebe davon enthalten sollte. Der Hohe, der Niedrige, der Gelehrte, der Pöbel, alle Alter und alle Geschlechter fühlen diese Neigung. Es ist ihnen nie gleichviel, was die Welt von ihnen urtheilet, und sie setzen einen Theil ihrer Glückseeligkeit darinn, daß diese Urtheile für sie günstig ausfallen. Die Mittel indessen, so ein jeder von ihnen erwählt, diesen Zweck zu erreichen, sind so verschie-

den, als eines jeden Einsichten. Wer ist im Stande, sie zu zählen? Man müßte im Stande seyn, die Thorheiten der Menschen zu zählen, und diese Arbeit wäre unendlich. Fraget den Weltbezwinger! er setzet die Ehre in dem tödtlichen Geräusche der Siegsgepränge und Eroberungen. Fragt den vermeinten Weltweisen! er setzt sie in seine Lehrart. So eifert fast alles um die Ehre, und das Reich der Weltstaaten sowohl als der Wissenschaften ist tausendmal in Zerrüttung gerathen, weil die Bürger derselben den Ruhm gesucht, und den wahren Ruhm nicht gekannt haben. Gleichwohl ist es klar genug, daß es gewisse Grundsätze giebt, nach welchen sich die wahre Ehre abmessen, und von der blos scheinbaren unterscheiden läßt. Man hat dazu nichts weiter nöthig, als ihre Natur zu untersuchen. Sie besteht überhaupt in dem vortheilhaften Urtheile andrer von unsern Vollkommenheiten. Sie setzt derohalben, wenn sie wahr seyn soll, 1) die Wahrheit unsrer guten Eigenschaften, und 2) die Richtigkeit des Urtheils anderer von uns, zum Grunde; womit sich 3) die Ruhe und sanfte Zufriedenheit unsers eigenen Gewissens, als eine unzertrennliche Begleiterin der wahren Ehre wird verbinden lassen.

Wird es auch wohl nöthig seyn, Gnädige, Hochgeneigte, nach Stand und Würden allerseits

seits Hochzuehrende Anwesende! jedes dieser Stücke einzeln durchzugehen? Versteht sichs fürs erste nicht von selber, daß die Ehre eigentlich zu reden keinem Menschen gute Eigenschaften giebt, sondern daß sie dieselben schon bey uns antreffen muß? Sie besteht in einem Urtheile. Macht aber ein Urtheil die Dinge in der Welt selbst, oder muß es nicht dieselben nehmen, wie es dieselben findet? Wo wahrhafte Vollkommenheiten sollen beurtheilet werden, da müssen sie schon vorhanden seyn, und die Ehre muß daher schon dasjenige Gute, so sie an uns preisen soll, wahrhaftig voraussetzen. Würde auch ein Blinder dadurch sein Gesicht erhalten, wenn ihn die ganze Welt als den scharfsichtigsten Sternseher verehrte: Oder, ist der Lasterhafte dadurch geehrt, wenn ihn tausend Schmeichler, als die Tugend selber preisen? Mit nichten. Die Dichter vergleichen die Ehre mit dem Schatten, der ohne Cörper nicht bestehen kann. Wir wollen sie noch mit einem Spiegel vergleichen, der kein schönres und größres Bild zurück wirft, als in ihn hinein gefallen. Sie ist alsdenn nur die wahre Ehre, wenn sie auf wahrhaftig löblichen Dingen beruhet. Sie ist um so viel grösser, und ihr Ruf schallet um so viel heller, je mehrere und je grössere gute Eigenschaften sie antrift.

Hierbey aber ist die Frage sehr natürlich, worauf sich denn die löblichen Eigenschaften einer Person, die bey der wahren Ehre zum Grunde liegen, am kürzesten zusammen fassen lassen. Beruhen sie allein in den natürlichen Vorzügen der Geburth, des Cörpers, des Glückes? Ich antworte vielmehr in der möglichsten Beobachtung aller unsrer Pflichten. Die Pflichten geben den Maasstab und die Regel ab, wornach die Güte und der Werth einer Person, eines vernünftig freyen Wesens abzumessen ist. Wir sind zu allen uns möglichen Guten verbunden, und wir können daher keine willkührliche Vollkommenheit, und nichts dergleichen Gutes an uns haben, dazu wir nicht verpflichtet seyn sollten; und alle unsre Ehre, aller unser Ruhm, muß daher mit der möglichsten Beobachtung unsrer Pflichten, in gleichen Schranken gehen. Hier eröffnet sich unsern Augen ein weites Feld. Ich will mich aber mit der einzigen Anmerkung begnügen, daß die grossen Hauptzweige dieser Pflichten die Verbindlichkeiten gegen GOtt, gegen uns selbst, und unsre Nebenmenschen in sich fassen, und daß also diejenige Ehre die wahre seyn wird, die auf der möglichsten Beobachtung dieser ehrwürdigen Pflichten beruhet.

Das zweyte Stück, so ich oben erforderte, war die Richtigkeit des Urtheils derjenigen, die uns

ehren

ehren wollen. Die Urtheile der Menschen sind dem Irrthum fast in jedem Augenblicke unterworfen, und die Ehre ihrer Nebenmenschen wird eben daher oftmals durch ihre Aussprüche zweifelhaft. Gleichwohl ist der Ruhm ein Gut, welches wir von andern empfangen müssen; und es ist daher vernünftigen und redlichen Leuten nie gleichviel gewesen, wen sie zum Richter und Herold ihrer Ehre erkennen wollen, und wen nicht.

Die Lateiner sagen im Sprüchworte: Das wahre Lob kann nur von Leuten gegeben werden, die selber lobenswerth sind: und jener Sieger wollte sein Bildniß nicht einmal den Händen eines Stümplers anvertrauen, sondern nur von einem Meister ins Erz gegossen seyn. Diese Gedanken sind gegründet. Denn sollte das wohl eine wahre Ehre seyn, wenn uns der Pöbel rühmt, der uns zu beurtheilen nicht im Stande ist? Soll das ein wahrer Ruhm seyn, wenn uns ein gaffender Haufen von Unwissenden vergöttert, die nicht zu unterscheiden vermögen, was lobenswerth ist oder nicht? Eben so wenig als es die wahre Schande ist, die auf dem Urtheile der Thoren, der Ungelehrten, und der Partheyischen beruhet. Der weise Phocion hatte einen öffentlichen Vortrag gethan, den das Volk mit Händeklatschen und Lobeserhebungen unterbrach. Er

 wandte

wandte sich bestürzt zu einem seiner Freunde, und fragte ihn, was hab ich für einen groben Fehler begangen, daß ich diesen Leuten gefalle? Er hatte Recht. Denn die wahre Ehre erfordert Kenner des Ruhmwürdigen, und sie ist um so viel grösser, von je mehreren und je scharfsichtigeren Richtern sie ausgebreitet wird. Dieser Gedanke kann durch eine Folge aus der Gottesgelahrtheit noch weit erhabner gemacht werden. Nothwendig muß nemlich diejenige Ehre die allergrößte und wahreste seyn, die auf dem Urtheile des Allwissenden selber beruhet, wenn ein Mensch vor den Augen GOttes selbst Gnade findet, und der Mund des Allerheiligsten ihn seelig preiset.

Die Ueberzeugung und sanfte Zufriedenheit des Gewissens ist endlich **Drittens**, als die Begleiterin der wahren Ehre angegeben worden; und es wird leicht seyn, mit wenigen diese Verbindung begreiflich zu machen.

Stellen Sie sich, **nach Stand und Würden allerseits Hochzuehrende Anwesende!** einen Mann vor, den wahrhafte Vorzüge seiner Person, seines Geistes, und seines Herzens erheben, und der dazu das Glück hat, die vortheilhaftesten Urtheile von den Kennern wahrer Trefflichkeiten und Tugenden zu erhalten. Der Kluge soll ihn hoch

schätzen,

schätzen, und die Redlichgesinnten sollen ihn lieben. Was wird dieses einstimmige Lob anders seyn können, als nur, so zu reden, der Widerhall seines eigenen Gewissens. Wenn andere Leute von seinen Vorzügen wahr reden, so muß er sich derselben ja selbst bewußt seyn. Er ist zu großmüthig, ein anders Lob anzunehmen, als er verdient. Ja! die Demuth, die wahrhaftige Eigenschaft grosser Seelen, heißt ihn so gar von dem Ruhm, so er am besten verdienet, wegsehen. Er liebt das Getümmel der Triumphe, und das betäubende Geschrey des Rufes nicht. Seine süßte Belohnung seiner edelsten Thaten ist die Ueberzeugung: Du hast recht gethan! Du hast dich aufs möglichste bemühet, deine Pflichten zu erfüllen! Dieser Richter in der Brust, der die Stimme der Gottheit redet, verurtheilet dich nicht! Nunmehr rühren dich die Urtheile der Welt, nur in sofern, als sie mit diesen Aussprüchen deines Herzens übereinstimmen! Cicero hat hiervon den berühmten Ausdruck: Der prächtigste Schauplatz edler Thaten sey das Gewissen; und unser allerheiligster Glaube setzet diese Folge der wahren Ehre, in den Augen des Christen, auf eine noch weit ehrwürdigere Höhe.

Nunmehr habe ich Gründe genug, Gnädige, Hochgeneigte, nach Stand und Würden

 aller-

allerseits Hochzuehrende Anwesende! das Ruhmvolle Leben des hochseeligen Freyherrn von Lichtenstein zu beurtheilen. Ich will mit dem Lobe Desselben diese Rede beschliessen, dessen Er so vollkommen würdig gewesen. Ich will dieses Lob auf diese drey Stücke zusammenziehen: „Er „hat wahrhaftig ruhmwürdige Eigenschaften besessen. „Er hat das Glück gehabt, den höchsten Kennern „wahrer Verdienste zu gefallen. Er ist mit der „Ueberzeugung eines guten Gewissens aus der Welt „gegangen.

Hier müßte ich nun Sein ganzes Leben entwerfen, wenn ich die Beweise dazu weitläuftig führen wollte. Ich werde es aber wie die Mahler machen, die aus einem ganzen Gesichte nur diejenigen Züge wählen, in welchen der Geist sichtbar wird. Ich hoffe daher die Aufmerksamkeit dieser vornehmen Trauerversammlung mir noch auf einige Augenblicke versprechen zu dürfen.

Man erwarte hier also nicht den Anblick der Ahnen, Wappen und Geschlechtregister, die sich in den entferntesten Jahrhunderten verliehren. Der Vorzug des berühmten Freyherrl. Lichtensteinischen Hauses ist auf dieser Seiten weltkundig genug. Ich selbst, als ein Fremdling in diesen Gegenden, habe schon die Verehrung der vortrefflichen Häuser von

von Veltheim, Alvensleben, Stammer und Münchhausen mitgebracht, die ich in meinem Vaterlande nie anders als mit Ehrerbietung habe nennen hören. Ich will vielmehr die Geburth des Hochseeligen diesmal in einer andern Absicht betrachten; Ich will sie als ein Meisterstück der Allmacht und gnädigen Vorsehung des Allerhöchsten betrachten.

Der Hochseelige Freyherr entsproß als ein Reis aus einem Stamme, dem der Untergang zu drohen schien. Er wurde nach dem Tode Seines Herrn Vaters gebohren, mit dem sonst Sein Geschlecht hätte verlöschen mussen. Unter unzählichen Kümmernissen Seiner Ehrwürdigen Frau Mutter, bewahrete Ihn die Hand des Allmächtigen; und unter unbeschreiblichen Jauchzen Seines Hauses, Seiner Freunde, Diener und Unterthanen erblickte Er das Licht der Welt. Die Vorsicht zeigte schon damit an, daß sie Ihn zu vielen Guten brauchen wollte: und Sein heranwachsendes Alter bestättigte diese Hoffnung. Er schoß auf gleich einer edlen Blume, deren Leben man nur an ihrer wachsenden Schönheit erkennet.

Coburg sahe Ihn unter der Aufsicht des gelehrten Cyprians den Wissenschaften und adelichen Tugenden nacheilen, und unter Anführung des berühmten Surlands, der noch jetzt an dem Ruder

des

des prächtigen Hamburgs sitzt, wandte Er sich drauf in eben der Absicht nach Leipzig. Von da führte Ihn eine edle Neugier nach Frankfurth, die Wahl und Crönungsfeyerlichkeit des Höchstseeligen Kaysers, Carls des VI. mit anzusehen, und zugleich durch die Erfahrung den Grund zu derjenigen Staatskenntniß zu legen, die Sein folgendes Leben merkwürdig machen sollte.

Nunmehr waren auch seine Wissenschaften nach wunsch gegründet, und die grosse Welt sollte Seinem Geiste und schönen Eigenschaften nur noch diejenige Weite und gute Art geben, die man hauptsächlich im Umgange mit den Menschen sucht.

Er trat demnach mit einer männlichen Klugheit die Reisen in ferne Lande an. Der Seegen Seiner Ehrwürdigen Frau Mutter begleitete Ihn, und die Hoffnungen Seiner Verwandten, Freunde, Diener und Unterthanen folgten Ihm. Er besahe die vereinigten Niederlande, und erforschte die Gesetze, Staatsregeln, Gewohnheiten und Wissenschaften dieses fleißigen und wohlgeordneten Volkes. Er besuchte die Büchersäle der Gelehrten, und erhielt, welches hierbey allein merkwürdig ist, ihren Beyfall. Er gieng von da in das kluge und gesittete Frankreich, und war willens, auch Italien, dies ehrwürdige Vaterland der schönsten Künste und größ-

ten

ten Helden, zu besuchen. Aber hier legte Er eine ausnehmende Probe Seiner Ergebenheit in den Willen des Höchsten, und Seines kindlichen Gehorsams gegen Seine Hochadeliche Frau Mutter ab. Eine gefährliche Krankheit, die Er in Paris auszustehen hatte, gab deutlich zu erkennen, daß Ihm die fremde Luft nicht vortheilhaft war. Diese Stimme Seiner Natur erkannte Er für die Stimme der Vorsehung, da sie überdem durch den Willen der Seinigen bestättiget wurde. Er verleugnete also das reizende Vergnügen, so ein junger Herr vom Stande und Vermögen nothwendig am Reisen finden muß, und kehrte durch die Oesterreichischen Niederlande nach Hause zurück, wo Er von dem vereinten Frolocken Seines Hauses und Seiner Unterthanen empfangen wurde.

Hier äusserte sich nun gar bald die Reinigkeit Seiner Grundsätze. Er verläugnete die süsse Ruhe auf Seinen Gütern, und unter den Seinigen, gegen die edle Geschäftigkeit zum Dienste der Welt und Seiner Nebenmenschen. Die Geschäfte und Ehrenstellen suchten Ihn. Nicht nur Sein nächstes Vaterland, und die hochlöbliche Reichsgefreyte Ritterschaft desselben, erkannten Seinen Werth, und vertrauten Ihm ihre Angelegenheiten; Fürsten und Monarchen selbst belohnten Seine Dienste mit Ehren-

renstellen und Gnadenzeichen. So erhob sich Sein Name zu allen den hohen Ehrenstuffen, die Sein weitläuftiger Tittel ausdruckt; und keine einzige derselbelben hat Er angenommen, der Er nicht vollkommen würdig gewesen. So war Sein Leben ein Zusammenhang edler Thaten; und das einzige, so die Welt daran zu bedauren hat, ist nur, daß es so bald zu Ende gegangen. Ich führe Sie schon zu dem Sterbebette des Hochseeligen, Hochzuehrende Anwesende! aber auch hier wird sich Ihnen nichts als lauter Vortrefliches zeigen. Seneca sagt an einem Orte, es sey kein Anblick den Göttern gefälliger, und derselben würdiger, als ein rechtschafner Mann, der mit den äussersten Schmerzen ringt, und sie mit einer völligen Ergebenheit in den Willen der Vorsicht überwindet. Die göttliche Offenbarung druckt sich von eben dieser Sache noch weit erhabner aus, sie stellet uns den Schöpfer selbst vor, der die Thränen seiner Freunde zählt, und an ihrem Leiden Theil nimmt. In eben diesem Bilde erscheinet nunmehr der **Hochseelige Freyherr von Lichtenstein.** Ein langsames verdecktes Uebel hatte Seinen edlen Cörper, so zu reden, unvermerkt untergraben. Es brach endlich in eine lange und schmerzhafte Krankheit aus. Alle menschliche Mittel waren vergebens. Der Hochseelige

ertrug

ertrug die Unbequemlichkeiten und Schmerzen eines sieghaften Lebens mit der Standhaftigkeit eines weisen Mannes, und mit der glaubigen Gelassenheit eines Christen. Er arbeitete bey dem allen, so lange es Ihm möglich war. Er sahe endlich dem anrückenden Tode mit muthigen Augen entgegen, denn Er sahe ein beßres Leben im Glauben von ferne. Er starb endlich mit der Ueberzeugung eines guten Gewissens, und segnete noch sterbend Seine Nachkommen.

Dieses ist Sein Leben, Gnädige, Hochgeneigte, nach Stand und Würden allerseits Hochzuehrende Anwesende! urtheilen Sie nun selber, ob die wahre Ehre ein solches Leben nicht werde becrönen müssen?

Wollen Sie nach den Pflichten fragen? Er hat GOtt von Herzen gedienet. Er hat ihm Tempel von Seinem Eigenthum erbauet, und die Knechte des Höchsten versorget. Er hat ein Beyspiel der Gottesfurcht gegeben, und Seinen höchsten Ehrentittel seyn lassen, daß Er ein wahrer Christ gewesen. Eben dadurch hat Er den Verbindlichkeiten gegen Sich selbst ein Genüge gethan. Er hat die Ihm von der Vorsicht verliehenen Gaben angewandt. Er hat sie durch Fleiß und Geschäftigkeit erhoben durch die wahre Religion geheiligt, und durch Sei-

ne der Welt geleistete Dienste nützlich gemacht. Er hat die Pflichten gegen seine Nebenmenschen nach Möglichkeit zu erfüllen gesucht: Er hat sie als Sohn, als Ehegemahl, als Vater, als Oberherr, als ein Staatsmann, als ein redlicher Patriot erfüllet. Er hat ein Herz voll Menschenliebe, Leutseeligkeit und Großmuth gegen jedermann, Barmherzigkeit und Wohlthun gegen viel hundert Arme bewiesen. Er hat viele tausend Stolze und Gewaltthätige beschämet, die ohne Wildheit und Ungerechtigkeit nicht vermögend seyn, und ohne gehaßt und verabscheut zu werden, nicht befehlen können.

Wollen Sie Zeugen und Kenner Seiner ruhmwürdigen Eigenschaften haben? Hier redet Sein Vaterland, hier reden die Herzen und Zungen Seiner Unterthanen, hier redet der ganze hochlöbliche Reichsfreye Ritterorden. Hier reden Monarchen und Fürstenhöfe, hier besiegeln es endlich die Gnadenketten und Ehrenzeichen der Höchsten des Erdbodens. Je grösser aber die Anzahl, Einsicht und Aufrichtigkeit dieser Zeugen ist, je allgemeiner und gegründeter ist diejenige Ehre, die sie mit ihrem Beyfalle unterstützet, ja verewiget haben.

Wollen Sie endlich die Ruhe und Zufriedenheit Seines eignen Gewissens beurtheilen? Sehen Sie Ihn sterben. Sehen Sie die Heiterkeit

keit Seines Gesichts, und die völlige Ruhe Seines Herzens an. Sehen Sie Ihn der Welt gute Nacht geben, als wenn Er aus einem Hause in das andre gienge. Sehen Sie Ihn endlich verscheiden, und auf Seinem Antlitze noch die übriggebliebene Mine sagen, daß Er seelig verschieden sey. Die Stunde des Todes ist die unverstellteste unter allen. Sie entdeckt die wahre Größe der Menschen, indem sie Ihn aller äusserlichen Vorzüge beraubet. Sie setzet den Character des ganzen geführten Lebens feste, und entscheidet die Schicksaale des künftigen. Sie endlich allein becrönet wahre Verdienste, und verewigt die Tugend.

Ruhe also wohl, vortreflicher Freyherr! Du hast der Welt gedienet; sie ist dir hold gewesen. Die Deinigen beweinen Dich. Dein Vaterland klaget um Deinen Hintritt. Die wahre Ehre verewiget Dein Andenken, und Deine wohlgerathene Nachkommen erhalten das Bild Deiner Tugend, und den angeerbten Ruhm und Adel Deines Hauses.

Ich werde diesen Ort verlassen, Gnädige, Hochgeneigte, nach Stand und Würden allerseits Hochzuehrende Anwesende! nur noch die Beobachtung einer Pflicht hält mich zurücke. Ich soll im Nahmen aller vornehmen Leidtragenden, dieser Hochansehnlichen Trauer-Versamlung,

für die Ehre, so Dieselben Dem Hochseeligen heute bezeugen wollen, den schuldigsten Dank abstatten. Sie wünschen von Herzen, bey einer freudigern Gelegenheit dieselbe erwiedern zu können. Der höchste Gebiether über Leben und Tod bewahre Dieselben allesamt für so traurigen Begebenheiten noch lange Zeit, und lasse die Tage Derselben noch viele Jahre hindurch in allem selbst gewünschten hohen Wohlseyn verfliessen.

Bey der Wiederkunft der Durchlauchtigsten Prinzen, Ernst Friedrichs, damaligen Erb-Prinzens, und Christian Franzens. Im Namen der zur Fürstl. Regierung und Consistorium allhier verordnete Räthe und Assessores. 1748.

Die Prinzen sinds! Ihr Fürsten-Geist
Kommt heut als im Triumph gezogen.
Die Weisheit, so die Helden preist,
Erbaut die schönsten Ehren-Bogen.
Nehmt, Musen, nehmt ein würdig Rohr,
Spielt beydes Pflicht und Ehrfurcht vor:
Und zeigt, wovon die Brust entglommen:
Der Sehnsucht rührende Gewalt
Läßt das erstarrte Blut nicht kalt,
Und wirkt ein jauchzendes Willkommen!

Aus

Aus Liebe wird das Volk entbrannt;
Für Freuden läßt es Jubel schallen;
Die Bürger schwingen Huth und Hand;
Die Stadt bezeigt ihr Wohlgefallen,
Das Vivat fächelt durch die Luft,
Indem es zehnmal wiederruft:
Von unsers Fürsten Wohlergehen.
Ein jeder will der erste seyn:
Das Volk dringt mit Gewalt herein:
Um ihrer Prinzen Glanz zu sehen.

Wie wenn ein Römer triumphirt:
Des Helden=Haupt ein Kranz umflochten;
Die Beute, Glanz und Einzug ziert,
Die ihm der Sieg vom Feind erfochten.
Das Volk vergnügt entgegen zieht;
Begierig auf den Sieger sieht;
Die Städte zählt: dann voll Entzücken
Ein Jauchzen aus der Brust erschallt;
So, so will heute jung und alt
Mit reger Lust entgegen rücken.

Der Vorzug, Prinzen! bleibt Euch doch:
Ihr sieget ohne Blut und Wunden,
Die stille Freyheit hat kein Joch
Der Blut geträncten Faust empfunden.
Die Weisheit beut den Lorber dar;
Sie, die euch stets zur Seiten war;
Sie hat Euch Kampf und Sieg errungen;
Zur Beute bringt sie, Götter=Glanz,
Der Wissenschaften Ehren=Kranz:
Ihr Helden! lebt auf tausend Zungen.

Die Schultern brauchen starke Kraft,
Auf die sich Thron und Länder stützen:
Da, da muß Götter-Eigenschaft
Das Reich und auch den Fürsten schützen.
Die Fürsten rührt kein Kinderspiel,
Die Tugend ist das Ehren-Ziel,
Wornach erhabne Seelen jagen:
Und wenn ein Prinz das Ziel erringt,
Dem Lande solche Preise bringt,
Darf er des Vaters Hoheit tragen.

Diß war die Vorschrift in der Brust:
Sie blieb auch in entfernten Ländern.
Zeit, Umstand, Ort, und Reiz und Lust
Kann doch den deutschen Muth nicht ändern
Ein Deutscher weis, was fürstlich steht,
Und was des Purpurs Glanz erhöht:
Die Wollust ist zu niederträchtig;
Der Fehler reizendes Gesicht
Rührt doch der Weisheit Söhne nicht,
Wird unsrer Prinzen niemals mächtig.

Fürst! Vater! Deine sanfte Zucht
Zeugt Helden von erhabnem Muthe:
Sie sind Dir gleich: Sie sind die Frucht
Von deinem Geistervollen Blute.
Du hast Dein Bild auf Sie geprägt,
Den Seegen auf die Brust gelegt:
Was Wunder, wenn Sie auf der Erden
Von unsrer Neid-erfüllten Zeit,
Als Muster der Vollkommenheit,
Gepriesen und verehret werden.

Die Gnade ziert den Fürstenhut.
O Fürst! das ist Dein Haupt-Gesetze:
Man weis, was Deine Liebe thut,
Nur daß kein Leid die Wangen netze.
Die Sanftmuth gehet vor Dir her,
Die Liebe wiegt und reizt noch mehr;
Das Elend darf sich hier nicht scheuen:
Nur her, bedrängter Unterthan,
Hier herrschet Titus und Trajan;
Sein Glanz schröckt nicht, er muß erfreuen.

So, wie die Sonne Tropfen zeugt,
Damit ihr Strahl das Laub nicht senge:
So göttlich, huldreich und geneigt
Bist Du der treuen Diener Menge.
Das Wort, so mehr als Kronen gilt:
Das Wort des HErren bleibt dein Schild;
Das kann den Purpur höher malen;
Und wenn Dir das den Glanz gebiehrt,
Der sich durch keine Zeit verliert:
So laß die Welt auf Ahnen prahlen.

Herr! wärst Du nicht durch Dich so groß,
Verfielen uns nicht schon Die Blicke,
Wir holten aus der Grüfte Schooß
Der Anherrn grauen Ruhm zurücke.
Dort ruht ein grosser Casimir,
Den stellt die Welt zum Beyspiel für:
Wenn Sie der Fürsten Klugheit schildert.
Der, spricht sie, hat die Christenheit
Den Künsten Tempel eingeweiht,
Das Joch der Barbarey gemildert.

O Vorzugs-werthe Vater-Stadt!
Schau, wie der HErr an dich gedenket:
Wenn dir sein ewig weiser Rath,
In Fürsten Zions-Wächter schenket.
Ihr Zeiten, merkt den Unterscheid;
Verkündigt es der Ewigkeit:
Sagt daß in Coburgs stillen Mauren
Die Furcht für GOtt, Der Fürsten Gnad,
Und was das Glück für Seegen hat,
Zum Wohl des Landes ewig dauren.

Hier starrt der Kiel: Der Geist wird schwach,
Dir, Vater! Den die Kinder krönen,
Sieht er mit schwachen Augen nach,
Ihm bleibt ein unerfülltes Sehnen.
Den Sinnen und dem scheuen Kiel
Entdeckt sich auf einmal zu viel:
Der Fürst, der Stamm, die Fürsten-Zweige.
Das ist kein Lob der Schmeicheley;
Komm, Wahrheit, pflicht dem Ausspruch bey;
Du kommst, du sprichst: ich bin der Zeuge.

Ihr, die Euch Stoff und Vorwurf fehlt,
Wenn ihr das Lob Der Fürsten malet,
Den Ruhm von Ehren-Tafeln stehlt;
Kommt hieher, wo die Wahrheit strahlet.
Schreibt nur, was die von Euch begehrt;
Kommt, schildert uns der Prinzen Werth,
Und macht der Väter Ruhm lebendig.
Ein frommer Ernst, ein Bernhardt glänzt,
Die Ewigkeit hat Sie umkränzt,
Die macht die Flucht der Zeiten bändig.

Doch nein: Die Fürsten brauchens nicht:
Ihr Glanz verlöscht in Eurem Liede.
Die Tugend, die selbst für Sie spricht,
Braucht keinen Herold ihrer Güte.
Doch Böhlau, der die Prinzen bringt:
Der schon geübt, wie Maro, singt;
Der kann mit Helden-Feuer schreiben.
Es wird der Prinzen hoher Geist,
Mit welchen er die Welt durchreist,
Der Vorwurf seiner Lieder bleiben.

Die Ehrfurcht schweigt: die Treue glüht;
Sie lodert noch in unsern Seelen.
Fürst! wer des Tages Feyer sieht,
Darf Lust und Regung nicht verhelen.
Wir, die Du Deine Diener nennst,
Und unser Blut und Treue kennst:
Wir dringen in den Ehren-Tempel:
Wir stellen Dich und Dein Gemahl,
Die Prinzen, Deiner Palmen Zahl,
Den spätsten Zeiten zum Exempel.

Bey der Vermählung des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Ernst Friedrich, damaligen Erb-Prinzen, mit der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau, Frauen Sophien Antonien, geb. Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg. Im Namen der vorigen. 1749.

Die Allmacht, die den Thron erhöht
Und ihn zum Herrschen angewöhnet,
Schützt auch der Fürsten Majestät,
Die sie mit ihrem Recht belehnet.
Von ihr rührt Dauer, Stärk und Pracht
Und Abnahm, Schwäch' und Fall der Staaten,
Daß Rom den Erdkreis dienstbar macht,
Daß Rom die Barbarn drauf mit frechem Fuß zertraten.

Wie dort der Pyramiden Bau
Den Stolz und Herrschsucht aufgeführet,
Sich in der Wolken fernem Grau
Mit unsichtbarem Haupt verliehret,
Und drauf, wenn Alter, Sturm und Zeit
Die aufgelöste Last zerrieben,
Mit übereilter Sterblichkeit,
Kaum noch die Spuren zeigt, wo seine Pracht geblieben.

So muß dem sterblichen Geschlecht
Manch tausend prächtiger Ruinen

Zum

Zum Beyspiel von des Zufalls Recht,
Zum Beyspiel der Verwüstung dienen;
Kaum, daß der Musen treue Hand
In tausend halbverloschnen Zügen,
Noch manche grosse Nahmen fand,
Wozu die Sachen längst im tiefsten Schatten liegen.

Zum Beyspiel für die Folgewelt
Gelingts den lehrenden Geschichten,
Der Tugend, die das Glück erhält,
Ein daurend Denkmahl aufzurichten;
Doch zu der Erden grösserm Nutz
Nimmt das allwaltende Geschicke
Der Helden Abkunft selbst in Schutz,
Und baut der Völker Glück, im guter Fürsten Glücke.

Alsdann gewährt der Ahnen Bild
Der Welt die kräftigsten Exempel,
Und führt mit gleichem Trieb erfüllt
Auch ihr Geschlecht zum Ehrentempel.
Den Enkeln schlägt das edle Blut
Bey ihrer Väter Ehrenbogen,
Und, ihr vererbter Heldenmuth
Weckt die von neuem auf, die sie der Welt entzogen.

Der Häuser alter Purpur glänzt
Durch mehr als eine Reih von Jahren,
Und läßt mit frischem Ruhm bekränzt
Sein Volk sein vorigs Glück erfahren.
Der Helden Stamm erweitert sich
Und mehrt die Sipschaft der Geschlechter.

Wo jeder Sohn dem Vater glich,
Und jede Mutter lebt durch kronenwerthe Töchter.

Erhabner Stamm vom Wittekind!
Erhabner Stamm Durchlauchter Guelphen!
Was man von Euren Ahnen findt,
Kann mehr als jedes Beyspiel helfen.
Der Zeiten höchstes Alterthum
Hat Euren Ursprung kaum erfunden,
Und da schon sieht man euren Ruhm,
Und beyder Häuser Glück in einem Blut verbunden.

Von dort an, da dem Crodo * noch
Sein heidnischer Altar geglimmet,
Bis in des ersten Welphen ** Joch
Sich Brunos alter Sitz gekrümmet.
Von jenem kühnen Leuen an ***,
Durch den sein Wapenschild gewachsen,
Bis Otto **** Braunschweigs Thron gewann,
Wuchs das vereinte Wohl der Guelphen und der Sachsen.

Seitdem stand dieses Bündniß fest
Durch Friedrich, Albert, Casimiren, †

Die

*) Ein alter Götze der Ostphalen und Niedersachsen.

**) Henrich der Stolze, erster Herzog der Sachsen und Braunschweiger aus Guelphischen Stamm.

***) Henrich der Löwe, der die Leoparden ins Braunschweigische Wapen gebracht.

***) Otto, das Kind zugenahmt, erster Herzog zu Lüneburg.

†) Drey Herzoge aus dem Durchlauchtigsten Hause Sachsen, die Gemahlinnen aus dem Durchlauchtigsten Hause Braunschweig gehabt haben.

Die, was heut Coburg sehen läßt,
Mit ihrem hohen Beyspiel zieren;
Denn in der Sachsen Heldensaal,
Gab Braunschweig mehr als einem Prinzen
Ein liebenswürdiges Gemahl
Und fromme Fürstinnen für Sächsische Provinzen.

Beglückt sey drum der hohe Bund,
Der die Verwandschaft nur erneuert!
Sein Jubel sey der Nachwelt kund,
Die einst, wie wir, dies Fest noch feyert.
Ernst Friedrich, Held von hohem Blut,
Gebildet durch Franciscus Lehren,
Wirst Du der Völker wahres Gut
Dereinst mit gleichem Glück, als Er, das unsre mehren.

Wie sich gestärkt von innrer Kraft
Ein hundertjährger Eichbaum breitet,
Und in der Wolken Nachbarschaft
Der Aeste stillen Wachsthum leitet.
Wie, wenn sein hoher Gipfel grünt,
Die Fluren Ruh und Schutz geniessen,
So wünscht, wer Coburgs Zepter dient,
Daß Jahre sonder Zahl Franciscus Stamm verfliessen.

Die Welt hat Thronen gnug zur Pracht,
Doch nie zu viel zum Heil der Erden;
Drum muß durch weiser Fürsten Macht
Der Lohn der Tugend sichtbar werden,
Der Tugend, die noch eins so schön
Den Völkern Herz und Augen rühret,

Wenn bey Gewalt und Wohlergehn
Sie mehr den Purpur schmückt, als sie der Purpur zieret.

Vorlängst ist dies das schöne Recht
Das Sachsens Fürsten unterscheidet,
Daß Huld und Tugend ungeschwächt,
Durch Sie den Herzogshut bekleidet.
Ihr Stamm, der Schmuck der deutschen Welt,
Gab Helden und zugleich Bekenner:
Er gebe, bis dies Rund zerfällt,
Stets Väter für sein Volk, und für den Glauben Gönner!

Was hoft denn nicht die späte Zeit,
Erhabnes Paar! von Deiner Tugend,
Vom Trieb der reinen Zärtlichkeit,
Vom edlen Flor der schönen Jugend?
Von Sachsens und von Braunschweigs Werth,
Der sich beglückt in Euch verbindet,
Und hier von neuem Glanz verklärt,
Zu beyder Staaten Lust, den Ausbruch doppelt findet.

Versagt dem Abtrag treuer Pflicht,
Die Euch dies Lied zu Ehren singet,
Durchlauchtigste! die Gnade nicht,
Die aller Herzen Euch erzwinget.
Zieht glücklich in die Mauren ein,
Die Euer Anblick frölich machet,
Des Jahrs verjüngter Frühlingsschein
Verkündigt, was für Glück Euch noch in Zukunft lachet.

Durch frommer Aeltern Seegen groß,
Und groß durch eigne Heldengaben

Erfreu Euch stets das schöne Loos,
Das Eurer Ahnen Glück erhaben.
Es fehle Coburgs Throne nie
An Erben, die den Vätern gleichen,
Daß Sachsens Stammbaum ewig blüh,
Und treue Wünsche so ihr schönstes Ziel erreichen.

Bey der vorigen Gelegenheit im Namen der Hof-Damen und Cavalliers.

Willkommen, Auserwähltes Paar!
Willkommen in dem neuen Schimmer!
Entbrannte Wünsche stillt euch immer,
Heut wird die frohe Hoffnung wahr.
Ja! Friedrich kommet mit Sophien,
Erheitre Coburg deinen Blick,
Mit Ihm wird heute Braunschweigs Glück,
Vergnügt nach deinen Thoren ziehen.

Du siehst in Lust entzücktes Land
Schon lang begierig Ihm entgegen,
Der Ehrfurcht Opfer darzulegen,
Von heiser Andacht angebrandt.
Du zählst die fernen Hofnungsstunden,
Die Deine Sehnsucht länger macht.
Getrost! der frohe Tag erwacht,
Der Deiner Hofnung Ziel gefunden.

So, wie sich die Natur bewegt,
Wenn Lenz und Sonne näher rücken,
Erfrorne Felder zu erquicken,
Daß Blut und Saft sich schneller regt,
Die Glieder frische Kraft empfinden,
Die junge Welt im Brautschmuck prangt;
So muß dein Volk, das Dich verlangt,
Ein gleich erhizter Trieb entzünden.

Es drängt sich durch das ofne Thor
Und eilt mit brennenden Verlangen,
Dich, Theure Fürstin, zu empfangen,
Und jeder dringt dem andern vor.
Da sieht er schon Dein Bild von weiten
Im Geist, bevor er Dich gesehn,
Und würde, könnt es nur geschehn,
Ein ewig Denkmal Dir bereiten.

Ja, frohes Volk, Sie bleibt es werth,
Der schnelle Ruf ist wahr und richtig,
Dein lang gewünschtes Glück ist wichtig,
Du hast erlangt, was Du begehrt.
Zu diesem Tage Dich zu schicken,
Heißt nur dem Himmel dankbar seyn:
Sie zieht im Seegen bey Dir ein,
Und wird in Gnaden auf Dich blicken.

Erfreuter Hof! dein Wunsch wird wahr,
Dein Trieb läßt dich nicht länger schweigen.
Um Coburgs Ehrfurcht recht zu zeigen,
Bringst du das Opferfeuer dar.

Die Demuth sucht es anzubrennen,
Nimm, Hohes Paar, es gnädig hin,
Du wirst der treusten Diener Sinn
An Minen, Wort und Ausdruck kennen.

Wenn sich Dein Wolfenbüttel freut,
Dich, Fürstin, uns geschenkt zu haben;
So glaube, daß bey Deinen Gaben
Sich unser Glück mit Lust erneut.
Du fehltest nur zu dem Vergnügen,
Das sich Josiens Hof erkießt.
Nun da Du Seine Zierde bist,
Belebt er sich mit frischen Zügen.

Entfernt hat uns Dein Bild gerührt,
Es war zu schön, um nicht zu blenden:
Soll sich die Treue nicht verpfänden,
Da Friedrich Dich nach Coburg führt?
Dich in der Nähe zu bewundern,
Hat uns der Himmel ausersehn:
Nie wird der Eifer stille stehn,
Den Trieb der Ehrfurcht aufzumuntern.

Josias kennt die treue Pflicht,
Die wir Ihm erfurchtsvoll erzeigen:
Kann unser Wunsch sie nicht erreichen;
Verlöscht doch unsre Ehrfurcht nicht.
Nun dörfen wir sie mit Dir theilen,
Prinzeßinn', nunmehr Coburgs Lust!
So wird mit aufgelebter Brust
Dir unser Dienst entgegen eilen.

Ja! Friedrichs ganzes Fürstenhaus
Wird, Fürstin, zärtlich Dich umgeben:
Dein Einzug bringt Ihm neues Leben,
Er breitet Lust und Hoffnung aus,
Da die Erhabnen Prinzessinnen,
Die Deiner Tugend ähnlich sind,
Die Deine Zärtlichkeit gewinnt,
Dich täglich stärker lieb gewinnen.

Zwo Mütter schauen heut entzückt
Auf ihrer Kinder schöne Liebe,
Da durch das Bündniß edler Triebe
Ihr lang gehofter Wunsch geglückt.
Sophiens Arm wird sie umschliessen:
Sie, die Dich liebt, Amalien:
Und Du wirst, Fürstin, freudig sehn,
Wie sie sich beyde zärtlich küssen.

Da Dich Dein Coburg liebt und ehrt;
So wirst Du Braunschweig wiederfinden,
Die Liebe wird den Wohnplatz gründen,
Der Dir als eigen zugehört.
Dein Herzog giebt für reiche Kronen
Sein neu erlangtes Glück nicht hin:
Du bist allein bestimmt für Ihn,
Sein edles Herze zu belohnen.

Erlauchtes Paar! dies sey der Tag,
Den Sachsen auf die Nachwelt schreibet,
Dem reicher Seegen zinnßbar bleibet,
So lang man ihn nur feyern mag.

Dieß

Dieß Fest muß stets verjüngt erscheinen,
Das Hof und Stadt mit Jauchzen grüßt:
Und wenn das Land voll Lieder ist,
Soll unser Wunsch sich mit vereinen.

Der Enkel aus der späten Zeit
Schau froh auf diesen Tag zurücke;
Und dank ihm sein ererbtes Glücke
Für Euren Bund voll Zärtlichkeit.
Die Nachwelt wird es nicht vergessen,
Wie herrlich dieser Tag erwacht.
Wie glücklich er uns heute macht,
Mag man aus seinem Glanz ermessen.

Beglückter Herzog! dieser Bund,
Den selbst des Himmels Ja geschlossen,
Sey mit des Seegens Thau beflossen
Und mache Dein Vergnügen kund.
Die Vorsicht schenkt nur grossen Seelen
Ein Kleinod, das sie Dir bestimmt.
Wo schon der Tugend Feuer glimmt,
Irrt man nicht leichtlich im Erwählen.

Steigt weiter mit vereinter Kraft,
Durch Glück und Schmuck vermählte Häuser!
Damit der Glanz verdienter Reiser
Euch ewig Lob und Ruhm verschaft.
Die Vorsicht wacht ja noch für Sachsen,
Weil Ernstens Stammbaum fruchtbar blüht:
Und unser Eifer, der es sieht,
Wird mit ihm täglich stärker wachsen.

Deiner Güte Denkmahl war,
Stört auf einmal Tod und Bahr.
An des Alters mürben Schwellen,
Die oft Schwächre übergehn,
Muß ein plötzlich Weh ihn fällen,
Und des Lebens Triebwerk stehn.

Viel zu früh beschloßnes Leben!
Dessen Vorzug zu erheben,
Die gerührte Zärtlichkeit,
Viel zu matte Farben leiht.
Preisen Dich die frommen Zähren,
Die der Seelen Innres giebt,
So solls jeder Tag bewähren,
Wie Dich dieses Herz geliebt.

Waren unsres Bundes Rechte,
War ein blühendes Geschlechte,
Das der Eintracht Seegen nährt,
Meiner süßten Wünsche werth,
Wars das Wohl von meinem Leben,
Daß er mich die Seine hieß,
O wie soll ichs überstreben,
Daß mich dieser Freund verließ!

Ihn empfahl dem treuen Blicke
Nicht der Glanz von äusserm Glücke,
Nicht der Ehrentitel Reih,
Nein! sein Herz voll weiser Treu:
Sein Verdienst, das in den Schranken
Wahrer Ehr und Tugend lief,

Und

Und zu würdigen Gedanken
Mit ihm sein Geschlecht berief.

Bey des Unglücks schwersten Streichen,
Bey dem Anblick seiner Leichen,
Wird uns erst sein schätzbar Bild
Selbst durch den Verlust enthült:
Und den Trost aufs ganze Leben,
Wenns für mich noch Tröstung giebt,
Soll mir die Erinnrung geben,
Daß er mich, ich ihn geliebt.

Dem Erhalter unsrer Jahre,
Dank ich bey des Gatten Bahre,
Für das Glück verflogner Zeit
Voller Ruh und Zärtlichkeit:
Und wenn man Ihn selbst versenket,
Küß ich zitternd auch die Hand,
Die Ihn einst der Welt geschenket,
Die Ihn mir einst zugewandt.

Sinkt ein Strahl von jenen Freuden,
Durch den Nebel düstrer Leiden,
Bey der Frommen ofnem Grab,
In ein seufzend Herz herab;
O! so blick ich nach den Höhen,
Wo ich Ihn einst finden soll,
Seeligkeit und Auferstehen,
Macht mein Glück dort schön und voll.

Diesen Rest geliebter Glieder,
Warf ein kurzer Tod nur nieder,

Da die Durchlauchtigste Friedricke,
Dir alles durch Sich selbst gewährt.
Sie, Die nur Deiner werth gewesen,
Hat milder Vorsicht Huld von Ewigkeit erlesen,
Und zur Gemahlin Dir erkießt;
Damit, wann Dich die Last des Scepters drücket,
Ihr keuscher Kuß Dein Herz erquicket,
Und Dir das Leben froh versüßt.

Da kommt Sie, Deine Braut, die beste würdger Schönen,
Wie mächtig würkt Ihr heitrer Blick?
Die Gnade spricht aus Ihren Tönen:
Ihr Auge predigt Heil und Glück.
Ihr Herz gefällig, wie die Jugend,
Glüht von des Vaters Muth, glänzt von der Mutter Tugend,
Und denkt mit gründlichem Verstand.
Von Ihrer Stirn strahlt göttliches Erbarmen,
Zum Trost der Unschuld und der Armen,
Und milde Großmuth für Ihr Land.

Zeuch hin mit Ihr, o Herr! und leb in Glanz und Ehre,
Gleich Deiner grossen Eltern Paar!
Zerstreu der Laster schwarze Heere,
Und schütz der Tugend kleine Schaar.
Mit ausgestreckten frommen Händen
Erbittet sich Dein Volk die Kraft aus Deinen Lenden,
Und GOtt gewährt ihm, was es bat.
Er kommt, der Prinz. So wie aus dunkler Ferne,
Der glänzende Monarch der Sterne,
Der braunen Nacht sich liebreich naht.

Bey dem Absterben des Herrn Johann Friedrich Gruners, beyder Rechten Doctors, Geheimden Hofraths und Consistorial-Präsidentens zu Coburg, im Namen der hinterlassenen Wittwe Euphrosine Maria Grunerin, geb. Facius. 1756.

Bange Lieb! hör auf zu hoffen!
Von des Schicksals Hand getroffen
Sind Gelübde reinster Treu,
Nicht vom Tod und Trennung frey.
Schwarze, jammervolle Schatten!
Deckt mich und mein traurend Haus!
Um den besten aller Gatten
Druckt kein Schmerz zu stark sich aus.

Ewiger! von deinen Schlüssen,
Die wir seufzend ehren müssen,
Zeigt einst jede Fügung sich
Weise, gut und väterlich.
Aber du vergiebst auch Thränen,
Die Natur und Menschheit weint,
Wenn bey unruhvollem Sehnen
Uns dein Rath noch schrecklich scheint.

Was du selbst zum Wohl verbunden,
Was in tausend schönen Stunden

Bey der Vermählung des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Christian Friedrich Carl Alexander, Markgrafens zu Brandenburg rc. mit der Durchlauchtigsten Fürstin nnd Frauen, Frauen Friedericken Carolinen, Herzogin zu Sachsen rc. im Namen sämtlicher Höheren Collegien in Coburg. 1754.

HORATIVS

Felices ter, et amplius
Quos irrupta tenet copula.

Ja, ja! Durchlauchtigste! dies Lied soll es besingen,
Das Euer grosser Name ziert;
Wie Amor Euch, auf sanften Schwingen,
In Hymens heilgen Tempel führt;
Wo, gleich dem jugendlichen Lenzen,
Der Liebe keusche Hand mit frischen Rosen-Kränzen,
Euch festlich zu der Träuung schmückt.
Euch mütterlich umarmet und begegnet,
Weissagend Euer Bündniß segnet,
Und Euch und uns durch Euch beglückt.

Noch seufzten sie besorgt, die hoffenden Provinzen,
Nach diesem aufgeklärten Fest,
Das ihren vielgeliebten Prinzen,
Die beste Fürstin überläßt.

Voll

Voll Innbrunst drang ihr heisses Flehen,
Aus frommer Bürger Treu, zur Gottheit heilgen Höhen,
Und schrie, bis sie ihr Amen sprach.
Er kam, der Tag! Sie ewig zu beglücken,
Und Freude, Wollust und Entzücken,
Und Heil und Segen folgt ihm nach.

Wie, nach entwichner Nacht, wenn aus dem blauen Meere
Des Phöbus lichte Strahlen glühn,
Der Schatten fürchterliche Heere,
Die Schaaren banger Träume fliehn:
So flieht vor diesem heitern Morgen
Die blöde Furchtsamkeit mit ihren trüben Sorgen,
Die Onolzbach bisher gequält.
So glänzt ihm nun des Glückes goldne Sonne,
Da, zu des Landes Trost und Wonne,
Sich Friedrich Carl beglückt vermählt.

Herr, der Du Dich schon itzt, so hoch, wie Titans Wagen,
Durch eigner Tugend Kraft erhebst,
Und, gleich den holden Frühlings-Tagen,
Die Hofnung Deines Volks belebst.
Wie muß sich dis Dein Volk erfreuen?
Da heut zu seinem Heyl und ewigen Gedeyen
Dein Herz der Liebe Band umschlingt;
Die, da sie Dir Friedricken selbst verbunden,
Des goldnen Alters selge Stunden
In Deinen Staat zurücke bringt.

Was fehlet nun, o Herr! was fehlt noch Deinem Glücke?
Was ist, das noch Dein Wunsch entbehrt?

Der Verwesung flüchtges Leid,
Wechselt mit Unsterblichkeit.
Ruhig kehrt an Seiner Seiten
Einst mein Leib zum Staub zurück,
Und Ihn ewig zu begleiten,
Schließt sich einst mein froher Blick.

Ruhe wohl! in kühler Erden,
Nach vollendeten Beschwerden
Liebster Gatte! bester Freund!
Bis ein Tag uns allen scheint.
Die Erinnrung dieser Zähren,
Die mein Aug um Dich vergießt,
Soll es glänzend einst verklären,
Wenn es dort Dich wieder grüßt.

Bey eben dieser Gelegenheit, im Namen der hinterlassenen Kinder.

Voll Wehmuth naht sich Dein gebeugt Geschlecht
Ehrwürdigs Haupt! zur väterlichen Bahre.
Die Menschlichkeit spricht unsre Klagen recht,
Die Liebe zählt die Wohlthat langer Jahre.
Des Blutes Macht wird selbst im Schmerzen neu,
Und weint um Dich, nebst der, die uns gebohren,
O grauser Dienst! beym Abtrag letzter Treu,
Das Glück ist Thränenwerth, wenn mans, wie wir, verlohren.

LB Coburg

Das Vaterrecht weiht Himmel und Natur,
Die Vorsicht hats in jede Brust geschrieben.
Wo lebt ein Volk und trift nicht diese Spur,
Wo fühlt ein Herz und folgt nicht diesen Trieben?
Doch heilger noch wird die erhöhte Pflicht,
Wo Einsicht sie mit eignen Gründen stützet:
Wo unsre Wahl, wie unsre Herzen, spricht,
Und gegenseitig sich Natur und Neigung schützet.

Vergnügtes Bild der Unschuldvollen Zeit!
Da wir zuerst ins Leben hülflos kamen,
Du lehrtest uns die schöne Zärtlichkeit,
Des Himmels Stimm, im süssen Vaternamen.
So warm fließt nicht durch des Geäders Gang
Des Blutes Strohm mit lebensvollen Schlägen,
Als Herzen sich voll Ehrfurcht, Lieb und Dank,
Noch bey dem Wiederschall von diesen Namen regen.

Doch ach! Er war, und kehrt nicht mehr zurück,
Das Auge starb, das unser Wohl beseelte,
Der Vater! den ein sorgendes Geschick
Gutthätger nie für sein Geschlecht erwählte,
Ja den wir selbst bey keiner Wahl verfehlt,
Wenn, was das Glück mit weisrem Rath uns schenkte,
Wir selber je uns hätten ausgewählt
Wenn Schicksal und Geburth, ein menschlich Auge lenkte.

Die Ehrfurcht zagt, wenn sie Sein Lob berührt,
Sein Beyspiel heißt von seinem Ruhm uns schweigen.
Die Tugend, die der Nachwelt Beyfall ziert,
Hieß Demuth erst die wahre Grösse zeigen.

In des ganzen Lebens Würde
War nur Huld und Frömmigkeit,
Und der Pflichten ganze Bürde
Dir so sanft als unentweiht.

Guter Mütter Ruhm zu ehren,
Hebe durch der Zeiten Lauf
In der Töchter frommen Chören
Einst Dein Bild die Nachwelt auf!
In der sanften Unschuld Minen,
War des Herzens innrer Werth
Liebenswürdger nie erschienen,
Nie durch Thaten mehr verklärt.

Dieses Grabes düstrer Bogen,
Fasset nur was sterblich war,
Von des Himmels Glanz umzogen,
Strahlt dort das beglückte Paar.
Wird einst gleiches Licht uns scheinen,
Und dies Auge heller sehn,
Wird selbst was wir jetzt beweinen,
Nach der Vorsicht Preis erhöhn.

Bey der Geburth der Durchlauchstigsten Hilburghäusischen Prinzeßin Friederica Sophia Juliana Carolina im Namen der zu Coburg studirenden Hilburghäusischen Landes-Kinder. An die Hochfürstl. Eltern.

Wagt sich zu fürstlicher Lust der Ausdruck plerischer Freude?
Flieht nicht vom Purpur ihr schüchternes Lied?
Nein! gleicherhaben am Geist schätzt Ihr Durchlauchtigste Beyde,
Selber den Lorbeer, der Dichtern sonst blüht.

So sieht die weichende Luft getheilt von mächtigen Schwingen,
Ueber der Alpen unschmelzbarem Schnee,
Adler in Paaren den Weg der weissen Wolken durchdringen,
Prächtig durch sich, und in glänzender Höh.

Lächelnd erblickten am Thron der Musen glückwünschende Chöre
Kenner und Meister des Schönen zugleich,
Herrscher den Völkern zur Lust, Fürstinnen den Cronen zur Ehre,
Doppelter Tugend verschwistertes Reich.

Selber die himmlische Kunst, die sonst eremitische Schatten
Stolz auf das Urtheil der Kenner durchtönt,
Sah mit Befremdung ihr Spiel mit blitzenden Sceptern sich gatten,
Sah mit der Weisheit das Glücke versöhnt.

Du nur die Geschöpfe trägst,
Kannst auch du den Schmerz nur enden
Den du ihnen auferlegst.

Wie den Schmelz der frohen Matten,
Schnell ein Hagelschaur zerstört,
Wenn aus schwarzgewölkten Schatten
Schnell sich Sturm und Fluth empört,
Die gebrochnen Saaten liegen
Ueber den durchwühlten Grund,
Und für Hofnung und Vergnügen
Macht sie nur Verwüstung kund:

So verkehrten wenig Morgen,
Schwärzer als die Mitternacht,
In Gefahr, Verlust und Sorgen
Alles was uns froh gemacht.
An des Vaters kalter Seiten
Sank erkrankt, die uns gebahr.
Und zum Lohn der Zärtlichkeiten
Rief ein Tod zugleich dies Paar.

Seltner Preis der reinsten Liebe!
Die so kurz das Grab nur trennt,
Daß mit ungestörtem Triebe
Sie verlöscht und neu entbrennt:
Die ein himmlisches Umfassen
Schnell einander wiedergiebt,
Um Sie ewig dort zu lassen,
Wo kein Tod Sie mehr betrübt.

Theilt' ein Strahl von Eurem Glücke,
Nur die Nacht, die uns umzieht!
Uns, die man mit nassem Blicke
Jetzt umringt von Gräbern sieht:
Uns, die bey gehäuften Wehen
Und vom Schmerze selbst betäubt,
Was geschieht und ist geschehen,
Zu gleich bittren Thränen treibt.

Mit zu tiefverwundter Seele
Theurste! sehn wir Deinen Sarg!
Da des Grabes offne Höle
Kaum den Vater uns verbarg.
War nicht einer dieser Streiche
Schon zum höchsten Schmerz genug,
Ohne daß die zweyte Leiche
Trostlos uns darnieder schlug?

Liebste Mutter! der auf Erden
Unsre Treu nie gnug gedankt,
Was bey Sorgen und Beschwerden
Unser Glück durch Dich' erlangt.
Nimm jetzt unsre heissen Zähren,
Für den letzten Abtrag an,
Den die Ehrfurcht Dir gewähren,
Und die Liebe geben kan.

Zu des Himmels Süßigkeiten,
Zu der Tugend höchsten Lohn,
Sich hier zeitig zu bereiten,
Glückte Deiner Jugend schon,

Ein rauschend Lob verfliegt dem Halle gleich,
Der wirbelnd sich in leichten Lüften drehet;
Verdienste sind an sich schon Lorbeerreich,
Zu groß für fremden Glanz, durch eignen Werth erhöhet.

Uns sey der Zoll der Dankbarkeit genug,
Die ewig noch den theuren Namen ehret,
Auch wenn vorlängst den morschen Aschen-Krug
Die Zeit zerstäubt, des Zufalls Hand zerstöret.
Viel sichrer als auf sprödem Erz und Stein
Soll einst in uns sein würdges Denkmahl leben.
Und seines Ruhms und Namens werth zu seyn,
Sein Beyspiel uns den Sporn zu edlen Thaten geben.

In edler Ruh, die das Gepränge flieht,
Im wachen Fleiß, Gott und der Welt zu dienen,
Ist reich an Frucht sein Leben ihm verblüht,
Und selbst der Tod Ihm Schreckenfrey erschienen.
Er starb, wie er gehandelt und gedacht,
Mit weisem Ernst und voll von höherm Glücke,
Drum sank vor ihm der Gräber schwere Nacht,
Wie bey dem Morgenlicht der leichte Dunst, zurücke.

Beglückter Tausch! für jeden, den man liebt,
Nur hart für die, die hier verlassen weinen!
Doch was der Schmerz der Trennung hier betrübt,
Wird jene Welt zu längrer Lust vereinen.
Die Ewigkeit von keinem Gram gestört,
Lohnt Tugend dort mit Seelenruh und Frieden,
Und dem ward stets der süsse Wunsch erhört,
Den von der Sterblichkeit ein froher Tod geschieden.

So

So schlägt Dein Haus den düstern Flor zurück,
Und blickt Dir nach zu den erstiegnen Höhen.
Mit Seufzen trägts sein irdisches Geschick,
Mit Freuden hoffts Dich dort verklärt zu sehen.
Der Zeiten Flucht, die Moond und Jahre treibt,
Beflügelt auch der Liebe Wunsch und Hoffen:
Wie lange währts, daß man zurücke bleibt,
So hat was Dich betraf, uns alle selbst betroffen.

Beym Absterben der vorgedachten Frau Grunerin, Wittwe, im Namen der hinterlassenen Kinder. 1756.

Bey noch unverharschten Wunden,
Die des Vaters Tod uns schlug,
Mehrt den Schmerz, den wir empfunden,
Auch der Mutter Aschenkrug!
Ewge Vorsicht! Deine Werke
Sind stets weise, fromm und gut.
Gieb hier nur zum Leiden Stärke,
Und bey Tod und Schrecken, Muth!

Dein Verhängniß zu verehren,
Ist selbst dieser Thränen Pflicht.
Deinen Rathschluß umzukehren,
Wünscht auch unsre Demuth nicht.
Aber wenn mit Mutterhänden

Du

Göttlicher Stand! wenn nichts, was nur die Menschheit erhebet,
Für dem Vorrecht des Fürstenhaus flieht,
Wenn die Größe vom Geist, die Macht und Wohlthun belebet,
Wenn schon die Tugend hier herrschend sich sieht.

Tief im Staube ringt oft ein Herz zum Helden gebohren,
Daß kaum der Nachbar Betrachtungswerth hieß;
Wie viel grosses erstickt, wie viel geht schönes verlohren,
Weil sich kein Zufall ihm hülfreich erwies?

Aber, wie sich im Schooß umwölkter Berge genähret,
Rauschend ein Strohm in die Thäler ergießt,
Durstende Fluren benetzt, den Ueberfluß Völkern gewähret,
Und majestätisch zum Ocean fließt:

So wirkt prächtig die Macht der gütigen Gottheit auf Erden,
Wenn sie mit Sceptern die Tugend belehnt;
Wenn sie Fürsten beruft, Statthalter des Himmels zu werden,
Die das Verdienst von dem Purpur schon krönt.

Zeichnet ihr Völker! den Tag ins Denkbuch ewiger Zeiten,
Der eure Thronen dem Würdigsten giebt.
Zeig ihn der Tugend zum Sporn, der forschenden Nachwelt vom weiten,
Die als den Grund ihrer Wohlfarth ihn liebt.

Gönn uns, Durchlauchtigstes Paar! den Theil patriotischer Freude,
Die Hildburghausen jetzt festlich verklärt.
Ehrfurcht und wallende Treu wetteifert mit rühmlichen Neide,
Wer Euch sein Opfer am reinsten gewährt.

Gütig

Gütig, mit seegnendem Blick, wie dort, da sie Eden umgrenzte,
Sah aus den Wolken die Vorsicht herab;
Drohende Schatten entflohn, ein himmlisches Morgenroth glänzte,
Wie es den Erstling der Tage umgab.

Von Charitinnen geführt, umarmt von Eintracht und Seegen,
Naht sich der Hofnung erbetenes Pfand.
Wunsch und Gebet eilt Ihr aus tausend Herzen entgegen,
Westen gleich fliegen die Freuden durchs Land.

Dreymal glücklicher Zweig! vom Stamm ehrwürdiger Helden
Sey Deinem fröhlichem Volke gegrüßt!
Jenseits des nordlichen Belts soll unser Jubel dich melden,
Wo noch ein Volk dieser Freude genießt.

Wie, eh der nahende Tag die Frühlingswolken vergüldet,
Sich seine Böthin im Rosenlicht zeigt,
Und die stille Natur dem Morgen der schimmernd sich bildet,
Ehrerbiethig und feyerlich schweigt:

So sey reitzendes Fest! der Bothe noch froherer Stunden
Zeig uns, als Herold, des Heldensohns Bild,
Den, eh das fliehende Jahr den Wintermond wieder gefunden,
Hier der verschwisterte Purpur umhüllt!

Aus der Zukunft Gebieth, von leichten Schatten umgeben,
Nähert er sich schon mit männlichen Blick.
Ewige Vorsicht! dein Wink ruft gute Fürsten ins Leben,
Ruft ihn den Thronen und Völkern zum Glück!

Dann stimmt, Durchlauchtigstes Paar! dies Spiel mit harmonischen Schlägen
Allgemeinen Entzückungen bey.
Weil noch Herzen in uns die klopfende Adern bewegen,
Weyhn diese Herzen Euch Ehrfurcht und Treu.

Cantate, bey der öffentlichen Glückswünschungsrede zu der hohen Vermählung des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Ludwigs, Herzogen zu Mecklenburg, mit der Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen, Frauen Charlotten Sophien, gebohrnen Herzogin zu Sachsen. In dem Hörsale des hiesigen akademischen Gymnasiums aufgeführet. 1755.

Arie.

Der würksamen Freude beseelende Züge
Verschönern die Jahrszeit, erhöhn die Natur.
Hier schmücket der Frühling die blühende Flur
Und tilget des Winters verheerende Spur.
Dort samlen sich Schaaren mit lachendem Blicke
Und singen des Vaterlands blühendes Glücke,
Ein Glücke, das Coburg jüngst zwiefach erfuhr.
Der würksamen Freuden 2c.

Recit.

Recit.

So sey auch du mit neubelebtem Sinn
Gemeiner Wohlfarth Heroldin,
Und laß ein Lied, in dem die Freuden wiederhallen,
O Dichtkunst! in der Völker Jubel schallen.
Des schwesterlichen Beystands Pflicht,
Versage dir die reinste Tonkunst nicht,
Franciscus Lust bey seines Hauses Glücke
Erfordert beyder Meisterstücke:
Und glückt dies auch der Schwachheit nicht,
So kehrt der Ausdruck treuer Pflicht
Doch nie beschämt von Ihm zurücke.
Die Vorsicht, die mit göttlich weiser Macht
Den Fürstenstuhl erbauet und bewacht,
Die in der Fürstenhäuser Flor,
Die ihre Huld erkohr,
Der Welt noch immer Proben giebet,
Daß sie an Thronen selst nur Tugend liebet,
Die machte durch ein doppelt Band
Zu Coburgs Vortheil dies bekant,
Die läßt in Anspach und Schwerin
Mit neuem Glanz jetzt Sachsens Raute blühn.

Arie.

Gleich Cedern auf Libanons fruchtbaren Höhen
Verbreiten sich Häuser, die Gottesfurcht schmückt.
Von Menschen geliebet, vom Höchsten beglückt,
Zum Beyspiel des Seegens vom Himmel ersehen
Muß ewig ihr steigendes Wachsthum bestehen.
Gleich Cedern auf ꝛc.

Recitativ.

Nur wenger Moonden Zahl
Ist in vergnügter Eil verflogen
Seit sich in Coburgs Heldensaal
Um Fridericken's Haupt die jungen Myrthen bogen;
Seit von der reinsten Treu erregt
Durch Anspachs volle Gassen
Das Lustgeschrey sich hören lassen,
Das froher Völker Mund bewegt;
So eilt von gleichem Schluß der Vorsehung geruffen
Charlottens Fuß zu des Altares Stuffen.
Ein fernes Volk, das um den Belt
Von Christians Stab sein steigend Glück erhält,
Sieht im Genuß der süssen Zärtlichkeit
In Zukunft sie an Ludwigs Seiten.
So wird zugleich ein vielfach Wohl gemehrt
So wird mit Mecklenburg in Zukunft Anspach streiten,
Wer zärtlicher dies frohe Bündniß ehrt.

Arie.

Nehmt von den erfreuten Musen,
Durchlauchtigste! den Glückwunsch zwiefach an!
Die Treue würkt in tausend regen Busen,
Was Kunst und Zwang nie würken kann.
Doch muß, die Geist und Wissen ehren,
Die Kunst selbst feinre Triebe lehren
Ihr dankt ein edler Herz, der Mensch und Unterthan.
Nehmt von den erfreuten ꝛc.

Recitativ.

Hier, wo sich Casimirs erhabner Geist
Der Nachwelt noch in edlen Werken weist,

Hier

Hier wird auf gleichen Höhen,
Wohin ihn Großmuth, Huld, Geschmack und Geist erhob,
Franciscus Stamm einst glorreich stehen
Und selbst dies Fest, das wir begehen
Verewge dieses Lob!

Arie.

So lebt Durchlauchtigste, durch ungemeßne Zeiten,
So glücklich als Tugend und Lieb es verdient!
Daß im Genuß stets neuer Süßigkeiten
Das späteste Alter unmerklich vergrünt.
So lebt Durchlauchtigste ꝛc.

Cantata, bey der öffentlichen Glückwünschungs-Rede auf die Zurückkunft der Durchl. Prinzen und Herrn, Herrn Ernst Friedrich, und Christian Franzen, Herzogen zu Sachsen ꝛc. ꝛc. in dem Hörsaale des akademischen Gymnasiums 1748 aufgeführt.

Aria en Tutti.

Ihr scherzende Töne der freudigen Saiten!
Entdecket den Vorzug der glücklichen Zeiten
Belebet die Regung der frölichen Brust;
Die Regung der Ehrfurcht, der Liebe der Lust.
Verdoppelt die Fälle!
Schallt rührend, schallt helle!

Fühlt selber die Freude und macht sie bewust!
Ihr scherzende Töne der freudigen Saiten!
Entdecket den Vorzug der glücklichen Zeiten
Belebet die Regung der frölichen Brust;
Die Regung der Ehrfurcht, der Liebe, der Lust.

Recit.

Hier wo die Itz mit stillen Güssen,
Sich schänglend durch die Gründe zieht,
Und an der Berge breiten Füssen
Der Anger schöner blüht,
Verbreitet längst der Wiederhall
Des grossen Namens süssen Schall,
Der Coburgs Volk beglücket,
Und selbst die Flur entzücket.
Francisco dienet jedes Herz
Des Alters Treu, der Jugend Schertz,
Der Künste Flor
Des Staats Gedeyen
Und was der Musen sichrem Chor,
Je Anlaß giebt, sich zu erfreuen.

Aria.

Erfreut euch der Ruhe gesicherte Musen!
Erfreut euch des Glücks in Franciscus Gebieth.
Er selber kennt Wissenschaft, Urtheil nnd Kunst,
Drum gönnt er den Musen die Fürstliche Gunst
Er selber verdienet das würdigste Lied
Drum schätzt er, wenn Weisheit und Tugend bemüht,
Erfreut euch der Ruhe ꝛc. ꝛc.

Recit.

Recit.

Ja! traut der Ruh und sanften Sicherheit,
Und sorgt für keine Folgezeit!
Euch gab zum Unterpfand
Der Vorsicht Hand,
Die Erben seiner Helden Gaben,
Was könnt ihr sichrers haben?
Die Tugend, die den Fürsten ziert
Die Weisheit die den Helden führt,
Die Huld, die Sachsens Prinzen eigen,
Wird sich durch Sie verdoppelt zeigen.
Drum traten sie die Ehrenbahn,
Mit väterlicher Tugend an,
Und Fremde sahn auf ihren Reisen,
Wie würdig wir Sie preisen.

Aria.

Der Beyfall unbeherrschter Zungen
Verdoppelt ein verdientes Lob.
Der Wahrheit nur ist dies gelungen
Die sich durch eignen Werth erhob.
Der Beyfall unbeherrschter Zungen
Verdoppelt ein verdientes Lob.

Recit.

So nehmt Durchlauchtigste! den Glückwunsch an,
Den Treu und Pflicht Euch abzustatten eilet,
Die Lust, die Euer Wohlseyn giebt,
Gehört für jeden, der Euch liebt,
Und wird vom ganzen Volk getheilet.
Drum tritt auch unsre Schaar
Zum Danckaltar;

Und

Und sieht Sie Euch mit Freuden wieder,
So nennt Sie dies den schönsten Stoff der Lieder:

Aria. a Tutt.

Der Seegen ruht auf Casimirs Gestifte,
Der Segen crönt Franciscus hohes Haus.
Ihr Musen zeigt den spätsten Zeiten,
Einst beyder Fürsten Seltenheiten,
Und drückt ihr Lob vereinigt aus!
Der Seegen ruht auf Casimirs Gestifte
Der Segen crönt Franciscus hohes Haus.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sucro, Christoph Joseph

M. Christoph Joseph Sucro ehemaligen öffentlichen Lehrers der Beredsamkeit und der griechischen Sprache an dem akadem. Gymnnasium zu Coburg Kleine deutsche Schriften

Coburg 1770

Coburg, Landesbibliothek -- C II 11/33
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11919725-8